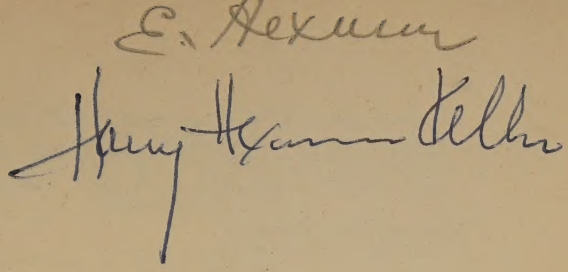
RUDOLF HERZOG

DAS LEBENSLIED

Department of German
Franklin & Marshall College
Lancaster, Pennsylvania

In Memory Of

Dr. Harry F. Keller



Das Lebenslied

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Rudolf Herzog

Das goldene Zeitalter
Roman. 7. u. 8. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Adjutant
Roman. 7.—10. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Graf von Gleichen
Ein Gegenwartsroman. 14.—18. Auflage
Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Die vom Niederrhein
Roman. 36.—40. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Das Lebenslied
Roman. 43.—47. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Die Wiskottens
Roman. 76.—80. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

—"— —"—
50. (Jubiläums-)Auflage. Mit Porträt des Verfassers
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—

Der alten Sehnsucht Lied
Erzählungen. 10.—12. Auflage
Inhalt: Deutsch und Fremd — Giuditta Africana — Auf der Fahrt nach dem Glück — Der Gruß des Lebens — Zweiter Frühling — Frühlingsabend
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Abenteurer
Roman. Mit Porträt des Verfassers. 31.—35. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Hanseaten
Roman. 51.—55. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Es gibt ein Glück ...
Novellen. 26.—30. Auflage
Inhalt: Die Schwestern — Die Väter — Der getreue Eckart — Sommermärchen — Klänge aus der Ferne — Heimat
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Die Burgkinder
Roman. 1.—30. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Gedichte. 3. u. 4. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Die Condottieri
Schauspiel in vier Akten. 3. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Auf Nissenskoog
Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Das Lebenslied

Roman

von

Rudolf Herzog

43.—47. Auflage

Stuttgart und Berlin 1911
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

Dem Frankfurter Freundeskreis

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Als sie vor dem quadratischen Bau des Konservatoriums stand und zu den in blanker Septembersonne glitzernden Fensterreihen emporsah, wußte sie sich des Wegs nicht zu entsinnen, den sie hierher genommen hatte. Mit keinem Gedanken hatte sie an die Straße gedacht, mit jedem Gedanken nur an das Ziel. Da lag es vor ihr.

Weiß und breit streckten sich die Quadern in ruhiger Gelassenheit übereinander hin, bis sie das flache Dach erreichten. Die Kunst des Architekten hatte es nicht versucht, der Schwesterkunst, der sie dies Haus errichtet, eine offensichtliche Deutung zu geben. Keine steingewordene Musik redete aus den Profilen, kein gemächlich fortschreitendes Andante führte zum sanft sich wiegenden Adagio, und nirgend kicherten aus heimlichen Ecken oder luftig geschwungenen Linien leichtherzige Musikantengeister in den ernsten Tonfall ihrer großen Genossen hinein. Es war ein nüchterner, praktischer Bau.

Aber die Septembersonne lag auf ihm und wischte ihm die Augen und schminkte ihm die Wangen und putzte an seinem Gewand, daß es wie ein weißes, fleckenloses Feiertagskleid erschien, schlicht und er-

haben. Und Helga Nuntius schaute aus dunklen Augen, in denen Sehnsucht und bewundernde Verehrung sich eng aneinanderschmiegten, auf das Haus wie auf einen geweihten Tempel . . .

Die Straße war mit dichtbelaubten Kastanien bestanden und weitete sich zu einem kleinen Platz voller Blumenrabatten und Buschwerk, in das sich ein paar Ruhebänke verstohlen hineindrückten. Vor wenigen Minuten hatte sich ein Herr dort niedergelassen, eine aufgeschossene, langgliedrige Gestalt, der die eigentümlichen, vorsichtig lässigen Bewegungen körperlich großer Menschen anhafteten, die da stets vermeinen, mit Kopf oder Ellbogen an unsichtbare Hindernisse zu rühren. Den hohen Filzhut in den Nacken geschoben, saß er vornübergebeugt, strich mit der aufgestützten Linken mechanisch den kurzgehaltenen Vollbart und sah zu, wie die Rechte den Spazierstock allerlei Figuren in Kies und Sand ziehen ließ. Aus einem Seitenweg tönten Schritte, die sich rasch näherten. Er achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, um einen Sonnenkringel, der wie eine Lazerte vor seinen Füßen hin und her schlüpfte, einen kunstvollen Rahmen zu zeichnen.

„Franz, aber Franzl —!!"

Da richtete er sich mit hastigem Ruck auf und sah die beiden jungen Leute, die sich zur Rechten und zur Linken über seine Bank beugten, einen nach dem anderen aus verlegen lachenden Augen an.

„Die Sonne," sagte er nur. Es fiel ihm im Augenblick nichts anderes ein.

Der zu seiner Rechten zog die Augenbrauen hoch, blickte scharf hin und meinte: „Richtig. In der Tat, sehr richtig. Eh, Marschall, was sagst denn du zu Grubes Entdeckung?"

„Junge, alter Junge," ermunterte der und rüttelte den Dasitzenden an beiden Schultern. „Laß dich doch von dem Säugling, dem Braun, nicht veralbern. Was weiß denn so 'n prosaischer Mensch von den wackeren Schildbürgern, die die warme Sonne in Mausfallen fingen, um sie in ihre kalten Häuser zu tragen. Ich werde doch deinen Junggesellenwigwam kennen?!"

„Schildbürger? Ich?"

„Na, nun schlag einmal die Augen auf! Müht sich der Franzl, einen einzelnen Sonnenkringel einzufangen, und steht doch Frau Sonne leibhaftig und auf den kleinsten Mädchenfüßen armsweit vor ihm. Singt, Kinder, singt und faltet die Hände -- —

Sah ein Knab' ein Röslein stehn — — —"

„Wirst du Ruh' geben? Du bist wohl noch nicht zu Bett gekommen?"

„Ich war in der Nacht im Wald, bei den Elfen. Die haben mich in der Früh mit Morgentau gewaschen. Da bin ich hellsichtig geworden, ihr blinden Hessen. Wahrhaftig —? Habt ihr's jetzt heraus? — Nein, wie sie spannen! Macht die Mäuler zu! Wenn sie sich umdreht, fällt sie in Ohnmacht."

„Still!" gebot Grube und rückte unbewußt den Hut gerade.

„Sßt!" machte Braun mit ärgerlicher Handbewegung und drückte den Zwicker auf die Nase.

Marschall lachte.

Dann standen die drei, halb vom Gebüsch versteckt, und starrten zu dem Mädchen hinüber, das nicht den schmeichelnden Spätsommertag gewahrte und nicht die Passanten und nicht die Kompanie Füsiliere, die mit Trommeln und Pfeifen die Straße schnitten, das nichts sah als das quadratische weiße Haus, das ihm wie die Vorhalle des Paradieses erschien. Der köstliche kleine Kopf, der so fein modelliert war, als habe ihn der Meister daheim, in einer sonntäglichen Feierstunde, vorgenommen, war ein wenig zur Seite geneigt, daß das brünette Haar die Schulter berührte und das graue Reisehütchen zur Seite rutschte. In dem schlanken Leib war jeder Nerv angespannt, die Hände schlossen sich fest um eine Notenrolle. Und in den groß aufgeschlagenen Augen war ein stiller Heißhunger . . .

Jetzt tat sie einen zögernden Schritt. Die Kniee drückten sich gegen den blauen Kleiderrock, den rundum eine weiße Borte schmückte. Die feine Linie der Glieder lief schlank an ihm herunter. Dann ging sie geradeswegs durch die Eingangspforte und betrat das kühle Vestibül.

Braun ließ den Kneifer fallen. In seinem hochmütigen, blassen Sängergesicht zuckte es einen Augenblick. „Der Professor wartet," sagte er kurz, „ich muß hinein. Auf später!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er über

den Platz, und seine breite, muskulöse Gestalt verschwand im Torbogen.

„Herr Gott!" sagte Grube nach einer Pause, und die beiden Zurückgebliebenen sahen sich in die Augen.

Da nahm Marschall des Freundes Arm und marschierte singend auf das weiße Haus zu. In seinen hellen Augen saßen der Übermut, die Jugendtorheit und die Lust am Leben, und laut und unbekümmert schwang sich seine Stimme über den Platz:

„Weg mit den Grillen und Sorgen,
Brüder, es lacht ja der Morgen
Uns in der Jugend so schön!
Laßt uns die Becher bekränzen — kränzen,
Laßt bei Gesängen und Tänzen — Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn,
Bis uns Zypressen umwehn."

„Richard, sei gescheit, die Leute kommen ans Fenster. Da schnauzt schon der Hausmeister. In fünf Minuten weiß es der Direktor."

„Aber es ist doch dein Leiblied, Franzl."

„Wenn ich das heut' nicht gespürt hätt'."

„Heut'? — — Ach so, die Sonne. — Na, denn adjüs. Kompositionsstunde, Harmonielehre, was kann der junge Mann mehr verlangen. Grüß die Sonne!"

Plötzlich kam er noch einmal zurückgerannt und umfing den anderen stürmisch. „Wie kann nor 'n Mensch net von Frankfort sei — —!"

„Mach 'nein!" rief der Überrumpelte unwirsch und schüttelte ihn ab. Aber es war eine heimliche Freude in der Unwirschheit. —

Helga Nuntius hatte die Loge des Hausmeisters betreten und ihren Namen genannt. Sie hatte erwartet, in dem Wärter des Konservatoriums eine Art musikalischen Hans Sachs zu finden, nur älter, mit einem feinen, lieben Gesichtchen, auf dem die Mitfreude an der Welt der Töne um ihn her wie eine immerwährende Verklärung lag. Und sie fand einen groben, korpulenten Mann, der seiner Stimme einen polternden Unteroffizierston gab, als stände er hier als Stellvertreter höchster direktorialer Gewalt.

„Ich werde erwartet," sagte sie und glaubte noch immer, der Mann würde ihre Hand ergreifen und sie im Triumph vor das Lehrerkollegium führen. „Hier ist sie, auf die ihr wartet."

„Sie werden sogar schon l a n g e erwartet, Fräulein," verbesserte der Mann scharf. „Soll mich nur wundern, ob man Sie heute überhaupt noch anhören wird. Unpünktlichkeit gibt's hier nicht."

Er schritt ihr ohne weiteres voraus, und während sie ihren Fuß leicht machte, um die Heiligkeit des Ortes nicht zu stören, ließ er seine Schritte gewichtig auf den Fliesen erschallen, daß es beängstigend laut an den Wänden widerhallte. Sie wagte nur scheu, den Kopf zu heben und durch das weite Treppenhaus einen Blick nach den oberen Etagen zu senden. Aber das Ohr war offen. Und sie vernahm aus allen Zimmern ein geheimnisvolles Singen und Klingen, ein Studieren und Musizieren, dort die perlenden Läufe einer Klavierpassage, die sich wiederholten und wiederholten, als könnten sie sich nicht genug tun an

ihrem spiegelblanken Flusse, dort eine Geige, deren plötzliches Aufschluchzen fast wie eine leidvolle Menschenstimme klang, das lang anhaltende lockende Schmeicheln einer fernen Flöte, und hier und da und überall Gesang, Tonleitern und Triller, Vokalisen von Aprile und Concone, Übungen der Marchesi. Eine wundervoll geschulte Sopranstimme begann die Kanzone des Cherubim aus „Figaros Hochzeit“:

„Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt,
Sprecht, ist es Liebe, was hier so brennt?“

Da blieb Helga Nuntius stehen und lauschte. Ihr Gesichtchen wurde ganz weiß vor innerer Aufregung, und die Augen weiteten sich übernatürlich groß und hatten einen ernsten, starren Glanz.

Liebe, Liebe, ging es ihr durch den Mädchenkopf. Was ist Liebe gegen die Kunst . . . Kunst, Kunst, sonst will ich nichts. Gott im Himmel, ob ich das je erreiche? So zu singen wie die da drinnen? Und sie wurde ganz kleinmütig.

„Sie sollen eintreten, Fräulein,“ rief sie der Hausmeister an und ließ die Tür offen, durch die er soeben dem Direktor seine Meldung gemacht hatte.

Da stand sie in einem langgestreckten, kahlen Raum, dessen Mitte ein schwarzpolierter Konzertflügel einnahm, vor dem sich eine Anzahl Herren und Damen in lautem Gespräch bewegten. Nun verstummte das Gespräch. Alles sah auf sie hin. Dann sagte eine harte, geborstene Stimme: „Donnerwetter . . .“

Der Direktor, groß, vornehm und schlohweiß, unterdrückte ein Schmunzeln über den unparlamentarischen Ausdruck. Er trat auf sie zu und bot ihr die Hand. „Fräulein Nuntius, wie ich höre."

Sie nickte befangen, sah ihn stumm an und vergaß fast das Knicksen.

Sonderbare Augen, dachte der alte, lebenskundige Konservatoriumsleiter. Die ganze Gestalt wie ein Jugendtraum, und die Augen ohne alle Jugend.

Dann sagte er laut: „Das Lehrerkollegium unserer Anstalt." Und er nannte die Namen.

„Na, eine Patschhand können S' mir schon geben, Kleines," ertönte da wiederum die harte, geborstene Stimme. „Was treibt die Frau Mutter? Hübsch g'sund? Wird Ihnen erzählt haben, daß ich sie auch einmal als Kleines unter der Fuchtel gehabt hab'. Jetzt ist sie ja die g r o ß e Nuntius." Es war ein Griesgram in der Stimme, aber ein gemütlicher Griesgram.

Helga Nuntius sah ihm in das vertrocknete, faltenreiche Gesicht, in dem die grauen Bartstoppeln kleine Kolonien gegründet hatten. Sie wußte, sie stand vor ihrem Lehrer. Vor dem Mann, der ihr in den nächsten zwei Jahren das Letzte und Tiefste ihrer Kunst offenbaren sollte, soweit es in der Konservatoriumsausbildung ein Letztes und Tiefstes gibt. Ihre Phantasie hatte ihr sein Bild gezeigt mit einem Jupiterkopf und einer flammenden Stimme. Professor Faller! Mit scheuer Verehrung hatten ihre Gedanken zu ihm die Augen aufgeschlagen wie zu einem Überirdischen. Da

stand er, lang und schlotterig, knickte beim Gehen in die Kniee und sprach mit dem heiseren Beiklang des alten Weinkenners.

„Ja, ja, die kleine große Nuntius . . ."

„Mama hat mir herzliche Grüße aufgetragen," sagte sie leise.

„So, so. Also denken tut sie doch noch an den Faller? Schön is'. Und merken Sie sich's, Kleines. Es ist was Schönes um die Dankbarkeit."

Einige der Herren machten es wie der Direktor vor kurzen Augenblicken: sie schmunzelten.

Dann aber hielt es der Leiter der Anstalt an der Zeit, die Zügel der Unterhaltung selbst wieder in die Hand zu nehmen. „Ihre Frau Mutter hat Sie unterrichtet. Seit wie lange?"

„Seit zwei Jahren."

„Vorher haben Sie keinerlei Gesangunterricht gehabt?"

„Nur theoretisch. Mutter wollte meine Stimme nicht anfassen, bevor ich siebzehn Jahre war."

„Sehr gescheit. Erst den Körper trainieren. Singen ist keine Spielerei, wie sich die liebe Menschheit immer einbildet. Das greift an wie Ackern und Pflügen, Säen und Ernten."

„Ein Hundeleben!" knurrte die geborstene Stimme, „bellen und heiser werden."

„Also neunzehn Jahre zählen Sie, und seit zwei Jahren hatten Sie geregelten Unterricht?" fuhr der Direktor fort. „War Ihre Frau Mutter denn nicht auf Gastspielreisen?"

„Seit dem Tode meines Vaters — —" begann das Mädchen und sah geradeaus.

„Ah — Ihr Vater ist tot?"

„Er verunglückte auf der Jagd. Vor zwei Jahren. Da blieb Mutter daheim. In dem Jagdhaus, das Vater sich gebaut hatte. Sommer und Winter mitten im Kaufunger Wald. Zuerst hat Mutter mich unterrichtet, um — um über den Schmerz hinwegzukommen. Dann sah sie darin einen Ausgleich für die eigene Kunst, die sie nicht mehr ausüben wollte. Und dann — dann kam es über sie, und sie hatte keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, und sie mußte wieder hinaus. — Ich kann das wohl verstehen," fügte sie ruhig hinzu.

Der Direktor sagte eine Zeitlang nichts. Er blickte sie nur an und studierte sie. Dann fragte er wohlwollend: „Und nun möchten Sie den Rest Ihrer Ausbildung bei uns genießen? Ihre Frau Mutter hat uns das Honorar für einen zweijährigen Kursus eingesandt."

„Der Impresario, der Mutter abholte, glaubte, daß die Tournee durch England und Amerika solange dauern würde. Vielleicht auch länger."

„Nun," meinte der Direktor und winkte einen jungen Korrepetitor an den Flügel, „so wollen wir einmal sehen, was Sie schon gelernt haben. Was haben Sie denn da Schönes in Ihrer Notenrolle? Möchten Sie uns das vorsingen?"

Helga Nuntius nickte. Sie trat an den Flügel, streifte die Umhüllung von den Noten und strich die

Blätter glatt. Es sah aus, als ob sie das Papier streichelte. So zart und liebevoll glitt die schmale Mädchenhand darüber hin.

Dann blickte sie auf, und auf den jungen Zügen lag ein feierlicher Ernst. Dieselbe Feierlichkeit, mit der sie in dem nüchternen weißen Bau, auf dem heute die Sonne spielte, einen Tempel gesehen hatte.

„Darf man wissen?" fragte der Direktor.

„Die Erlöserarie aus Händels ‚Messias'," erwiderte der junge Mann vom Flügel her.

„Hm, hm."

„Nicht gerade das Leichteste."

Nun Stille. Das Vorspiel ertönte. Helga Nuntius setzte ein.

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt — —"

Es war eine Inbrunst in ihr, die den Ton erfüllte und die Stimme voller erscheinen ließ, als sie war.

„Und daß er mich einst erweckt —"

Das war ihr Glaube, an dem sie hing, ihr Mädchenglaube, der in der Kunst den Himmel sah, den einzigen, alleinigen im Leben.

„Merkwürdig," murmelte der Direktor und meinte die Augen des Mädchens, in denen er so wenig Jugend gefunden hatte, und in denen er jetzt so viel Begeisterungsfähigkeit fand. „Sie wird eines Tages viel nachzuholen haben."

Er wandte sich mit fragendem Gesicht Professor

Faller zu, der zusammengeknickt auf der Fensterbank saß und mit vorgeschobenem Kopf horchte. Wie ein altes Schlachtroß aufhorcht, wenn es plötzlich aus der Ferne, dem Leben, Signale vernimmt.

„Sonderbare Stimm'," sagte er leise, als der Direktor sich zu ihm beugte. „Das heißt, die Stimm' ist es nicht, aber der Vortrag. Der Vortrag! Zahl 's Geld zurück, Alter. Gutwillig. Die lernt dir hier nix Gescheit's mehr dazu."

„Die Stimme sitzt noch nicht überall fest, Faller. Noch nicht ausgeglichen. Sie nimmt die Übergänge willkürlich, wie es ihr mit der Atmung paßt. Da hast du Arbeit vollauf."

„Ach was. Sie soll die Register ziehen, wie sie mag. Aber den Vortrag soll sie behalten. Ich sag' dir: Schaff das Mädel hinaus aus der Kleinkinderbewahranstalt da, aus der Horde von Einfaltspinseln und Gänsen, die auf ihre Dummheit extra stolz sind, weil der liebe Gott den Einfältigen einmal das Himmelreich versprochen hat'! Alter, versündig dich nicht."

„Ob du sie unterrichten willst, Faller!? Frau Professor Kruse macht mir schon Zeichen."

„Die soll ihre Dampfnudeln und Klöß' für andere Kehlen präparieren," knurrte der Griesgram grimmig, stieg vom Fensterbrett, daß ihm die Gelenke knackten, und — lächelte.

„Da! Ob du hinschaust!" Und er zog den Anstaltsleiter vertraulich am Ärmel. „Ein Esel ist der Faller all sein Zeit g'wesen, sonst wär' er ja net hier. Aber so ein Esel, auf seine alten Täg' so ein

süß-selig's G'schöpferl laufen zu lassen, die Dummheit traust mir schon gar net zu. Mir ni-icht!"

„Der Direktor wandte sich um. Er kannte die Eigenheiten seines besten Lehrers.

„Fräulein Nuntius, es wird Ihnen Freude machen, zu hören, daß Sie aufgenommen sind. Herr Professor Faller wird Sie weiter unterrichten. Er bringt Ihnen großes Vertrauen entgegen. Täuschen Sie es nicht. Und nun seien Sie mir herzlich als Schülerin unseres Konservatoriums willkommen, dem Sie eines Tages Ehre machen sollen."

Er schüttelte ihr wohlwollend die Hand.

„Morgen beginnen Sie. Herr Professor Faller wird Ihnen noch den Stundenplan geben. Und" — der alte Herr lächelte in sich hinein, als dächte er an vergangene Zeiten — „und: vergessen Sie mir über der Kunst das Jungsein nicht. Manche müssen das auch noch lernen. Wenn sie alt werden, merken sie, daß es das Beste von allem war. Guten Morgen. Guten Morgen, meine Herrschaften!"

„Schön g'red't. Sehr schön sogar," sagte Faller, als das Kollegium das Zimmer verlassen hatte und er allein mit seiner Schülerin zurückgeblieben war. „Das vom Jungsein nämlich. Das mit dem Stundenplan weniger. Geben S' mir altem Krauter noch einmal die Hand. So! Sehen S', akkurat wie Sie bin ich auch g'wesen — — Jung nämlich und mächtig draufgängerisch, wo ich g'meint hab', es tät' in der Kunst brennen. Und der Meister von Baireuth hat mir mehr als das eine Mal auf die Schulter ge-

klopft, wenn ich den Maulaffen in München den Schwanenritter hab' erstehen lassen, der zu früh Abschied g'nommen hat, oder den Herrn Tannhäuser, der's halt zu spät versucht hat. Kind, Kind, das Leben ist alles. Und wir zwei beide wollen's uns gegenseitig nicht sauer machen. Jetzt gibst mir einen Kuß."

Sie war gar nicht verwundert über den Schluß. Sie hatte nur das vom „Meister von Baireuth" gehört, und nun sah sie in dem alten, ledergelben Lehrer einen Begnadeten, einen der wenigen Auserwählten, die an der Tafel der Götter gespeist. Als die schmalen Lippen des einstigen Gralsritters ihren jugendweichen Mund berührten, war es ihr wie eine Weihe. Unbewußt hob sie die Arme, und für eine Sekunde lagen ihre Hände auf seiner Schulter ...

Sie schritt durch den Korridor dahin. Diesmal nicht scheu und auf den Fußspitzen. Vor jeder Tür blieb sie stehen, als wäre es ihr gutes Recht. Und es war ihr, als ob in all den Räumen die Musik anschwölle und hinausdrängte, um sie zu begrüßen und an ihr emporzusteigen. Einen Atemzug lang war ihr in Wahrheit, als ob eine Wasserflut sie umbrauste und sie in den Strudel zöge. Da überkam sie ein Schwindelgefühl, und sie mußte sich an den Pfeiler des Treppenhauses lehnen.

Der Hausmeister kam herbei. „Gelle, Fräuleinche, des is e Stimmche? Des is der Herr Robert Braun, der steckt sie alle zusamme in die Tasch'. 's wird einer von die ganz Große, für Amerika."

„Ein Weib sah ich, wonnig und hehr;
Entzückend Bangen zehrt mein Herz."

Und weiter und wühlender, schwelgend in seiner Not, zog die Liebesklage Siegmunds durch das Haus. Um plötzlich in die Wehr zu springen und nach dem Sieg zu schreien:

„Wälse! Wälse! Wo ist dein Schwert?
Das starke Schwert, das im Sturm ich schwänge,
Bricht mir hervor aus der Brust,
Was wütend das Herz noch hegt?"

Helga Nuntius stand bis in die Lippen bleich am Treppenpfeiler. Nie hatte sie solche Stimme vernommen, eine Stimme, die ins Blut ging. Jetzt, jetzt als Sieglinde hervortreten können und zu ihm hingehen, dem Sänger, und ihm antworten mit der Sehnsucht und Hoffnung, die im Weibe eins geworden:

„Eine Waffe laß mich dir weisen: oh, wenn du sie gewännst!
Den hehrsten Helden dürft' ich dich heißen: dem Stärksten
allein ward sie bestimmt."

Unmerklich glitt sie in ihre Welt der Phantasien hinein, und sie hörte fremde silberne Brunnen rauschen, spürte den Duft fremder farbentrunkener Gärten und sah fremde weiße Tempelhallen, angefüllt mit marmornen Göttern. Da riß die Stimme des Hausmeisters sie heraus, und sie eilte, um dieser geschwätzigen Alltagsstimme zu entgehen, und nun stand sie am Ausgang, und die Septembersonne, die auf

der Wacht gelegen hatte, stürzte herbei und warf ihr alles Gold vor die Füße, um ihr zu zeigen, wie schön diese Welt sei. Auch diese Welt.

Der Hausmeister aber, der ihr gefolgt war, machte ein mißglücktes Kompliment und gratulierte der neuen Künstlerin zur Aufnahme in dies weltberühmte Konservatorium, aus dem Leute wie der Herr Braun hervorgingen, und erkundigte sich, ob sie schon eine Wohnung gemietet hätte. „Alsdann, da wär' eine sehr solide Frau zu rekommandieren. Ein Zimmer wie ein Tanzsaal, und eine Verpflegung, die nächstbest' nach dem reichen Rothschild."

Und er selbst hätte nix davon, weder Prozente noch Liebesgaben. Er vermittelte halt nur, um die Schüler, die vor den anderen über ein paar Groschen verfügten, vor gewissenloser Ausbeutung zu schützen.

Sie dankte. Sie hätte bereits eine Wohnung. In der Bleidenstraße. Und ob er ihr den Weg angeben könne, da sie heute früh nicht auf die Richtung geachtet habe.

Da knurrte der Grobian, er habe mehr zu tun, als den Dienstmann zu spielen, ging in seine Loge und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Noch stand Helga Nuntius im Torbogen und blickte unschlüssig nach allen Himmelsrichtungen aus, als ein langaufgeschossener Herr, von vorgeneigter Haltung, höflich vor ihr den Hut zog. „Sie wollen zur Bleidenstraße, mein Fräulein. Würden Sie mir erlauben, Ihnen Auskunft zu geben? Dem Haus-

meister schien es nicht — nun, nicht lohnend genug zu sein."

Er lächelte sie dabei verständnisvoll an, und im selben Augenblick, als sie ihm in die offenen, von einer verschämten Schwermut leicht beschatteten Augen sah, empfand sie ein starkes sympathisches Band.

„Sie sind sehr freundlich," sagte sie.

Er lüftete aufs neue seinen Hut und nannte seinen Namen: „Franz Grube."

Und vertrauensvoll nannte sie dem Manne, der ihr Mitte der Vierzig dünkte, den ihren und schritt neben ihm einher.

„Kennen Sie die alte Mainstadt schon?"

„Ich war noch nie in Frankfurt."

„Wenn es Sie interessiert, einen kleinen Überblick zu erhalten —? Ich für meine Person versäume nichts und bin selbst auf dem Spaziergang."

„Kommen wir an der Oper vorbei?"

„Das hatte ich erwartet," sagte er vergnügt, „und ich habe mir schon erlaubt, den kleinen Umweg zu wählen." Die Freude, ihre Gedanken richtig erraten zu haben, machte sein bärtiges Gesicht jünger, und er richtete seine langgliedrige Gestalt gerader auf. „Ist das hier nicht eine wundervolle Promenade, mein Fräulein? Die zieht sich nun als Parkstreifen um die ganze Innenstadt herum und stützt sich an ihrem Ausgangs- wie ihrem Endpunkt auf das Mainufer. Das ist das Gelände der alten Festungswälle aus Frankfurts selbstherrlicher Zeit. Na, die ist ja

seit dem Jahr 1866 unrettbar dahin, und wir müssen schon mit einem weinenden, aber mehr noch mit einem lachenden Auge sagen: Wir haben einen guten Tausch gemacht. Wie ist jetzt erst die Stadt in Handel und Wandel emporgeblüht. Sie hatte die Renaissance dringend nötig. Von der Überlieferung allein kann man nicht leben, man muß auch selbst was zu überliefern haben."

„Das ist in der Kunst nicht anders," flocht sie ein.

„Freilich," bestätigte er, überrascht, daß ihre Gedanken nicht an der Naturschönheit des Weges hafteten. „Aber das Leben geht vor."

„Oh, Sie sagen das, weil Sie kein Künstler sind."

„Nein, ich bin kein Künstler."

Eine Wegstrecke schritten sie schweigend nebeneinander her. Dann ragte zur Linken eine mächtige altersgraue Warte hinter dem Grün der Bäume auf.

„Der Eschenheimerturm," bedeutete Grube, als er ihren fragenden Blick gewahrte. „Noch aus mittelalterlicher Zeit. Sehen Sie auf seiner Spitzkappe die durchlöcherte Wetterfahne? Ein elender Wilddieb, den die Frankfurter nach vielen Mühen eingefangen hatten, legte ein Meisterstück ab und schoß eine regelrechte Neun hinein. Das rettete ihm den Hals . . ."

„Er rettete sich also durch seine Kunst."

„Gewiß, aber nachdem ihn vorher seine Kunst ins Elend gebracht hatte."

„Das ist dasselbe," beharrte sie.

„Es kommt nur darauf an, was dazwischen liegt," schloß er.

Und weiter und weiter schritten sie über den grünen Gürtel dahin, das Mädchen, das die Kunst wollte, mit dem elastischen Gang der Lebenskraft, und der Mann, der das Leben pries, mit den schweren, lässigen Bewegungen der Menschen, deren Wurzelboden sich merklich lockert. Auf die Blumenbeete, deren Duft die Täuschung hervorrief, als ob es immer noch Frühling wäre, rieselten aus dem Geäst der Linden und Kastanien herbstgefärbte Blätter. Kinder jauchzten beim Spiel, Reiter trabten durch den Sand und ließen die Gäule kurbettieren, wenn wieder und wieder eine glänzend angeschirrte Karosse vorüberglitt, aus der sich die Damen Frankfurts, elegant wie Pariserinnen und andere schön wie Orientalinnen, grüßend neigten. Und es war ein Vogelgesang ringsum, aus dem Buschwerk zu Füßen und den wiegenden Kronen zu Häupten. Eine Stadt des Glücks.

Dann standen sie auf dem Opernplatz, und auf herrlichen Rundbogen und Säulengängen hob sich vor Helgas Augen ein weißer griechischer Renaissancebau.

Mit seltsam starrem Blick schaute sie auf das Gebäude. Und die Mauern öffneten sich und zeigten ihr einen Thron unter immer grünenden Lorbeerbäumen, und eine leise Musik kam herausgezogen und wurde lauter und berauschender und nahm das Mädchen auf und trug es auf brausenden Ton-

wellen bis auf den Thron. Kühle grüne Lorbeerzweige senkten sich zum Diadem auf ihr Haupt, und zu ihren Füßen lagen heiße rote Rosen, die welkten hin . . .

Helga Nuntius richtete sich tiefatmend auf. Da haftete ihr Blick, unter dem reliefgeschmückten Giebelfeld der Front, an hohen goldenen Lettern, und sie las, Buchstaben für Buchstaben, mit den Augen und mit der Seele: „Dem Wahren, Schönen, Guten!"

Franz Grube war zurückgetreten und wartete. Sie sah seinen Schatten lang neben sich fallen, und plötzlich, sie wußte nicht wie, gedachte sie der Mär vom getreuen Eckart. Da wandte sie sich schnell nach ihm um und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich danke Ihnen, Herr Grube."

„Wollen wir jetzt weiter gehen?"

„Ja. — — Wenn ich Sie nicht zu sehr bemühe."

„Ohne Sorge. Ich bringe Sie sicher nach Hause."

Als sie in die Kathrinenpforte einbogen, glaubte sie, aus der Neuzeit ins Mittelalter hineinzuwandern. Aber das Gassengewirr mit den schiefen Giebelzeilen hatte etwas Heimeliges, Heimatliches. Wie alte Märchen. Und nun wurde es ganz jung und froh in ihr . . .

Zweites Kapitel

Das schmale, staffelförmig gegiebelte Häuschen in der Bleidenstraße, das Herrn Johann Bettermann, Helgas Hauswirt, zu eigen war, lag so fest zwischen einem breitbrüstigen ehemaligen Patrizierhaus und einem ragenden modernen Neubau eingeklemmt, daß aus einer gewissen Entfernung heraus der Glaube aufkommen konnte, es habe sich da in eine zufällige Baulücke geschickt ein großes Vogelnest eingeschmuggelt. Auf Schönheit — das wußte keiner besser als Herr Bettermann selbst — vermochte sein Grundstück keinen Anspruch zu erheben. „Awwer," pflegte der immer vergnügte Besitzer zu sagen, wenn er, die Hände links und rechts in den Latz seiner blauleinenen Schürze gesteckt, auf der Schwelle stand und den Vorübergehenden einen „Guten Tag" zurief, „junge Schwän' sein nie schön; nor ihr' Zeit abwarte kenne." Deshalb hatte er im geheimen seinem unbeholfenen Häuschen den Namen „Villa Phönix" verliehen. Eines Tages mußte es sich zu unerhörtem Glanze erheben!

Denn er hatte das Häuschen „auf Spekulation" erworben. Wenn er seinen Intimen gegenüber bei einem Schöppchen „Appelwei" das inhaltschwere Wort aussprach, geschah es stets mit einem pfiffigen Augenblinzeln, und die innere Glückseligkeit, Anwärter eines

vergrabenen Schatzes zu sein, ließ strahlende Reflexe über sein eckiges, kindliches Gesicht hüpfen. Dann legte er sich weit über den Tisch, winkte den Kopf seines Gegenübers dicht zu sich heran, fing die Blicke des mit emporgezogenen Augenbrauen Horchenden an der Spitze des erhobenen Zeigefingers und dozierte: „Alleweil gehn mer in Frankfort ene Zeit entgege, die die Gelehrte die ‚Glanzepoche' nenne. Mit eme annere Wort: es werd abgerisse un abgerisse. Bei de Herrn vom Magistrat heißt des ‚die Straßeflucht bilde'. Gucke Se, for dessentwege haw' ich mir vom Jud Breilsheim mei Grundstückelche erstande."

„Der hot Ihne schee ohgeschmiert."

„Meine Se? Awwer Herr Nachbar, Sie sinn net nachdenklich genug. Mei alt' Barack verschimpfiert doch des ganze Straßebild. Des werd die Baubolizei uff die lang Dauer net leide. Herr Bettermann, wird sie sage, derffe wir uns nach dem Preis Ihres Grundstücks erkundige? Sie misse erraus. Höhere Staatsräson oder Forschmajöhr, wenn Ihne des leichter verständlich is. Auf eine Handvoll Goldfüchs soll es uns im Hinblick auf das Straßebild nicht ankomme. Wieviel also. Awwer: witt, witt! Wird hunnerdausend reiche? Alsdann — —"

„Alsdann, Herr Bettermann, dhet ich meine, Sie kennte wohl mei Äppelwei zahle. Ich hab' sechs Schoppe."

An solchen Abenden zahlte Herr Bettermann, obschon er nichts zu verschenken hatte. Er ging so selten ins Wirtshaus, daß ihm die Frau daheim die

kleine Extravaganz gern nachsah. Sie sah ihm überhaupt alles nach, wie eine gute Mutter, die für die herumflitzenden Marotten ihres Einzigen, des Nesthäkchens, immer ein liebes nachsichtiges Lächeln hat. Die beiden alten Menschen, die kinderlos geblieben waren, liebten sich zärtlich. Mit jener verschämten Liebe, wie man sie bei der frühen Jugend und beim späten Alter trifft.

Herr Bettermann ging gegen die Sechzig. Im Kriege gegen Frankreich hatte er einen Schuß durch beide Beine erhalten und bezog seitdem Invalidengelder. Doch war die schwere Wunde so gut geheilt, daß er, wenn auch etwas steifleinen, heute noch fröhlich das Tanzbein zu schwingen vermochte. Frau Lena hatte ihn genommen wie er war. Mit seinen großen Vorzügen und seinen kleinen Defekten.

Links und rechts von der mit Steinplatten belegten Hausflur hatten sie je ein kleines Ladengeschäft eingerichtet. Trat man ein, so führte die Tür linker Hand in das Lederlädchen des Herrn Johann Bettermann, die rechter Hand in die Kolonialwarenhandlung von Frau Helene Bettermann. Im Hintergrund der Hausflur hing an starkem Tauwerk die große Lederwage, auf der an Kunden, die „im Stück" kauften, die unzerstückten Lederrollen verwogen wurden. Aber das kam nicht häufig vor. Meist wurde die große Wage als Schaukel benutzt. Wenn nach Feierabend Herr und Frau Bettermann, jedes auf einer der breiten hölzernen Wagschalen sitzend, die Tageskasse der beiden „Handlungen" verglichen und lachend

um das größere kaufmännische Genie gestritten hatten, pflegte Herr Johann mit mächtigem Schwung sein Wagebrett in Bewegung zu setzen, daß seine Stiefelsohlen fast die niedere Decke berührten. Er behauptete, das sei das beste Mittel gegen Asthma. Die Portion, die er hiervon heimgebracht hatte, war neben den durchschossenen Beinfesseln die einzige Beute, die er in Frankreich gemacht hatte.

„Annere," erklärte er, „trage auf ihr' Brust das Eisern Kreuz; ich mei' Asthma. Der echte Padriotismus macht darin kein Unnerschied." —

Heute saß Herr Bettermann mit erwartungsvollem Gesicht am Kaffeetisch. Mutter war soeben mit dem Frühstückstablett zu dem neuen Fräulein hineingegangen, das ihnen die beiden Staatsstuben abgemietet hatte. Nun konnte er kaum erwarten, was Mutter ihm von dem feinen Prinzeßchen zu berichten haben würde. Denn er war ein Freund von Geschichten.

Unaufhaltsam rührte er in seinem weitbauchigen Kaffeenapf, auf dessen milchigem Spiegel die Semmelbröckchen wie kleine Schiffe schwammen, und spitzte die Ohren. Der Tisch war schneeweiß gescheuert, und der Fußboden, der dem Tisch an Reinheit nichts nachgab, mit feinem glitzernden Sand bestreut, aus dem Frau Lena mit Hilfe eines Haarbesens kunstvoll verschlungene Arabesken herzustellen verstand. Die Morgensonne schlüpfte durch die kattunenen Gardinen und tanzte vor Herrn Johanns gespannt nach der Türe blickenden Augen, der sie von Zeit zu Zeit mit einer plötzlichen Handbewegung wie eine Fliege weg-

zufangen versuchte. Jetzt atmete er strahlenden Gesichtes auf. Er hatte vernommen, wie drüben die Tür aufgeklinkt wurde. Aber das Strahlen wich schnell einem verwunderten Staunen. Das waren doch vier Füße, die da herantrippelten? Und Mutter hatte deren doch bloß zwei. Sollte — —? Er strich sich just noch den Milchschmand aus dem stoppeligen Schnurrbart und drückte mit den Kniekehlen den Stuhl vom Tisch, als er auch schon eine Verbeugung zu machen hatte. „Das gnädige Fräulein — schenken uns die Ehr' — —?"

„Guten Morgen, Meister Bettermann! Ihre Frau hat gesagt, sie wüßte nicht, ob Ihnen das paßte, daß ich mit Ihnen zusammen Kaffee tränke. Da wollt' ich Sie nur selber fragen."

„Mei Frää hat des gesagt — —?"

„Mann, sprich Hochdeutsch!"

„Fräulein werden entschuldigen. Fräulein können natürlich die Frankfurter Mundart nicht verstehen. Die ist ja sozusagen auch nur zum Spaß. Wir Frankforter sprechen alle ein sehr rein Hochdeutsch, wann wir nur mögen." Er schöpfte Atem, sah Helga fröhlich lachen und lachte fröhlich mit. „Nur is es schon, eher als net, ein Hochdeutsch mit Streife."

„Ach, Meister Bettermann," sagte das Mädchen und reichte ihm die Hand, „ich werd's schon verstehen, wenn Sie mich nur an Ihrem Tisch haben wollen. Bei uns zu Hause wurde ja auch immer Hochdeutsch mit Streifen gesprochen, aber mit französischen, englischen und italienischen Streifen."

„Mache Se kei Sach'!" rief Herr Bettermann. „Is des die Möglichkeit? Richtig Französisch und Englisch un — un Ita — Italliänisch?"

„Meine Mutter war mehr in fremden Ländern als zu Hause gewesen."

„Awwer, Fräulein, nehme Sie doch Platz. Wann's Ihne hier wirklich net zu schlecht is. Mutter," flüsterte er, „is des kei Witz? Will des Fräuleinche als eweil bei uns speise?"

„Ja, Mann," nickte Frau Lena und ahmte dabei sein verblüfftes Gesicht nach, „sie will als eweil bei uns speise; Morgens, Mittags und Abends. Aber nur, wenn du Hochdeutsch red'st, Mann."

„O, ich — —" sagte Herr Bettermann beruhigend, „o, ich — —!" als wär' ihm das eine Kleinigkeit.

Als er sich niedergesetzt hatte, entdeckte er zu seinem Schrecken die lustig herumschwimmenden Semmelbrocken in seiner Kaffeetasse. Schnell hielt er die Hand vor. Aber das Mädchen, das ihm so schlicht und schmuck im blauen Tuchkleidchen gegenübersaß, hatte sie schon erspäht, und dem Meister ging langsam die Kehle zu, und er bekam einen feuerroten Kopf. Wie aus weiter Ferne nur hörte er die Worte seines feinen Gastes: „Genau wie mein verstorbener Papa. Der brockte sich auch immer die Semmel in den Kaffee, weil er dann gemütlicher die Zeitung lesen konnte. Wenn ich ihn recht quälte, durfte ich es auch. Ich tät's furchtbar gern."

„Aber Fräulein — aber Fräulein —!" rief Herr Bettermann, suchte nach Worten, fand sie nicht, er-

griff den Brotkorb und schüttelte ihn vergnügt vor ihren Augen. Der Albdruck war gewichen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Und keine fünf Minuten waren verstrichen, da erzählte er, weit über den Tisch gebeugt und mit hin und her wiegendem Zeigefinger, der neuen Hausgenossin die Geschichte seiner „Spekulation".

„Fräulein," schloß er atemlos, „denn aber erst! Denn aber solle S' es bei uns gut hawwe. Mer ziehn uff die Bockemer Landstraß oder ins Palmegartevertel, und alle Mittag Fisch und Fleisch und Gut's. Un Pension von Ihne, Pension, des gibt's net. Gelle, Mutter?"

Und die wackere Frau Bettermann nickte den beiden freundlich zu und strich, heimlich prüfend, mit der verarbeiteten Hand über das glatte graue Haar. Von heute an, das merkte sie schon, würde sie sich für zwei Kinder zu sorgen haben. Für ihr „Kleines" und für ihr „Großes". Aber das verschlug ihr nichts. Sie gehörte zu den Frauen, deren Leben erst reich ist, wenn es Müh' und Arbeit gewesen ist.

„Nun muß ich ins Konservatorium," sagte Helga, und während sie das Wort aussprach, stieg ein Glücksleuchten in ihre Augen.

Da winkte ihr Meister Bettermann, zu ihm ans Fenster zu treten. „Ich hab's vor der Nas'," schmunzelte er und deutete mit einem Ruck des Kopfes nach einem großen alten Hause, das über der Gasse lag. „Ich hab' schon oft gemeint, es wär' so gut wie e Filial. Oder noch musikalischer als das Kon-

servatorium." Er mühte sich sichtlich, der gebildeten Unterhaltung gemäß ein reines Hochdeutsch zu sprechen. „Sehen Sie, Fräulein, dort oben, wo die runden Fenster sind."

Helga stand im offenen Fensterrahmen und blickte zu dem breitausladenden altertümlichen Bau hinauf, der vor Jahrhunderten wohl die Wiege eines mächtigen Kaufherrngeschlechts gewesen war. Schwere Balkenköpfe ragten zwischen dem Steingequader hervor, kunstvoll geschmiedete Eisenbeschläge hielten das Holzwerk der Türen und Fenster, und steinerne Gnomen von groteskem Aussehen spieen vom Dach den Regen in die Traufen. Unter dem Dach aber zog sich eine Flucht kreisrunder Fenster, bis zur Hälfte ihrer Höhe durch schmiedeeiserne Geländer geschützt, da sie der niederen Decke des obersten Stocks wegen nur eine Handbreit hoch über dem Fußboden standen.

„Der Grubeshof," sagte Herr Bettermann, und sein Gesicht trug einen verehrungsvollen Ausdruck. „Dort oben hauset der Letzte des Geschlechts."

„Es ist ein prächtiger Mensch," antwortete das Mädchen.

Aber Herr Bettermann schien anderer Meinung, denn er schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Er hat mir gestern den Weg nach Hause gezeigt," fuhr das Mädchen fort. „Mir war Herr Grube gleich sympathisch."

„Sympathisch?" wiederholte der Meister, als wenn ihm das Wort Schmerzen bereitete. „Wie kann des sympathisch sein, wann er doch der Letzte is.

Die alt Frankforter Familien, des is doch unser Stolz. So was derf nu emal net aussterbe." Und ärgerlich setzte er hinzu: „Ich mag's net leide!"

Helga Nuntius schaute den Sonderling verwundert an. Was für ein Interesse hatte denn der biedere Meister an dem Wohl und Wehe seiner bevorzugteren Mitbürger zu nehmen? Sie kauften doch weder Leder bei ihm, noch deckten sie ihren Bedarf an Kolonialwaren just in dem Lädchen Frau Helene Bettermanns, die Patriziergeschlechter der stolzen Mainstadt.

Herr Johann Bettermann fühlte den Blick und errötete lebhaft. „Später, später," murmelte er verwirrt und wollte sich zurückziehen. Dann aber verbeugte er sich mehrere Male mit glücklichem Lächeln zum Fenster hinaus, und als Helga sich umwandte, sah sie in dem kreisrunden Fensterrahmen des Hauses jenseit der Gasse ein großes dunkelhaariges Mädchen stehen, einige Jahre älter als sie selbst, und ohne daß sie es wollte, nickte auch sie ihm zu, und das große Mädchen winkte vergnügt mit der Hand.

„Das ist die Johanna," sagte Herr Bettermann stolz.

„Das kann nur Herrn Grubes Schwester sein," meinte Helga Nuntius nachdenklich.

„Sie werd sich scheniern!" lachte Herr Bettermann.

„Es ist wohl Ihre Freundin?" neckte Helga und legte dabei den Kopf auf die Schulter.

„'s is halt der Engel vom Grubeshof. Frage

Sie mal nach. Die Herrn Konservatoriste können's bezeuge."

„Lieber Gott!" schreckte das Mädchen auf, „ich muß ja ins Konservatorium. Adieu mittlerweile, adieu!"

„Grüße Se den Herrn Marschall im Konservatorium, und er soll sich als widder blicke lasse."

„Kenn' ich nicht!" und lachend schlüpfte Helga zur Tür hinaus.

„Werd schon, werd schon!" rief ihr Herr Bettermann nach. „Wann er die sieht!" und er rieb sich die Hände. Dann ging er zu seiner Frau in den Laden, gab der Abwehrenden einen Kuß und setzte sich, obwohl es Morgen war, auf die Lederwage im Hintergrund der dämmerigen Hausflur, um sich zu schaukeln, daß das Schuhzeug flog. Und dabei war von Asthma heute gar keine Rede . . .

Helga Nuntius war durch die Kathrinenpforte zur Hauptwache gelangt, hatte einen elektrischen Straßenbahnwagen erfragt, der sie bis in die Nähe des Konservatoriums führte, und stand nun — es schlug neun Uhr — in dem Zimmer, das ihr Professor Faller als Unterrichtsraum bezeichnet hatte. Sie mußte sich eine Viertelstunde gedulden, bevor sie die schlürfenden Schritte des alten Sängers vernahm. Als er eintrat, schien seine Laune nicht so festlich zu sein, wie Helga von dem für sie so weihevollen Augenblick erwartet hatte. Er nickte der Schülerin kurz zu, riß den Fensterflügel auf, fuhr sich mit der Hand in den breiten Hemdkragen und räusperte sich

zu verschiedenen Malen ebenso anhaltend wie ungeniert. Dann schloß er das Fenster wieder und kletterte, wobei er das Gesicht verzog, auf die Fensterbank. Als er sich endlich eingerichtet hatte, meinte er mit einem bitteren Gähnen: „Kind, Kind, dös sag' ich dir gleich zuallererst: Trink keinen Sekt. Allemal schmeckt er am anderen Morgen nach dem verflixten Stoppel! Wenn du schon trinken mußt — und der Mensch muß — trink Rheinwein, Mosel, überhaupt — bleib im Land und nähr dich redlich. Ui — — jeh — —! Also los!"

Helga sah den verehrten Lehrer mit Augen an, in denen die Verständnislosigkeit wohnte. War das der Gruß der Musen, von dem sie geträumt hatte? Die Hymne an die Musik, die den ersten Schritt der Novize wie ein Segensspruch geleiten sollte hinein in das Land der Neugeburt, über die silbernen Pfade und goldenen Brücken, über smaragdene Flüsse und purpurne Auen, bis zu dem fernen, milchweißen Altar, hinter dem ein einsamer, ernst ragender Lorbeerbaum eine immergrüne Krone wiegte? Ein kurzes Frösteln lief ihr durchs Blut. Die Sonne kroch in die Ecken. Das Zimmer war grau.

„Los, Kind, los! Sein S' net so verschwenderisch mit der Zeit. O du mein Österreich, diese ahnungslose Jugend!"

„Was befehlen Sie, das ich singen soll?" fragte das Mädchen mit unsicherer Stimme.

„Singen? Warum net gar! Vielleicht die Elsa oder die Siegelind? Singen! Erst singen *lernen*,

verehrte Senta, den Apparat in die notwendige Verfassung bringen, das Handwerksmäßige beherrschen, mit Kniffen und Pfiffen, und dann in Gott's Namen: losgeschrieen. Und jetzt nehmen S' die Übungen dort vor. Wir wollen einmal die Method' von der Frau Mutter revidieren."

Er kletterte steifbeinig vom Fensterbrett und setzte sich an den Flügel, um die Akkorde anzugeben. Helga Nuntius nahm das Übungsheft auf. Die Freude in ihr war ganz klein geworden, kaum, daß sie sich noch regte. Die Notenblätter knisterten in ihren Händen.

„Tonleitern!" gebot der Lehrer, und er bezeichnete das Übungsstück.

Sie warf einen Blick hinein und ließ die Arme sinken. Dann nahm sie sich zusammen, dachte an ihre Kunst und begann nach Vorschrift.

„Langsam," vernahm sie die Stimme des Meisters, „Stimme entwickeln, gleichmäßiger atmen — so — o — so — o, nach der ersten Note eines jeden Taktes absetzen, na ja! Und jetzt gleich die Prob' aufs Exempel. Gott, wie talentvoll. Da können wir schon das Tempo beschleunigen und zwei bis drei Takte in einem Atem nehmen. „Bravios, mein Kind, bravios! Morgen können S' in der Hofoper auftreten! Vorher aber, wenn S' gestatten, singen S' noch die nächste Tonart in einem Atem, hören S', in einem! Ich trag' die Verantwortlichkeit."

Und Helga, der kleinen Spöttereien nicht achtend, dachte immer stärker an ihre Kunst, sang und wiederholte und begann aufs neue und hatte nur das

wunderliche Gefühl, wie seltsam fremd ihr die eigene Stimme in den Ohren klang, wie von einem unbekannten Menschen, der, unsichtbar ihren Augen, hinter einer fernen Kulisse stände.

„Atem nachschieben! Schieben S' Atem nach!" hörte sie eine andere ferne Stimme, hart und brüchig, ertönen. „Hier wird kein Häckfel g'schnitten, hier werden Kränz' g'flochten. Tempo, Tempo! Schieben S' Atem nach!"

Da sang sie die Wiederholung zu Dank. Und nun ging es weiter in Terzen, Quarten, Quinten und Arpeggien, bis sie mit einer Trillerskala, die sie aus geschmeidiger Kehle hervorperlen ließ, enden durfte.

„Hm," sagte Faller, spielte noch ein paar Läufe und erhob sich. Erwartungsvoll blickte sie ihn an. Da trat er zu ihr und klopfte ihr die eiskalte Wange.

„Mädel," sagte er, „Mädel!" . . . Und er überlegte . . . „Weil du so brav bist, weil du gar so brav bist, darfst hinüberspringen und mir ein Frühstück bestellen. Ich hab' mein's vergessen."

Da senkte sie den Kopf.

„Also gerad' über die Straßen. Gehst ruhig an den Schalter und sagst, eine halbe Zeltinger sollten s' herschicken für den Herrn Professor Faller und ein paar Kaviarschnitten. Und wenn der Haderlump nimmer anschreiben will, sagst, wenn er's im Kopf behalten wollt', wär's dem Herrn Professor Faller auch recht."

Da nestelte sie still ihr Hütchen auf und ging

über die Straße und machte die Bestellung. Unterwegs wollten ihr die Tränen kommen. Aber sie bezwang sich. Was war ihr denn nur? Und sie grübelte in sich hinein und fand es. Und fand eine Leere in ihrer Seele, als hätte man ihr heimlich einen Schatz fortgenommen . . .

Als sie in das Unterrichtszimmer zurückkehrte und dem Professor mit scheuer Stimme mitteilte, daß der Kellnerbursche gleich erscheinen würde, fand sie einen Herrn vor, breitschultrig und muskulös, mit jungem, glattrasiertem und hochmütigem Gesicht.

„Braun," sagte er kurz, verbeugte sich obenhin und blätterte ruhig in einem Klavierauszug weiter.

„Fräulein Helga Nuntius," stellte der Professor vor. „Wissen S', Braun, die Tochter von der großen Nuntius, die wie keine zweit' die Amerikaner schröpft. Jetzt ist sie wieder auf der Tournee. Wenn Sie sich nicht beeilen, finden S' bald kein Dollarstück mehr vor, von Neuyork bis San Francisco."

Braun lachte. „Ich nehm's auch in Papier, Herr Professor."

„Na ja," knurrte der Griesgram, „so ein Schlankerl," und er knuffte ihn in die Seiten. „Sie werden's schon verstehen, Sie Geschäftsmensch."

„Hören Sie, Professor, goethisch haben Sie Ihre Kunst auch nicht ausgeübt. Nach der Melodie: ‚Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet.' Sie steckten zunächst mal die goldene Kette ein."

„Stimmt, junger Freund. Aber wenn der Uhland

sang: ‚Sie wirft dem Sänger nieder die Rose von ihrer Brust,‘ ich hab' auch die Rose nicht liegen lassen."

„Und haben bei dem Bücken nach den Rosen die goldene Kette wieder verloren."

Der alte Lehrer blickte seinen Lieblingsschüler durchdringend an. Dann legte sich sein Gesicht in sarkastische Falten.

„Bei Ihnen hat's freilich keine Gefahr. Die neue Generation singt mit dem Hirn statt mit dem Herzen. Wir, schaun S', wir haben uns an die Herzen g'halten, Sie halten sich an den Geldbeutel. Kommt drauf an, Freunderl, welche Kapitalsanlag' am End' aller Tage die ausdauerndere g'wesen ist."

„Seien Sie ehrlich, Herr Professor. Und was bleibt von Ihrer Kapitalsanlage?"

Da schritt der alte Sänger auf den jungen Schüler zu, nahm ihn beim Rockknopf und führte ihn in eine Ecke, damit das Mädchen seine Worte nicht hören sollte. Und mit seiner brüchigen Stimme flüsterte er dem Jüngeren zu, während eine rote Farbe über die vergilbten Wangen huschte und ein schwelgendes Licht in seinen verquollenen Augen schwamm: „Was davon bleibt? Sie müssen Sechzig werden, bis Sie das verstehen, bis Sie das Wort ‚Erinnerung‘ verstehen. Nicht die einseitige, die melancholisch macht und Ihnen zuruft, wenn sie zu Besuch erscheint: Du warst doch ein rechter Esel. Sondern die andere, die große, wissen S', die immergrüne, die auf beiden Seiten ist. Werden Sie Sechzig

und bleiben Sie Ihren Prinzipien treu und häufen Sie das Geld scheffelweis zusammen — meinethalben, Sie kommen in die Kunstgeschichte. Und es g'hört zum guten Ton, laut von Ihnen bei Tisch zu reden wie von einem seltenen Kunstwerk. Aber werden Sie Sechzig wie ich, Freunderl, und Geld und Stimm' hat längst der Deixel g'holt, und bisweilen lassen S' gar das Frühstück anschreiben — was glauben S', wie von mir bei Tisch g'sprochen wird? Wenn schon, dann leise. Ganz leise, aber auch mit ganz großen Augen. Und wenn man Ihren Namen ehrfurchtsvoll genannt und wieder in den Notenschrank gestellt hat, dann flüstert's meinen Namen noch immer, und das Flüstern geht mit bis ins Zimmer der schönen Hausfrau, und die erwachsenen Töchter, die um sie herumsitzen, lauschen mit einem brennenden Herzen und wissen: das war der Liebling der Frauen und die Schwärmerei der Mutter, als sie noch ein Mädchen war. Und wenn sie sich zur Nacht die Decke über die kleinen Ohren ziehen, träumen sie von mir, als ob ich immer noch Dreißig wär', und die Erinnerung, diese Erinnerung läßt mich nicht altern und kommt den Jungen zu gute. Verstehen S' mich jetzt recht, was bei der Kapitalsanlag' herauskommt? Ihr modernen Sänger schafft nur für euch selber, baut für euch Paläste und legt für euch das Geld auf Zinsen. Ich aber hab' für euch alle geschafft, und wenn ich ein tolles Künstlerleben geführt und beim Rosenaufheben die goldenen Ketten und 's Portemonnaie verloren hab', ich hab' der menschlichen

Begeisterung für die Künstler Wohnungen bereitet und mein Kapital in weichen Herzen angelegt, für euch alle, für den Nimbus der Kunst! Das ist es: mitgeholfen für den Nimbus der Künstler, ohne den ihr alle Spieluhren wär't! — Herein! Ach schau, der Ganymed. Stellen S' den Zeltinger und 's Frühbrot auf die Fensterbank. Was? Geld will der Padrone? Sagen S' Ihrem Meister, wenn ich ein Geld hätt', ging ich in den Frankfurter Hof dinieren und ließ mir nicht aus seiner Winkelkneip' mein Frühstück kommen. Schon gut, schon gut, und schön' Guten Morgen!" — —

Helga hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Der Redefluß des alten Sängers hatte sich so schnell entwickelt, daß es ihr unmöglich gemacht war, sich zu verabschieden. Zuerst hatte sie nichts von des Professors Worten vernommen. Dann aber, als seine Stimme in der Begeisterung anschwoll, war Satz für Satz zu ihren Ohren gedrungen. Sie fühlte sich abgestoßen und angezogen, empfand Sünde und Herrlichkeit, geriet in Verwirrung, Erleuchtung und neue Verwirrung. Es war ihr, als müsse Braun jetzt etwas Großes, Starkes und Befreiendes sagen, von den stillen, hohen Zielen der reinen Kunst.

Braun aber hatte dienstfertig die Flasche entkorkt und des Professors Glas gefüllt. „Prosit. Wenn's Ihnen recht ist, können wir dann beginnen."

Kein Wort über die Kunst. Nur praktische Erwägungen ... Der Professor ging kauend an den Flügel und gewahrte Helga.

„Sind S' auch noch da? Na, von mir aus können S' bleiben und hospitieren. Da werden S' gleich einen Begriff kriegen, was singen heißt. Also, Braun, dritte Szene. Gestern war's doch nur halber Kram."

Seine knöchernen Finger glitten über die Tasten. Dann wurden sein Blick gespannt und seine schlaffen Züge ehern. Der Künstler in ihm war erwacht. Braun stand noch immer nachlässig an den Flügel gelehnt. Jetzt klang seine Note an. Da, mit einem Schlage, ging auch mit ihm eine Veränderung vor. Sein Körper reckte sich in jugendlicher Kraft, seine hochmütigen Augen bekamen mannbaren Glanz —

„Ein Schwert verhieß mir der Vater — —"

Sinnend und träumerisch floß die Waffenklage in die Liebesklage. Dann aber schwoll die Stimme an, und die Leidenschaft der Jugend drängte nach der Tat und dem Weib —

„Wälse, Wälse, wo ist dein Schwert — —"

Helga fuhr auf. Das war der Ruf, den sie gestern vernommen hatte. Das war die Stimme, die gestern schon ihrer Phantasie die fernen Gärten erschlossen hatte, angefüllt mit weißen Götterbildern, nach denen sie sich sehnte. Die Zeit ging dahin, und sie merkte es nicht. Auch den Sänger sah sie lange nicht mehr, sie hörte nur sein Lied. Und aus dem Lied strömte eine hohe sinnliche Glut und erfüllte die Luft, wie einst die Hütte Hundings.

„Dich, selige Frau, hält nun der Freund, dem Waffe und Weib bestimmt!
Heiß in der Brust brennt mir der Eid, der mich dir Edlen vermählt.
Was je ich ersehnt, ersah ich in dir;
In dir fand ich, was je mir gefehlt!“

Da saß sie zusammengekauert und ließ die Musik der Worte, deren Sinn sie nicht mehr hörte, über sich Herr werden. Nur einmal noch griff sie ihn auf.

„Auflach' ich in heiliger Lust — —“

Und sie spürte nichts als ihr schlagendes Herz.— —

Braun hatte ein seidenes Tuch gezogen und sich die Stirn getrocknet. Der Professor sprach einige Worte über das technische Anfassen verschiedener Stellen. Der Deckel des Flügels klappte zu. Ein Räuspern, ein Witzwort, ein kurzes Lachen — die Stunde war zu Ende, die Kunst erledigt.

„Schaun S', Braun,“ Professor Faller winkte seinem Schüler und strich über Helga Nuntius' Haar, „dös wär' die geschaffene Siegelind' für Sie. Die wird sich hineinwachsen, stimmlich und körperlich. Geben S' acht! Grüß Gott, Kinder!“

Als Helga stumm neben Braun über den Korridor einherschritt, erklang ein lustiges Pfeifen hinter ihnen drein. Unwillkürlich hielt Braun den Schritt an, und auch Helga blieb stehen.

„Der Marschall,“ sagte Braun. „Der talentvollste Kompositionsschüler, aber bodenlos leichtsinnig. Lebt in den Tag.“

Da stand er neben ihnen, rank und schlank, mit gelbem Haar und hellem Blick, guckte lachend aus kühnem Raubvogelgesicht dem Mädchen in die Augen und bot ihm die Hand. „Der Braun wär' im stand gewesen, Sie einfach zu eskamotieren. Ein Gemütsmensch im Herrn! Geteilte Freud' ist doppelte Freud'. Ich heiße Marschall, Fräulein."

„Fräulein Nuntius," stellte Braun nachlässig vor, „des Gesanges Beflissene."

„Dann, liebe Schwester in Apoll," meinte der Übermütige, „wie wär's mit einem Frühschoppen?"

„Du bist verrückt," sagte Braun, lüftete ein wenig seinen Hut vor der jungen Kollegin und ging seiner Wege.

Sie waren durch die Pforte ins Freie getreten, und nun schlug auch Helga, ohne von dem Hinzugekommenen weiter Notiz zu nehmen, den Weg nach Hause ein. Der aber hielt wacker mit. Und als sie, um ihn los zu werden, mit stolzem Aufwerfen des Kopfes ihn anherrschen wollte, blickte sie zu ihrer Überraschung in ein so lustig demütiges Gesicht, daß sie schnell wieder zur Seite sehen mußte.

„Seien Sie doch nicht gleich bös mit mir," schmeichelte er knabenhaft. „Ein christlicher Frühschoppen —" Da traf ihn doch noch der kühle Blick. „Gott, Fräulein, wenn Sie wollen, zeig' ich Ihnen auch das Goethehaus."

„Herr Marschall," sagte sie stehenbleibend.

„Fräulein," antwortete er ganz treuherzig und bescheiden, „wir haben ja denselben Weg. Sie

wohnen doch bei meinem Freund und Gönner Johann Bettermann. Was soll der denken?"

„Ach," fiel sie lachend aus ihrer Rolle, „daß ich es nicht vergesse: er läßt Sie grüßen und wünscht Ihren baldigen Besuch."

„Sehen Sie wohl," triumphierte er, „ein so würdiger Bürger bittet um meinen Besuch, um meinen baldigen Besuch sogar! Das ist eine Ehrenerklärung! Fräulein, jetzt können Sie sich, ohne das Greisenhaupt Herrn Bettermanns zu beleidigen, unmöglich noch weigern, mit mir zum Goethehaus zu gehen."

„Werden Sie keine losen Scherze dort machen?"

„Bei Goethe zu Besuch — —?"

Da gingen sie. Über die Zeil und durch Winkel und Gassen, bis zum Hirschgraben.

Das Reich von Frau Rat — —! Ein altes, braves Patrizierhaus. Aus eisenumklammerten Erdgeschoßscheiben und lustigen Giebelfenstern schaut es auf die enge Gasse, mit der Luke droben in der Brandmauer, die der gestrenge kaiserliche Herr Rat brechen ließ, um von hier aus besser die Straße und den herumschwärmenden Sohn im Auge zu behalten. Und während die Schritte der beiden jungen Menschen, die auch an ihrem Teile sich der Kunst hingeben wollten, durch die geweihten Räume schallten, wurden die Erinnerungen des Hauses lebendig, und eine Fülle von Gesichten strömte auf sie ein . . .

„Johann Wolfgang," murmelte Richard Marschall, und er wiederholte das Wort wie einen Bann-

spruch, so oft sie ein neues Zimmer betraten: „Johann Wolfgang ..."

Sonst sagte er nichts. Aber jedesmal wurden Helga Nuntius' Augen groß, und sie sah die Geister lebendig werden und ihr heiter oder gravitätisch zunicken. Und ihr Sinn wurde träumerisch und feierlich zugleich von den lautlos huschenden Erscheinungen, aus Dichtung und Wahrheit gemischt, die den späteren Geschlechtern teuer geworden, als seien sie ihnen selbst Geliebte gewesen oder brave Kameraden ...

„Johann Wolfgang," murmelte Richard Marschall, und die aufgesammelten Reliquien begannen zu erzählen. — —

Durch die Luke, die Goethes Vater brechen ließ, blinkte die Sonne und vergoldete die engen, braunen, Gemächer, in denen einstmals ein Knabe gebändigt werden sollte, der, kaum dem Jünglingsalter entwachsen, gottähnlich eine Welt in Banden schlug. Und es ging ein hoher Schein vor ihnen her, und schweigend schritten sie ihm nach durch die Straßen Alt-Frankfurts. — —

„Ich danke Ihnen," sagte Helga Nuntius endlich, „das war die schönste Stunde."

Und sie schüttelten sich zum Abschied kameradschaftlich die Hände.

Drittes Kapitel

Franz Grube saß in einem hohen gotischen Kirchenstuhl, den er seiner reichen Schnitzereien halber als Lehnstuhl bevorzugte, dicht an einem der runden Fenster seiner Wohnung und blickte auf die Straße hinab, über die die Dämmerung den einförmig grauen Schleier zog, und über Herrn Bettermanns niedriges Hausdach hinweg, hinter dem er die Kuppel der Paulskirche, kreuzgeschmückt, im Abendnebel noch zu erkennen vermochte. Zu seinen Füßen hockte auf einer alten Nürnberger Truhe Richard Marschall. Die zusammengelegten Hände zwischen den Knieen, träumte er in der Pause, die in der Unterhaltung entstanden war, vor sich hin ...

Im Zimmer dunkelte es. Das schwere Gebälk der Decke schien sich herabzusenken auf die hohen Schränke in flämischer und altkölner Renaissance, auf die breitfüßigen Eichentische mitteldeutscher Herkunft, die gotischen Kredenzen und Stühle, die süddeutschen Truhen und Altarkästchen und die lange Reihe altersdunkler Bilder, die die Schulen der Niederländer, der Kölner, der Nürnberger und Augsburger in seltenen Werken umfaßte. Es war kein

einheitlicher Stil. Aber es war eine tiefe Harmonie, jener Art, die den Beschauer mit seltsamen fernen Heimatsgefühlen erfüllt und ihm zuruft: Sitz nieder! Wer seine Füße unter diese Tische streckt, ist Gast nach altdeutschem Brauch, wie ihn vor Jahrhunderten die Väter übten, deren Wagenzüge aus den weiten Hofräumen hinausrollten, die alte Heerstraße den Rhein entlang gen Holland, oder durch Franken, über die Alpenpässe gen Bozen und Venedig. Der Grubeshof hatte seine Vergangenheit.

Daran mochte auch der letzte Besitzer, der seine Blicke in das Dämmer der Straße versenkte, denken. Er lehnte sich tiefer in den alten Kirchenstuhl zurück und seine Hände umkrampften fester die stark geschnitzten Lehnen. Das Holz knisterte unter dem Druck. Ein paar Sekunden nur ... Dann ließ der Druck nach und das Knistern erlosch. Das Schweigen war wie zuvor.

„Franz," sagte Marschall endlich und hob den Kopf, um behutsam die Züge des Älteren zu erspähen. „Franz!" und er legte ihm leise eine Hand aufs Knie.

„Ja, ja, Richard — wovon sprachen wir gleich? — — Die Vergangenheit ... Ja, siehst du, das nennt man so die Vergangenheit. Aber es gibt Menschen, deren Gegenwart aus der Vergangenheit besteht. Da liegt ein Docht, den man aus der Lampe gezogen hat, auf der Erde und schwelt weiter. Die Lampe hat einen modernen Brenner erhalten. Da taugte er nicht mehr. Er schwelt. Fünkchen lebt noch. Na, ja, es lebt noch ..."

„Franz," wiederholte Marschall.

„Weshalb ich dir die Geschichte überhaupt erzähle? Eigentlich weiß ich es selbst nicht. Vielleicht, weil du so lustig und — nimm's nicht übel — so leichtsinnig von deinen Liebesabenteuern erzähltest, vielleicht, weil ich dich gern habe und der Mensch einmal nach einem Sprachrohr verlangt. Vielleicht auch, weil heuer der Herbst so still und rätselhaft schön ist, fast wie das junge Mädchen, das sich bei unserem Nachbar Bettermann einquartiert hat."

„Helga Nuntius," sagte Marschall laut, und es war, als ob in den dunklen Ecken plötzlich das Echo geflüstert würde.

Grube hatte die Augen geschlossen. Und mit geschlossenen Augen, die Hände um die hohen Lehnen gelegt, sprach er vor sich hin: „Ich bin älter als ihr, an Jahren wenigstens. Und ihr behauptet, mein Empfinden sei so jung, ja öfters jünger noch als das eure. Ich habe mich, obwohl ich Kaufmann bin, an euch angeschlossen, und ihr euch an mich. Ihr meintet, ich tät' es der Kunst wegen, die ich liebe; ich tat es des Lebens wegen."

Und nach einer Pause: „Wenn ich, wie heute von dir, die lustigen Schwänke und Liebesgeschichten vernahm, hatte ich stets das richtige Verständnis dafür. Ich hatte es ja in früheren Tagen gemacht wie ihr, und mein Vater, der Chef der Firma, war reich. Dann verlobte ich mich. Wie man sich eben mit fünfundzwanzig Jahren verlobt. Man gefällt sich gegenseitig, Stellung und Vermögen stimmen, man küßt

sich eines Tages, und die Väter bestellen die Ringe. Du weißt, daß im Frankfurt alten Schlages ein Verlöbnis so bindend wie eine Ehe erachtet wurde. Und nun, lieber Marschall, blick mal in dich. Was wissen wir in diesen Jahren vom Weib? Trotz aller unserer heiligen und unheiligen Tändeleien? Was wissen wir im Grund von der Liebe, die gar nicht weich ist, wie die Dichter singen, noch weiß ist wie Blütenschnee, oder blaue Augen hat und Vergißmeinnichtkränze? Die wie ein Sturm in uns ist und uns erstickt, das ganze bisherige Leben, jedes frühere Tun, jeden früheren Gedanken vor dem einen und einzigen: Da bist du! Da bist du! Und vor dir und nach dir wird nichts anderes sein. Meine Seele ist deine Seele, und mein Hirn dein Hirn. Wir sind zwei Teile eines Ganzen. Wenn ich durch Schmerzen müßte und über Abgründe — ich muß zu dir! Ich — muß — zu dir — —."

„Und du konntest dennoch nicht . . .?"

„Doch," sagte Grube mit harter Stimme, „ich hätte gekonnt! Ich habe ihretwegen, die mich liebte wie ich sie, mein ganzes Leben ausgelöscht und es neu begonnen. Ich habe mit meiner Verlobten gebrochen und gegen die Familienautorität angekämpft. Ich bin aus dem Hause gegangen ohne einen Pfennig und habe von draußen versucht, meine Familie umzustimmen. Herrgott, das waren Tage . . . Aber dann nahm sie meinen Kopf und küßte mich: Der Sturm ist da, wir haben ihn gerufen. Und dieses ‚Wir', dieses jetzt und allezeit so selbstverständliche

Zusammengehörigkeitswort ‚Wir' — das gab den Ausschlag. Nun wußte ich, ich kann warten, denn sie ist so stark wie ich. Und sie wird warten, bis ich mir, aus eigener Kraft und von keinem unterstützt, das neue Haus gezimmert habe. Ein paar Jahre nur. Über ein paar Jahre. Ein wenig länger, als wir im ersten Jubel geglaubt hatten. Aber was verschlug das? Dagegen stand doch das Wort: Wir! Wir! Wir! Vor dem ‚Wir' ein Schlachtfeld, hinter dem ‚Wir' die unergründliche, die Vergangenheit löschende, die Zukunft überstrahlende Seligkeit: Wir! Das wog die Schmerzen der Wartezeit, das Achselzucken der Menschen selbst, ja ihre Verfolgung auf. Dies grenzenlose Vertrauen: ich warte, auf dich. Wir werden uns nicht enttäuschen. Glaube an mich. — Und ich habe geglaubt und zu arbeiten begonnen, um die materielle Grundlage zu schaffen, einsam, aber mit heißem Blick, und wenn die Verhältnisse nicht gleich wollten wie ich, so tröstete ich mich mit ihren Worten: Der Sturm ist da. Wir haben ihn gerufen! Das half. Verstehst du das?"

Marschall nickte stumm. Er hatte seine Hände auf die des Freundes gelegt. Der saß und hatte die Augen weit geöffnet, als ob er plötzlich erwacht sei.

„Ich hatte es auch verstanden und verstehe es noch heute. Und sie — —"

„Und sie?" fragte Marschall beklommen.

„Sie?" Grube lachte bitter auf. „Sie wurde mürbe. Das Warten legte sich wie ein Alb auf sie. Sie war Sängerin, und der Künstlerdrang prickelte

in ihr. Und sie wurde müde, und das Wort ‚Wir' wandelte sich langsam in ihrem Munde zu dem Worte ‚Ich'. Und obschon sie wußte, daß es für mich keine Umkehr mehr geben konnte — mitten auf dem Wege verließ sie mich."

Er saß, den langen Körper gestreckt, und blickte geradeaus.

„Sie hat dich deiner Familie zurückgegeben," sagte Marschall leise.

Da wandte sich Grube langsam um und fuhr dem Tröster so mitleidig übers Haar, als ob er ihn zu trösten Grund hätte.

„Junge — mein Junge — —. Der Familie zurückgegeben! Die Attrappe von Franz Grube. Der Inhalt war bei ihr, den nahm sie mit. Und siehst du, das ist der einzige Vorwurf, den ich ihr mache, daß sie das wußte." Er erhob sich und suchte seine aufgeschossene, langgliedrige Gestalt gerade zu richten. „Werd' mir nicht schwermütig, Richard. Es ist ja ein Glück, daß nicht viel von mir übrig geblieben ist. Umsoweniger hab' ich an mir zu schleppen. Und nun will ich dir mal zunächst das Geld geben, das du für deine holde Franziska brauchst. Bevor die anderen kommen.

„Franz," stieß Marschall hastig hervor, „Franz, laß das jetzt. Ich schäm' mich ordentlich mit meinen windigen Liebesaffären vor dir. Ich pump' dich um Geld an, und du gibst mir statt dessen — statt dessen — —"

„Was denn?" fragte Grube lächelnd.

„Glauben, Mut, Trotz, Liebe — was weiß ich!"

„Schau," meinte Grube mit nachdenklichem Lächeln, „ich bin wie ein alter Anatomiegaul, an dessen Gebresten man die Heilkunde studiert. Bitte, bediene dich." Er nickte ihm zu, ging zu einem der Schränke und holte einen Geldschein heraus, den er dem Freunde einfach in die Tasche schob. „Still, kein Wort. Das wär' doch kläglich." Dann wandte er sich um und zündete die Flammen des schweren eisernen Kronleuchters an, der vor Jahrhunderten einem Rittersaal zur Zierde gereicht hätte.

„Franz," bat Marschall und stand neben ihm im hellen Lichtschein. „Was ist aus ihr geworden?"

„Das Gleiche wie aus mir. Zu Grund' gegangen, vor der Zeit."

„Weshalb?"

„Weil die Liebe, die einzig wahre, die es gibt, auch in der Erinnerung noch den Menschen erstickt."

„Aber es gibt doch auch so viele Ehen, mit denen man sich abfindet."

„Es gibt ja auch so wenige Menschen."

„Und was verlangst du von ihnen?"

Da trat der müde Mann auf den nach dem Leben Verlangenden zu und legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Was ich verlange? Wenn das Wort ‚Liebe', wie ich es verstehe, wenn das ‚Wir' in diesem untrennbaren Sinne ausgesprochen ist, dann: zusammen marschieren, zusammen hoffen, zusammen ertragen, um einmal, wann oder wie,

zusammen das gemeinsame Glück zu ersiegen, das da kommen muß! Wer den anderen auf der Mitte des Weges stehen läßt, ist wie ein Straßenräuber, der seinen Weggenossen in der Einöde läßt, nachdem er ihn ausgeplündert hat. Sprich nicht. Nicht von schmerzlicher Entsagung oder derlei Redensarten. Denn Menschen, die so eins geworden sind, haben nicht mehr das Recht, für sich allein zu bestimmen, weder im Guten noch im Schlechten, denn es ist nur noch eine gemeinsame Seele. Und tun sie es dennoch, so begehen sie einen Totschlag an der Seele des anderen. — Da! Da hast du so eine totgeschlagene Seele vor dir. Weil man ein paar Jahre nicht warten konnte, verzichtete man auf ein ganzes Menschenleben. Mach's nicht nach, Richard. Um alles in der Welt nicht. — So, und nun leg die Noten rund um den Tisch herum. Die Sangesbrüder werden erscheinen."

„Machen dir die Volkslieder wirklich so große Freude? Dir, dem Menschen, der eine Tagereise nicht scheut, um einen großen Gast in Wagneraufführungen zu hören?"

Franz Grube schwieg. Dann sah er den jüngeren Freund offenen Blicks an. „Spielen wir uns keine Komödie vor, Richard. Ich tu' nicht mehr lang' mit. Der Docht schwelt zu Ende, und der Docht, das ist die Vergangenheit, und die Vergangenheit ist mein Leben. Da bin ich stehen geblieben, mitten in der freudigsten Jugend. Das, was dann noch kam, war ja nur noch ein Hindämmern. Und wachte ich

einmal für Augenblicke auf, so geschah es, um deutlicher horchen zu können, nach den Volksliedern, die sie mit Vorliebe sang, und nach einem starken, trutzigen Burschenlied, das ich mit Vorliebe sang. ‚Weg mit den Grillen und Sorgen . . .‘ Deshalb halte ich Freundschaft mit euch jungen Burschen. Wegen eurer Jugend und eurer Lieder. Ich betrüge mich mit euch und eurer Kunst. Sei still, dich hab' ich lieb. Und nun ruf' mir die Johanna, damit sie das Fäßlein hereinbringen läßt. Ich höre schon Gepolter auf der Treppe wie von Sängerstiefeln: Was kostet die Welt?“

Er klopfte Marschall auf den Rücken und schob ihn durch die Tür, die zu den Küchenräumen führte. Dann horchte er auf, schritt rasch zum Fenster und drückte die Stirn gegen das kalte Glas. Das beruhigte ihn. Und als es kurz darauf mit derben Knöcheln gegen die Tür pochte, konnte er sich mit dem alten, freundlichen Gesicht den Hereinstürmenden zuwenden.

„Guten Abend, Grube, 'n Abend, edler Mäcen!“

Wie ein Schwarm Hummeln flogen die jungen Konservatoristen durcheinander, disputierten und fielen sich in die Rede, lachten und lärmten, bis ein korpulenter Phlegmatiker den Klavierbock erstiegen hatte und seelenruhig das „Gebet einer Jungfrau“ begann. Da schwiegen sie augenblicklich und schauten entgeistert auf den im Spiel Versunkenen. Und einer aus dem Schwarm löste sich und trat an den Pianisten heran, zog ihm schonend die Hände von den Tasten und bat mit stockender Stimme: „Fridolin, denk an deine

brave Mutter, die dich das teure Klavierspielen lernen läßt. Nicht wahr, du kannst auch noch was anderes?"

„Hören Sie, Grube, haben Sie auch was Flüssiges hier?"

„Ich habe, ich habe," beruhigte der Hausherr lachend.

Und in den Jubel der Leichtsinnigen hinein trat Johanna Grube, groß und dunkel, mit einem mütterlich freundlichen Ernst. Hinter ihr trug Richard Marschall ein angezapftes Fäßchen.

Die Leichtsinnigen aber verbeugten sich sittsam, traten einer nach dem anderen heran und schüttelten die Hand, die ihnen Johanna Grube bot.

„Hast du noch Wünsche, Franz? Ich möchte sonst noch eine Besorgung bei Bettermanns vornehmen."

„Geh nur, Kind. Ich werde die da nicht über eine Stunde hierbehalten. Sie sind mir schon zu ausgelassen."

„Soll ich für einen anderen Gast sorgen?" fragte sie neckend.

„Wenn du drüben das Fräulein siehst, Fräulein Nuntius, grüße sie herzlich."

„Wollen sehen, Franz. Adieu, Herr Marschall, Adieu, meine Herren!"

Mit einem Gemurmel des Bedauerns wurde sie zur Tür begleitet. Dann machte der Schwarm kurz kehrt und stürzte auf das Fäßchen.

Aber der Hausherr beschwor sie: „Erst ein paar Lieder. Ich mach's heut gnädig."

„Grube, mich druckt's in der Kehl'."

„Grube, ich bin halt so kratzig."

„Nur eins fürs Gemüt, Franzerl."

Da mußte der Hahn sich drehen, bis der Umtrunk stattgefunden hatte. Dann scharten sie sich um Marschall, der den Taktstock erhob. Der kleine Rausch war verflogen. In dieser Sekunde dachte jeder nur an den Gesang. Die Kunst war ihnen Gottesdienst, selbst zwischen zwei Bierhumpen.

„Franz Grubes Lebenslied!" gebot der Dirigent.

Und jauchzend schwoll es aus acht Männerkehlen wie ein Strom von unbesiegbarem Leben:

„Weg mit den Grillen und Sorgen,
Brüder, es lacht ja der Morgen
Uns in der Jugend so schön!
Laßt uns die Becher bekränzen — kränzen,
Laßt bei Gesängen und Tänzen — Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn,
Bis uns Zypressen umwehn."

Franz Grube saß in seinem hohen gotischen Kirchenstuhl am Fenster und horchte still dem Doppelquartett. Seine lange Gestalt war zusammengesunken, seine Züge schmerzlich verträumt. Er hielt die Hand beschattend über die Augen, als wollte er das Licht des Kronleuchters abwehren. Dann aber, als die Sänger eine Pause machten, horchte er weiter. Ein feiner Ton war zu ihm gedrungen. Von jenseit der Gasse. Und behutsam, damit es die Sänger nicht störe, öffnete er einen Spalt breit das Fenster.

„Mein' Mutter mag mi net,
Und kein' Schatz han i net,
Ei, warum stirb i net,
Was tu' i do?"

Dann verstummte die Mädchenstimme. An dem erleuchteten Fenster der Bettermannschen Wohnung gewahrte der Spähende die Silhouette von Helga Nuntius. Eine andere Silhouette schob sich neben sie. Er erkannte seine Schwester Johanna. Und während er das Fenster leise wieder schloß und wieder, die Augen beschattend, im Lehnstuhl lag, dachte er über die seltsame Anziehungskraft nach, die Frauen aufeinander ausüben, wenn sie, ohne sich zu kennen, die Liebes- und Leidenskraft des Weibes in der anderen wie ein Gleiches verspüren ...

Die jungen Sänger hatten längst zu pokulieren begonnen. Eine sentimentale Stimmung wallte allmählich auf und machte sich mehr und mehr in der Wahl der Volkslieder geltend. Auch ihr Kapellmeister gab dem Schwermutszug nach. Er kam von der Erzählung Franz Grubes nicht los und dachte an die Frau, die von ihrem Schicksalsweg abgewichen war, weil ihr stürmisches Wesen das Warten nicht kannte, das Warten auf das Wort des Geliebten.

„Ja, ja," murmelte er, als die Sangesbrüder auf einem neuen sentimentalen Volkslied bestanden. „Ist schon recht." Und er hob den Stock:

„Ich habe mein Feinsliebchen
So lange nicht gesehn,
Ich sah sie gestern abend
Wohl vor der Türe stehn.

Sie sagt', ich sollt' sie küssen,
Als ich vorbei wollt' gehn;
Die Mutter sollt's nicht wissen,
Die Mutter hat's gesehn.

Ach, Tochter, du willst freien,
Wie wird es dir ergehn;
Es wird dich bald gereuen,
Wenn du wirst andre sehn.

Wenn alle jungen Mädchen
Wohlauf zum Tanzboden gehn,
Mit ihren grünen Kränzerchen
Im Reihentanze stehn.

Dann mußt du, junges Weibchen,
Wohl bei der Wiege stehn,
Mit deinem schneeweißen Leibchen,
Der Kopf tut dir so weh.

Das Feuer kann man löschen,
Das Feuer brennt so sehr;
Die Liebe nicht vergessen
Ja nun und nimmermehr."

Da erscholl des Hausherrn Stimme hart: „Wir wollen Schluß machen."

Die Sänger protestierten. Wenn man so famos im Zuge sei! Aber Marschall, des Freundes bittere Stimmung verstehend, schob sie zur Tür hinaus. Ihre aufgeregte Unterhaltung schallte noch einige Minuten durch das Treppenhaus. Dann wurde es still in dem alten Patrizierbau, der verwundert hinter den merkwürdigen Gästen der Neuzeit einherlauschte...

Der Hausherr hatte das Fenster weit geöffnet, als ob er nicht genug an frischer Luft erhalten könnte. Die eingefallene Brust tat ihm weh. Ganz still saß er und blickte nach dem erleuchteten Fenster der Bettermannschen Wohnung. Die dort, die dort ein-

gezogen war, würde auch auf ihrem Schicksalsweg einen Umweg machen müssen, das fühlte er, das hatte er gewußt, als er zum ersten Male die jungen Augen gesehen hatte, die keine Jugend kannten. Und er empfand ein starkes und heißes brüderliches Mitgefühl.

Am Klavier saß Marschall. Er spielte eine eigene Komposition. Die war wie zarte schlanke Mutterhände, die die zerfurchte Stirn und das verbrannte Herz des Kindes suchen, neue Kräfte hineinzusenken. Und die zarten, schlanken Mutterhände wurden ihrer Arbeit nicht müde und streichelten und streichelten, bis der Mann am Fenster ganz von sich abließ und von der Zukunft des fremden Mädchens und in sich hineinzulächeln begann und mit schwerer Zunge vor sich hin sprach: „Helga Nuntius . . .“

War ihm ein Zauberwort über die Lippen getreten? Die Tür tat sich auf, und auf der Schwelle stand, zögernd und mit verwunderten Augen, die Gerufene. Über ihre Schulter schauten die lachenden Züge Johanna Grubes ins Zimmer. Sie hatte den Arm um die Taille der Fremden gelegt und freute sich der gelungenen Überraschung.

„Hab' ich es recht gemacht?“

Franz Grube war es, als löste sich eines seiner köstlichsten Bilder aus dem Rahmen und träte auf ihn zu. Seine Augen belebten sich, seine Muskeln erhielten Spannung. Mit tiefem Behagen zog er den Atem ein . . . Dann erhob er sich hastig und war mit wenigen Schritten an der Tür.

„Willkommen im Grubeshof, Fräulein Nuntius. Entschuldigen Sie meine Versunkenheit. Steifleinene Gesellen wie ich träumen nächstens noch bei hellem Tage. Aber daß Sie gekommen sind, das ist eine Freude, das ist eine Wirklichkeitsfreude."

Und er schüttelte ihr die Hand und hielt sie noch in der seinen, als die Begrüßung längst zu Ende war.

„Ihr Fräulein Schwester," sagte Helga und blickte das große Mädchen herzlich an, „ist so sehr Güte, daß man nur noch Wärme verspürt. Sie hat mich ganz einfach in meinem Zimmer aufgesucht, und nach einer Viertelstunde gab ich mich in ihre Hände. Und sofort hat sie mich verpflanzt."

„Wenn's nicht meine Schwester wär', Fräulein Nuntius, müßte sie einen Kuß von mir haben."

„Den habe ich sowohl erwartet als verdient," rief Johanna Grube. „Da sehen Sie nun die brüderliche Galanterie."

„Fräulein Johanna," ertönte da Marschalls Stimme aus der Klavierecke, „wenn Sie vielleicht mit mir fürlieb nehmen wollen —?"

Johanna Grube wandte langsam den Kopf nach ihm um. Ihre Stirn hatte sich gerötet, und es lief ein kaum merkliches Zittern um ihren Mund. Wie eine Freude, die sich nicht zu Tage wagt, weil sie sich vor dem Licht fürchtet.

„Richard, ich kenne Ihren Studieneifer. Aber nehmen wir den guten Willen für die Tat."

Da verbeugte er sich und begrüßte alsbald mit kameradschaftlichem Handschlag den Gast.

Dann saßen sie alle um einen der großen Eichentische, auf den der Hausherr selbst die zierlichen venezianischen Kelche und eine Karaffe mit rubinrotem Valpolicello aufgebaut hatte, und plauderten wie Glieder derselben Familie, die sich allabendlich zusammenfinden.

„Das ist hier ein Raum," meinte Helga und ließ die Blicke von den Menschen zu den Bildern und von den Bildern zu den seltenen Schränken und Truhen verflossener Jahrhunderte wandern, „zu dem man sofort Zutrauen gewinnt, wie zu alten Familienchroniken. Man möchte sich nur immer dehnen und in sich hineinlachen."

„Tun Sie es doch," bat der Hausherr.

„Ich tu' es ja auch. Wissen Sie, daß ich Sie beneide? Das ist hier wie eine Burg. Man zieht die Falltüren auf, und das Außenleben ist abgesperrt."

„Und was bleibt?"

„Das Innenleben. So ganz heimlich gibt man sich selbst Audienz und sendet die Gedanken aus und empfängt sie in neuer feierlicher Audienz."

„Sie haben als Kind nie mit Altersgenossen gespielt?"

„Doch — einigemal — —. Eine Viertelstunde von dem Jagdhaus, das wir im Kaufunger Wald bewohnten, lag die Oberförsterei. Die Jungens kamen zuweilen herübergerannt und holten mich auf die Waldwiese. Sie lasen Indianergeschichten und übersetzten sie in die Wirklichkeit. Dazu brauchten sie mich als Squaw. Dann hatte ich auf der Waldwiese

zu sitzen, mit aufgelöstem Haar, bis einer der wilden Buben hervorsprang, mich beim flatternden Haar faßte und als Beute durch das Gras schleifte. Dabei durfte ich nicht mucksen. Das wäre die Art verweichlichter Bleichgesichter und nicht indianermäßig, betonten die Buben mit finsteren Grimassen, und ich wurde vor so viel heldischem Wesen ganz kleinlaut. Nachher mußte ich Schuhe und Strümpfe ausziehen und mit nackten Füßen Maiskolben zerstampfen, die sie aus den Feldern stibitzten. Sie nannten das: eine indianische Maismühle. Zum Schluß prügelten sie mich durch und rannten nach Hause. Später lasen sie lateinische und deutsche Klassiker. Da konnten sie mich nicht mehr gebrauchen. Und da hatte ich zuweilen ordentlich Sehnsucht danach, Squaw zu spielen, trotz des Haarreißens, der blutenden Füße und der Prügel."

„Und auf andere Jugenderlebnisse entsinnen Sie sich nicht?"

„Ich entsinne mich auf meinen Vater. Er war nicht lustig und spielerisch, aber er hatte mich lieb und war meine Jugend."

Franz Grube hob das Glas. „Sein Wohl!" sagte er nur.

„Er ist tot," antwortete das Mädchen.

„Sein Gedächtnis!"

Da stieß sie mit ihm an, und der aufleuchtende Blick, mit dem sie ihm dankte, küßte ihn wie einen Bruder.

„Ihre Frau Mutter," fuhr er fort, „habe ich

früher oft bewundert. Zuletzt in Baireuth, als Isolde. Ich habe ähnliches nie gehört."

„Ja," sagte das Mädchen, „sie ist eine große Künstlerin," und sie dachte an ihren toten Vater, den man einst auf zwei Flinten heimgetragen hatte, weil er die Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte.

Dann hörte sie, wie Marschall von seinem alten, steifnackigen Vater erzählte, der, früher ein flotter Marburger Korpsstudent, sich in seiner Dorfpfarre im Taunus der Orthodoxie ergeben hätte und der profanen Musik abhold wäre wie höllischem Blendwerk. Als der Sohn nach sechs Münchener Semestern von der Anatomielehre zur Kompositionslehre überschwenkte, war die Absage erfolgt. Aber der Sohn lachte so fröhlich über den ungestümen Zorn seines alten Herrn, daß ihm eine alte Schlägernarbe auf der Stirn rosig erglühte. „Ich krieg' ihn ja doch. Laßt nur erst meine Oper draußen sein. Auch der orthodoxe Pfarrer hält was von klingenden Kompetenzen."

Später setzte er sich ans Klavier und spielte Bruchstücke aus seiner Oper. Und als aus den Tasten die Klänge wie Funken sprühten, horchte Helga Nuntius auf und durchforschte verwirrt das kühne Raubvogelgesicht des Komponisten, und als die Töne miteinander zu ringen begannen wie Menschen der Verzweiflung um ihr Glück, da erhob sie sich merkwürdig strack und steif, und als unter seinen Händen ein alles verstehendes, alles vergebendes Mitleiden hervorquoll, stand sie dicht neben ihm am Klavier ...

Es war spät geworden, als Helga Nuntius sich vor Herrn Bettermanns Haus von Marschall verabschiedete.

„Nur der Hausherr," sagte sie aus plötzlichem Sinnen heraus, „hat nichts aus seinem Leben erzählt. Woran leidet er?"

„Er hat einmal geglaubt," antwortete Marschall ernst, „die Liebe verlangte von ihm ein Leben, und sie verlangte von ihm nur hastige Tage. Aber er hatte schon sein ganzes Kapital hineingesteckt, und so war er bankrott."

Da ging sie grübelnd in ihr Mädchenstübchen, und aus dem Fenster des luftigen Bettermannschen Vogelnestes schaute sie lange hinüber nach dem alten schwergefügten Patrizierhaus . . .

Viertes Kapitel

Wie eine Frau, die in später Stunde noch einmal die Liebe in sich erwachen fühlt, war der Herbst. Wie eine Frau im zweiten Frühling. Und alle geknickten Blüten richteten sich auf, und ihre Farbe war tiefer und ihr Duft voller, weil ihr Glück aus dem Leid hervorgegangen war. Kein lenzliches Flirren; es lag in der Luft wie ein tiefes Verständnis für die Schönheit der Stunde. Und diese Stunde auszudehnen und alle angesammelten Reichtümer in sie zu ergießen mit der segenschweren Entäußerung der Liebenden, die da wissen, es kommt kein dritter Frühling, war ihnen eine heilige Mission.

Über den Main spannte sich ein Oktoberhimmel von leuchtender Glut. Die Sonne war schon hinab, aber das purpurne Gefunkel in der Luft mochte sich nicht trennen von dem trunken zitternden Spiegelbild in den Wassern. Auf der Maininsel, die sich bis an die alte Brücke, die Brücke Karls des Großen, erstreckt, ragten die Bäume noch immer vollbelaubt in die schwimmende Purpurpracht, und wenn es in ihren Kronen flüsterte, war es wie das Seufzen einer schönen Frau, die noch so unendlich viel zu

geben hat, bevor der Winter mit blindem Auge zum Leben Drängendes und vom Leben Scheidendes, Ungeborenes und Totes in eine Grube jätet. Wie eine Idylle lag der schmale, grüne Streifen Land in den raunenden Wassern. Unter herabhängenden Baumzweigen saßen junge Männer an Tischen aus borkigem Holz, blickten auf ihre Ruder- und Segelboote in der kleinen Inselbucht, sprachen über Sport, rühmten den warmen Oktoberabend und führten mit Behagen die Gläser zum Munde, die ihnen der Aufwärter füllte. Aber alles war heute in eine gedämpfte Stimmung gehüllt, die Worte waren zu zählen und klangen nur halblaut an, als empfände jeder unbewußt die leisen Stimmen der Natur: Laßt uns heute reden . . .

Und die Stimmen redeten den Main hinauf und den Main hinunter in ihrem singenden Flüsterton, der in das Menschenblut die schwere Sehnsucht trägt. Das unerklärliche Gefühl, sich selbst und anderen wohl zu tun, ohne nach dem Grund zu forschen und zu fragen. Als wäre es die Liebe.

Auf dem oberen Flußlauf schwamm ein Boot, fern zwischen Offenbach und Frankfurt. Nur zuweilen, als besännen sie sich ihrer Pflicht, strichen die Ruderblätter das Wasser. Langsam trieb das Boot mit der Strömung. Aus dem Schilf am Ufer rief der Rohrspatz. Dann blickte Helga Nuntius auf, hob die im Wasser gleitende Hand und horchte. Bis Richard Marschall sie lachend fragte: „Ist noch Leben in Ihnen, Fräulein Nuntius?“

„O ja — —“

„Sie träumen zu viel."

„Es ist so schön."

„Wenn wir dabei an das Leben denken, ganz gewiß."

„Wir denken alle daran."

„Sagen Sie mir eins: Haben Sie auf der ganzen Fahrt auch nur ein einziges Mal der Natur sich erfreut oder sich umgeschaut? Denn daß Sie geradeaus schauen, verlange ich nicht, nein, nein, das wage ich gar nicht zu verlangen, denn geradeaus, da sitze ich. Luft also."

„Ach, Herr Marschall," erwiderte sie, „da haben wir's. Ihr ganzes Mitgefühl dreht sich um ein klein wenig verletzte Eitelkeit. Ich habe vergessen, Sie anzuschauen."

„Oho," rief der Mann und ließ die Ruder in der Luft federn. „Da kommt die Evanatur zum Durchbruch, die schleunigst einen Zirkel schlägt und das Gespräch auf den Kopf stellt. Gilt nicht! Bei der Stange bleiben! Von mir ist gar nicht die Rede. Obwohl — hm — obwohl —"

„Also doch! Obwohl — —?"

„Obwohl, wenn Sie's wissen wollen, das noch gar nicht das Schlechteste wäre. Herrgott von Bentheim, der Blitz schlägt ins Boot. Ich sage kein Sterbenswort mehr und zieh' Leine."

Und er legte sich mit gemachtem Ungestüm in die Riemen.

„Herr Marschall —"

„Fräulein Nuntius?"

„Wir wollen doch gute Freunde bleiben, nicht wahr?"

„Und ob wir das wollen!"

„So versprechen Sie mir, nicht mehr so töricht zu reden."

„Sie haben recht. Ein Mann, der mit zwei Ruderstangen in den Händen durch eine Strömung steuert, ist töricht, von Dingen zu reden, die gegebenenfalls ein paar freie Arme erfordern."

„Verzeihen Sie mir, daß ich jetzt wieder vorziehe, zu träumen."

„O ja. Echtes Mitleid ist immer verzeihungsbereit."

„Mitleid — —?"

„Sie verpfuschen sich Ihr Leben, weil Sie es verträumen. Ich wette, Sie haben an nichts gedacht als an das Konservatorium, als an den holden Gesang. Das ist sehr strebsam und ehrenwert. Aber man muß auch wissen, weshalb man singt. Und dies Wissen gibt Ihnen nur das Leben."

„Dann," spottete sie, und sie wußte nicht, woher es sie drängte, ihn zu beleidigen, „müßten Sie eigentlich wundervoll zu singen verstehen."

Er wollte auffahren. Dann lachte er.

„Kann ich auch. Sie hören's nur nicht."

Darüber grübelte sie im stillen nach, während er schweigsam die Ruder handhabte und aus dem Schilf unaufhörlich die Scheltrufe des Rohrspatzes drangen. Verstohlen musterte sie sein Gesicht. Es war Trotz darin, aber die Lebensfreude, die darunter aus-

gebreitet lag, war doch das Stärkere. Und zuweilen — sie sah es nicht zum ersten Male — war es in sich gekehrte Lebensfreude. Dann wurden seine kecken Augen weich, und es war ein Lauschen in ihnen nach heimlichen Stimmen und ein verschwiegenes Antwortgeben.

„Herr Marschall," bat sie nach einer zögernden Weile, während der mit kräftigen Schlägen das Boot gen Frankfurt getrieben hatte, „seien Sie nicht mehr bös mit mir. Ich tu' Abbitte."

Er hörte den schmeichelnden Klang und blickte von der Arbeit auf. „Ehrlich?" fragte er und blinkte sie ungläubig aus den Augenwinkeln an.

„Ganz ehrlich, Herr Marschall. Ich bitt' ab."

„Ja," sagte er, „das geht nun nicht so einfach, wie Sie sich das denken. Wollen mal sehen." Und er hob mit einem Ruck die Ruder aus dem Wasser, ließ sie links und rechts auf den Bordrand fallen und ergriff ihre Hände.

„Ist jetzt alles wieder gut, Herr Marschall?"

„Wir sind noch nicht so weit," murmelte er, beugte sich nieder und begann andächtig die zarten Gelenke zu küssen.

Sie hielt ganz still, so verwundert war sie. Und während sie auf sein Haar niederschaute, das im Abendrot so eigentümlich brannte und lohte, gewahrte sie auch das Abendrot in der Luft und den spielenden Wassern, und gewahrte die Schönheit des Flusses und den märchenhaften Frieden der Landschaft, und hörte den singenden Flüsterton des Oktoberabends,

der die unerklärliche Sehnsucht in das Menschenblut trägt. Wie kam es, daß sie nichts von alledem vorher bemerkt hatte? Daß sie auf der einsamen Fahrt immerfort und mit gleichem Ernst eine Arie im Kopfe wiederholt hatte, bis sie ihr geläufig schien? Daß erst dieser warme Mund auf ihren Händen, der nicht aufhörte, von den Fingerspitzen bis zum Handgelenk neue Stellen für seine Andachtsübungen ausfindig zu machen, den Ernst der Kunst aus ihr verscheuchte und ihr Herz und ihre Augen mit einem Male so jugendlich und fröhlich machte, daß sie plötzlich über seinen gebeugten Nacken hin ein Liedchen zu summen begann, Griegs wiegendes Kahnlied:

„Möwen, Möwen in weißen Flocken, Sonnenschein — —"

Da knirschte der Kahnrand, und sie saßen im Schilf.

Richard Marschall fuhr auf, und das erste, was er sah, waren ihre Augen. Nicht die Augen, die er kannte. Kindliche, fröhliche Mädchenaugen, wie sie allein zu ihrer jugendlichen Erscheinung, ihren jungen Jahren paßten. „Wir sitzen fest," lachte sie.

„Wenn schon!" antwortete er kurz, tat einen Atemzug und beugte sich aufs neue über ihre Hände, als erforschte er unbekanntes Land. Da sprach auch sie nicht weiter und blickte nur still auf den Kopf in ihrem Schoß und wunderte sich über ihre selige Heiterkeit. Dicht vor ihnen sprang ein Fisch auf. Das erschreckte sie in der dämmerigen Stille so jäh, daß sie zusammenfuhr und die Hände an sich zog.

„Schade," sagte Marschall bedauernd und suchte ihren Mund mit bettelnden Augen.

„Wir müssen weiter, Herr Marschall. Wir können doch nicht in der Dunkelheit an der Insel landen."

„Wenn wir wollen, können wir alles."

„Aber wir wollen nicht."

Das klang so bestimmt und selbstsicher, daß Marschall ohne weiteres nach den Rudern langte. Er mußte sich im Boot erheben, um mit der Stange das Fahrzeug aus dem Schilf herauszustoßen. Wie es sich knirschend in Bewegung setzte, glitt sein Fuß aus, und er stürzte in die Kniee. Im selben Moment hatte sie die Arme ausgestreckt, um ihn zu halten, und durch die aufschnellende Bewegung des Bootes fuhren ihre Köpfe hart aneinander.

„Au!" rief sie lachend und rieb sich mit einer kindlichen Grimasse die Stirn. Er aber zog ihre Hände fort und küßte den kleinen, roten Fleck.

„Jetzt heilt's besser," sagte er ernsthaft. Und bevor sie ein Wort des Zornes hervorbringen konnte, hatte er das Boot mit mächtigen Schlägen in die Strömung getrieben und ruderte aus Leibeskräften zu Tal. Dabei pfiff er wie unsinnig.

Nun ist es zu spät, ihn zurechtzuweisen, sagte sie sich, das sähe aus wie Wichtigmacherei. Und es war ihr, als freue sie sich ganz im geheimen, daß es nun zu spät sei . . .

Sie hatten die erste Brücke passiert und näherten sich der zweiten. Da erst begann er ein Gespräch.

„Sie sind in den sechs Wochen bei Professor Faller schon riesig weit gekommen, hörte ich."

„Hat Ihnen das der Professor selber gesagt?"

„Nein, der Braun. Der ist mir ein klassischerer Zeuge."

„Wieso?" fragte sie gespannt.

„Weil für den Braun nichts anderes existiert als Stimme. Ich glaube, der Mensch hat Sie noch nicht einmal richtig angesehen, obwohl er Sie häufig in den Unterrichtsstunden und noch häufiger im Grubeshof traf. Aber Ihre Stimme, die kennt er in- und auswendig."

„Er hat sie gelobt?"

„Mehr als das. Er hat sie bereits abtaxiert, nach Mark, Frank und Dollar."

„Weshalb," meinte sie nach kurzer Pause, während eine Röte über ihre Stirn lief, „sprechen Sie immer in so wegwerfendem Ton von Ihrem Freund Braun? Denn daß er Ihr Freund ist, beweist doch, daß Sie sich mit ihm duzen."

„Daß ich mich — mit ihm — duze? Ach du lieber Gott, ich hab' eines Tages Brüderschaft mit ihm getrunken, weil ich ihm einmal gründlich die Wahrheit sagen mußte. Das geht ‚per Du' nämlich glatter."

„Was haben Sie denn so Schlimmes an ihm auszusetzen?"

„Das Schlimmste, was man einem Menschen vorwerfen kann: daß er, außer im Gesang, keinen Funken von Seele, keinen Funken von Gemüt hat. Also ein Seelenkomödiant."

„Aber er ist ein Künstler!" warf sie ihm aufgeregt entgegen. „Der größte von uns allen!"

Da wußte er, daß die Schilfstimmung verflogen war, trieb das Boot durch die Pfeiler der alten Brücke und ließ es mit kurzer Wendung in der Inselbucht einlaufen.

Von einem der Tische löste sich eine lange, vornübergebeugte Gestalt, die mit großen Schritten an den Landungssteg kam. Jetzt war Franz Grubes bärtiges Gesicht zu erkennen. Er streckte dem Mädchen den Arm hin und half ihr beim Aussteigen. „War's schön, Fräulein Nuntius? Und war der Richard brav? Wir sind hier in die Melancholie geraten."

„Es war schön," entgegnete sie rasch. „Aber weshalb Melancholie?"

Er führte sie, während Marschall das Boot befestigte, zu den Tischen unter den hängenden Zweigen. Hier war er heimisch, auf diesem abseits gelegenen, in den Wassern des Mains verlorenen Fleckchen Erde. Und wenn ihm auch hier das Treiben des kleinen Kreises, der die Insel für sich gepachtet hatte, zu laut wurde, so tat er nur die wenigen Schritte zum Landungssteg, löste sein Segelboot und kreuzte ziellos auf dem Main.

„Melancholie?" wiederholte er und bog einen Zweig beiseite, um sie bequemer hindurchschlüpfen zu lassen. „Spüren Sie nicht selber, welch eine Macht so ein Oktoberabend wie der heutige auf uns ausübt? Das ist, als spreche er immer: Greif zu, greif zu, ich komm' ja nicht wieder."

„Aber das ist doch kein Grund zur Schwermut, wenn man sogar gebeten wird?"

„Bravo, Fräulein Nuntius, so gefallen Sie mir. Ich werde Sie häufiger mit Richard Marschall hinausfahren lassen."

„Ach nein — —" erwiderte sie schnell, und seine Hand nehmend, fügte sie langsamer hinzu: „Ich bleibe doch lieber bei Ihnen, besonders an solchen Oktoberabenden, Herr Grube."

„Sie sind etwas spät gekommen, kleine Fee."

Und sie verstand ihn falsch und erzählte von ihrer Unachtsamkeit und daß sie sich im Schilf festgefahren hätten. Dann mußte sie am Tisch, an dem sie auch Johanna Grube fand, die Geschichte ihrer Ruderpartie wiederholen, und während alle den kundigen Mainbefahrer Richard Marschall mit herzlichem Gelächter begrüßten, fragte sie sich im stillen, weshalb wohl Johanna Grube nicht mitgelacht, sondern aus klaren, ernsten Augen von ihr zu Marschall und von Marschall zu ihr geblickt hätte. Da wurde sie schweigsam inmitten des Gläserklingens.

Aus dem Gezweig äugten bunte Lampions mit schwankendem Licht hervor. Die Farbenstreifen am Himmel waren verflogen, und wie dunkelvioletter Samt spannte es sich über den Main, dicht benäht mit kleinen, glitzernden Sternen. Die alten giebeligen Häuser am gegenüberliegenden Kai hoben sich in scharfen Umrissen, und die ganze Häuserzeile sah man noch einmal, tief in das Uferwasser hinabgetaucht, wie ein auf den Kopf gestelltes Vineta. Über dem

gespenstisch ragenden Dom stand die Mondsichel und ließ an den Zieraten des gotischen Turmes das rieselnde Licht wie silberne Mäuse klettern. Das Dach des Kirchenschiffes schob sich gewaltig über das Häusergewimmel, das für seine durch die Jahrhunderte bewahrten Architekturen im Schutz des Gotteshauses eine Freistatt gesucht und gefunden zu haben schien. Das alte Frankfurt — —.

Helga Nuntius hatte einen Schritt vernommen, der sie vom Schauen abzog. Die breiten Schultern Brauns schoben sich durch das Gezweig. Jetzt stand er am Tisch, winkte mit der Hand zur allgemeinen Begrüßung und bot Guten Abend.

„Schon zurück von Mainz?" fragte Grube und rückte auf der Bank, um den neuen Gast an der Aussicht teilnehmen zu lassen.

„Seit einer Stunde. Habe mich umgezogen, eine Droschke genommen und bin hergefahren."

„Konzert gut abgelaufen?"

„Mensch, was für eine komische Frage!" und er winkte dem Aufwärter, ihm einen Schoppen Wein hinzustellen.

„Habt ihr denn nicht das Telegramm im heutigen ‚Generalanzeiger' gelesen?" fragte Marschall, staunend über so viel Unwissenheit, in die Unterhaltung hinein.

„Lüg du in dein' Sack," lachte einer am Tisch, „ich kenn den ‚Generalanzeiger' auswendig."

„Siebenmalsiebenzig Jungfrauen haben sich nach dem Konzert dem gebenedeiten Sänger vor die Räder geworfen. Elftausend Knochen bedeckten den Platz.

Das ist auf's Stück soviel wie die heiligen Jungfrauenknochen in Köln. Köln tobt. Braun wird Ehrenbürger von Mainz. Heil! Heil dem großen Tenoristen!"

„Hat der schon so viel getrunken?" wandte sich Braun an seinen Nachbar.

„Aber er macht doch Scherz."

„Lächerlich." Dann trank er sein Glas aus und reichte es über die Schulter dem Aufwärter zum Füllen hin.

Helga Nuntius hätte ihren guten Kameraden Marschall im selben Augenblick prügeln mögen. Was fiel ihm denn nur ein, Brauns Erfolg, von dem er selber doch am ehesten überzeugt war, öffentlich herabzusetzen? Nie hatte sie ihn neidisch gesehen. Und auch soeben war kein Anklang von Mißgunst in seiner Stimme gewesen; eher, viel eher: regelrechte Raufluft. Sie wandte ihr dunkles Köpfchen Braun zu und erkundigte sich, in dem Bestreben, dem Angegriffenen über die peinliche Minute hinwegzuhelfen, angelegentlicher als sie es sonst getan, nach seinem Konzert.

Aber Braun war keineswegs peinlich zu Mute. Er sprach so seelenruhig von seinen Erfolgen, als spräche er von einem Dritten. Darin lag etwas Imponierendes. Denn unwillkürlich fühlte man heraus, der breit dasitzende junge Sänger mit dem hochmütigen Gesicht würde jeden Moment bereit sein, den Beweis anzutreten.

„Was haben Sie gesungen?" fragte Helga Nuntius respektvoll.

„Schuberts ‚Schöne Müllerin'. Möchten Sie was draus hören?"

„Es wird Sie anstrengen, nach der Konzertreise, und dann — hier draußen im Freien," entgegnete sie zaghaft, aber die zagen Worte trugen eine heiße Färbung des Tons und eine starke Wunschkraft in sich. Und Braun empfand es. Und auch Marschall empfand es, und er begegnete dem triumphierenden Blick des Kameraden mit finsteren, grimmigen Augen.

Der lachte und sah sich im Kreise um. „Nun, meine Herrschaften?"

„Ist das Ihr Ernst? Sie wollen uns wahrhaftig die Freude machen?"

„Der Abend ist es wert," warf Franz Grube ein. „Braun tut nur, was wir alle möchten: dankbar erscheinen. Also nun laden wir den Abend zu Gast."

Es wurde still am Tisch, und es wurde stiller in der leis pullenden Inselbucht und im flüsternden Gezweig.

Robert Braun sang.

Die Beine lässig vor sich gestreckt, die Ellbogen aufgestützt, schaute er über das dunkle Wasser hinüber nach den silbernen Konturen des Domes und sang. Und die Worte, die er sang, wurden lebendig. Bäche rauschten aus Felsenquellen, eine Mühle blinkte aus Erlen heraus, und der Wanderbursch dankte dem Bächlein bewegt: „War es also gemeint, mein rauschender Freund?" Und nun war es wie ein Saitenspiel mit vielen, vielen Saiten. Und alle wurden sie von ihrem Meister berührt und mußten ihren Spruch sagen: Wanderlust, Sehensfreude, Liebesregen; Hoffen,

Zweifel, Werben; Klage des Verschmähten und Jubel des Erhörten; schwelgender Besitz und todtrauriger Verlust. Sangen die Lieder von einem Müllerknecht und seinem Mädchen? Oder sangen sie von einem Prinzen und seiner Königsmaid? Sie sangen von der Menschenliebe, die gleich ist hier wie dort, und der hinreißende Adel in Brauns Stimme pries die selige Allgleichheit im Göttlichsten auf Erden, und er ließ den Müller jubeln wie einen Prinzen, und den Prinzen weinen wie einen Müllerknecht. Nie hatte die stille Insel solchen Gesang vernommen. Der spielende Wind auf dem Main schwieg, die Nacht hielt den Atem an. Das huschende Mondlicht war vom Turm des Domes herabgeglitten und von Dach zu Dach gekrochen, als habe es die Ausschmückung der seltenen Nacht übernommen, und nun lag der ganze Kai mit Giebeln und Türmen wie eine einzige silberige Silhouette gegen den tiefvioletten Nachthimmel. Die Menschen auf der Insel aber kamen sich wie verzaubert vor, fühlten sich als Auserwählte, als unendlich Glückliche, und wenn sie sich mit großen Augen anlächelten und sich zunickten, empfanden sie eine tiefe Liebe zum Leben ...

Unermüdlich strömten die Lieder. Franz Grube saß mit blassem Gesicht und rührte sich nicht. Seine Schwester Johanna tupfte lächelnd an ihren feuchten Augen; ihre Gesundheit rang gegen den Bann an, dem sie nicht unterliegen wollte. Helga Nuntius aber hatte sich längst und willenlos gefangen gegeben. Die ganze Nacht hindurch hätte sie dieser Stimme,

dieser über alle Begriffe vollendeten Gesangskunst lauschen können. Und ihre schweifende Phantasie entführte sie dem Kreise der Freunde und ließ ihren Blick im Bilde eines Lebens weilen, in dem selbst der Alltag den Stil der Kunst angenommen hatte.

Nur Richard Marschall nahm an der allgemeinen Benommenheit nicht teil. Er spielte mit seinem Glase, rückte auf seinem Sitz, rief in den Pausen laut nach dem Aufwärter und zeigte überhaupt ein sehr deutliches Bestreben, Wasser in den Wein der Begeisterung zu gießen. Er hätte sich selbst keine genaue Rechenschaft über seine Art geben können. Es lag etwas in der Luft, gegen das er glaubte, sich wehren zu müssen. Und als Grube ihn leise fragte, was ihm wäre, antwortete er nur unwirsch: „Ich hab' einen Zorn."

Robert Braun hatte geendet. Man schüttelte ihm die Hände, man schlug ihm auf die Schultern, man drehte an seinen Rockknöpfen und überschüttete ihn mit Worten des Beifalls.

„Gelt?" sagte der Sänger und sah sich stolz im Kreise um, „das waren Tönchen? Die soll mir einer nachmachen."

„Protz!" entgegnete Marschall und pfiff durch die Zähne.

„Hör mal, Marschall, deine Kritik verbitt' ich mir."

„Ach was! Aber die der andern akzeptierst du, weil sie nach Ambra duftet. Nee, mein Sohn, wenn schon eine Meinung geäußert werden darf und die andern meinen ‚himmlisch', so mein' ich ‚Protz'."

„Was soll das denn nur heißen, Marschall?“ mischten sich einige der Herren ein. „Sie sind, scheint's, streitsüchtig heute.“

„Ansichtssache! Ich vertrag' nur keine Anmaßungen.“

„Aber es ist doch nicht das geringste vorgefallen.“

„Wahrhaftig nicht? Na, ich wenigstens hab' die dummdreiste Protzerei sehr wohl verstanden: ‚Das waren Tönchen! Die soll mir einer nachmachen!‘“

„Mensch, das kann Sie doch nicht treffen. Sie sind doch Komponist!“

„Red' ich etwa von mir? Das überlass' ich solchen Jammerlappen wie dem Braun. Aber hier sitzen doch auch noch andre Gesangsmenschen.“

„Die einer Bevormundung durch Sie wohl nicht bedürfen.“

„Aber Braun bedarf der durch Sie? Wo steckt er denn? Ich möchte ihm nämlich gern bemerken, daß, wenn mir einer die Hälfte von dem gesagt hätte, was ich soeben Braun gesagt habe, ich ihm — —“

„Verehrter, Sie sind hier nicht auf einer Universität.“

„Die lokale Lage kommt hier durchaus nicht in Betracht. Die Frage steht nach Männern. Und der Braun? Der besteht doch sozusagen nur aus Stimme.“

„Bist du verrückt, Richard?“ hörte er Grubes Mahnung.

Und dann, hell und verachtungsvoll, die Stimme Helga Nuntius': „Das ist häßlich! Das ist unverantwortlich häßlich.“

Richard Marschall sog an seiner Zigarre und blickte den Rauchwölkchen nach. Nun konnte er ja gehen. Es hielt ihn kein Mensch. Alle warteten sie doch sicherlich darauf, daß er nun gehen würde. Was hatte er denn nur eigentlich gewollt, was mit seinen Herausforderungen bezweckt? Braun lächerlich zu machen, seinen unfehlbaren Hochmut zu brandmarken und ihn einmal ohne Draperie, in Haustoilette zu zeigen. Und was war der Erfolg gewesen? Sieben Worte! „Das ist häßlich, das ist unverantwortlich häßlich." Sie gingen ihm im Kopf herum, verzerrten sich und schnitten Grimassen. Sie legten sich lähmend auf seine Glieder, daß er sich nicht erheben konnte. Weshalb, zum Teufel, weshalb hatte er denn den alten Freund und Kunstgenossen Braun rempeln müssen, wenn das so unverantwortlich häßlich war? Da wachte er auf,. sah Helga Nuntius scharf in die Augen, erhob sich, ohne jemand Guten Abend zu wünschen, und durchquerte den Inselstreifen, um sich vom Sachsenhäuser Ufer einen Schiffer zum Übersetzen heranzupfeifen.

Als der Mann den schwerfälligen Kahn herübertrieb, hörte Marschall hinter sich das Geräusch von Kleidern.

„Gute Nacht, Richard! Ohne einen Händedruck sollen Sie mir doch nicht von dannen. Obwohl ich Ihre Beweggründe sehr gut verstanden habe."

Er sah, ohne die Worte zu beachten, in Johanna Grubes Gesicht, nickte und sagte nur: „Ja, ja, ja, Schwesterherz."

Dann sprang er in den Kahn und ließ sich nach der Sachsenhäuser Seite übersetzen.

Es ging auf zehn Uhr, als er an der Apfelweinkneipe am eisernen Steg vorüberkam. Unter der mächtigen Linde saß das Volk, als wäre es Johannisnacht. Rieselten auch von Zeit zu Zeit ein paar gelbe Blätter auf ihre Köpfe und in ihre Humpen, sie freuten sich des warmen Abends, als ob es Frühling wäre, und der Wirtschaftshof mit der einzigen Linde war ihnen wie der prunkendste Garten. Die Bänke, die sich um die Tische herumzogen, waren so dicht besetzt, daß manch einer, den der neue Wein, der Federweiße, bereits stach, seine Frau Eheliebste ohne viel Umstände auf den Schoß genommen hatte. Fässer, Leitern, ein umgekippter Handwagen, alles diente als Sitzgelegenheit. Ja selbst auf einem Balken im Sande hockten die Menschlein wie Schwalbenreihen auf einem Telegraphendraht. Und alles schlürfte, lärmte, sang und freute sich seines Lebens und des Federweißen.

Richard Marschall trat ein und stolperte über ein Paar ausgestreckte Beine.

„Als wir achtzehnhunnertsiebzig sin in Frankreich
einmarschiert,"

tönte es dem neuen Gast in begeistertem Liede entgegen.

„Mir als noch en Schoppe."

„Mir en gute Handkees."

„Hat die Guste, die bewußte, mir e Butterbrot
geschmiert —"

„Da derzu muß mer trinke. Des is besser als en Buckel voll Schleeg. Prost, ihr Herre!"

„Is des nicht der Herr Marschall? Hallo, Herr Nachbar! Ihne Ihre Gägewart is hier erforderlich. Des is e Weinche, der neue! Wann mer ihn koste duht, komme einem die große Gedanken als fuderweis. Rücke Se an, Herr Nachbar!"

„Guten Abend, Herr Bettermann, hat Ihnen Ihre leichtsinnige Frau mal wieder den Hausschlüssel gegeben?"

„Wär' unnötig, Herr Nachbar. Ich komm' bei Tag häm."

„Kellner, 'nen Schoppen. Der Wein scheint ja Mut zu machen. Erzählen Sie was, Herr Bettermann."

„Prost, Herr Marschall, ich weiß die Ehr' zu schätze." Und Herr Bettermann erzählte Kriegsabenteuer. „Wisse Se, Anno siebenzig, als ich den Schuß durch die beide Pedal' abgekriegt hab' — —." Und immer kühner wurde seine Rede und immer ausschweifender seine Erinnerungen. Auf dem Schlachtfeld klopften ihm Generale auf die Schulter, in den Quartieren rissen sich die jungen Witwen um ihn und wollten ihn französisch machen, und im Lazarett erst, im Lazarett beugten sich Prinzessinnen über ihn und küßten ihm die Heldenstirn.

Und jedesmal, wenn er, von der Größe seiner Phantasien überwältigt, über seinem Schoppen in sich versinken wollte, feuerte ihn Marschall zu neuen Tatberichten an und quälte und bat: „Erzählen Sie mehr, Herr Bettermann, Sie können so schön lügen."

Dann wurde Herr Bettermann rot, aber der Federweiße hatte schon zu große Gewalt über ihn, und er erzählte immer noch ein stärkeres Stück, um das vorherige dadurch glaubhafter zu machen. Marschall aber hörte kaum hin. Ihm war nur darum zu tun, den Klang einer Menschenstimme zu vernehmen, und er hatte Angst vor dem Alleinsein. Immer wieder hörte er den Ruf des Rohrspatzes, das Knirschen des Kahnes und das Knistern des Schilfes. Und sah zwei Mädchenaugen, in denen die Freude am Leben erwacht war und den Bann der Kunst durchbrochen hatte.

„Erzählen Sie weiter, Herr Bettermann — —"

Bis dieser Blender, dieser Braun — — ah!

„Ich weiß nix mehr, Herr Marschall."

„Ich auch nicht," sagte der hart. „Zahlen!"

Als sie durch die mondhelle Nacht schritten, hielt er es doch für richtiger, Herrn Bettermann am Arm zu führen. Auf dem Brückensteg schlug ihm der vergnügte Meister ein Wettschwimmen vor, und er konnte ihn nur dadurch abhalten, Rock und Weste abzuwerfen, daß er sich feierlich und ein für allemal als durch Herrn Johann Bettermann im Schwimmen gänzlich geschlagen erklärte.

Dort drüben lag die Insel. Jetzt in Schweigen eingehüllt. Die ragenden Bäume schienen eine Totenwacht zu halten. Wie ein Grab, dachte Marschall, und dann riß er sich von dem Anblick los und wandte sich dem Leben zu. „Aufgewacht, Herr Bettermann, es geht nach Frankreich hinein!"

„Nach Frank—furt!“ verbesserte der eingeborene Meister und riß die Augen auf. „Ich geh' häm.“

Als sie endlich den Römer passiert hatten und Herrn Bettermanns Wunsch, den Kaisersaal bei Mondschein zu besichtigen, als unerfüllbar zurückgestellt worden war, bogen sie in die Bleidenstraße ein. Vor seinem Hause aber begann der Meister ein Abschiedslied:

„Was nutzet mich ein schöner Ga — arten, wenn andre drin spah — zieren gehn — —“

Droben wurde ein Fenster geöffnet. Helga Nuntius beugte sich heraus.

„Ach, Fräuleinche, ich kann net die Trepp' 'nauf.“

„Ich komme,“ lachte sie leise.

Richard Marschall stand wie erstarrt. Sie hatte ihn erkannt, es war kein Zweifel. Lag doch das Mondlicht wie Milch auf der engen Gasse. Welch eine Prachtfigur spielte er neben dem Berauschten. Vielleicht, daß sie ihn selbst für berauscht hielt. Schon vor Stunden, auf der Insel.

Scham und Zorn packten ihn. Und plötzlich machte er sich mit einer so jähen Bewegung von seinem Begleiter frei, daß der Meister auf die Treppe zu sitzen kam.

„Des is häßlich von Ihne,“ hörte der Enteilende Herrn Bettermanns Stimme, „sehr, sehr häßlich.“

Und ihm war, als gäbe Helga Nuntius' Stimme Antwort: „Jawohl, Herr Bettermann. Unverantwortlich häßlich . . .“

Fünftes Kapitel

Frankfurt lag im Schnee. Die Novemberstürme hatten in einer einzigen Nacht das Laub von den Bäumen gejagt und es heulend in den Main getrieben. Wilde Regengüsse waren gefolgt. Wie Aufwaschfrauen hatten sie sich auf die Anlagen der Stadt gestürzt und nicht eher geruht, bis die letzte Erinnerung an die schwelgenden Feste, die sich der Sommer bis in den Herbst hinein gegeben hatte, hinweggetilgt war und die Bäume, des Schmuckes beraubt, blankpoliert umherstanden, wie gut abgeriebene Möbelstücke in einem nüchternen Haushalt, der nach einem ungewöhnlichen Festabend schnell wieder in die Alltäglichkeit zurücksinkt.

Die Menschen greifen verdrossen zur Arbeit, dann wird die Gewohnheit ihrer Herr, und noch eine Spanne des täglichen Einerleis, und sie wissen nicht, daß es je anders war.

Helga Nuntius hatte ihren Freund Marschall kaum wiedergesehen. Wenn sie nicht im Konservatorium war, saß sie daheim am Klavier, oder mit ernster Stirn über einen Klavierauszug gebeugt, oder auch: sie huschte in dämmernder Abendstunde an die

Tür, horchte hinaus, ob sie unbelauscht sei, schlüpfte ans Fenster und ließ das Rouleau herab und verwandelte sich in ein andres Wesen. Mitten im Zimmer stand sie mit leisem Atem und fremdglänzenden Augen. Und während ihr Mund Textworte murmelte und zuweilen ein festerer Ton den Rhythmus des Gesanges markierte, hob sie die schönen, schlanken Arme in immer vollendeteren Linien, glitt sie in immer elastischeren Bewegungen durch den Raum, nahte sie sich schalkhaft ihrem Sessel, als vermutete sie den Liebsten des Herzens dort, umschlang ihn stürmisch mit der fröhlichen Liebe des Kindes oder wich entsetzt, mit allen Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung im blaß gewordenen Gesicht, streckte abwehrend die Hände, taumelte und stürzte hinterrücks zu Boden, daß ihr weiches Haar wie eine Welle an ihr hinfloß. Dann erhob sie sich lauschend auf den Arm, und das heimliche Spiel begann von neuem. Ein Summen von Melodien, ein Wiegen und Schmiegen des Körpers, ein Gleiten und Schreiten, ein heiteres Tändeln der Hände, und wieder ein leidenschaftliches Aufbegehren, ein sehnsuchtsvolles Drängen, ein schmerzensvolles Zusammensinken und ein Sterben in Schönheit.

Sie war nicht mehr Helga Nuntius. Sie war Anna, die Braut des dämonischen Heiling, sie war Mignon, die weltfremde, sie war Elsa oder Evchen, aus Wagners Geist geboren. Lautlos war ihr Tun, aber immer mehr wich das Spiel, und bald war es ihr, als lebte sie ein zweites seltsames Leben,

sobald sie sich eingeriegelt und die Fenster verhängt hatte.

Einmal hatte sie Herr Johann Bettermann doch belauscht. Vor dem Schlüsselloch hatte er gehockt und hindurchgeblickt, den Mund vor Staunen weit geöffnet. Da war sie durch das Zimmer geschwebt, einen Schleier um die jungen Schultern, den sie mit feingespreizten Fingern hob und senkte. Was sie sang und sprach, konnte er nicht verstehen, aber er sah sie tanzen mit einem hinreißenden Gesichtsausdruck und mit den Gegenständen im Zimmer Spiele treiben, als wären es lebende Wesen, und plötzlich — er spürte den Schreck noch tagelang in den Knochen — sah er sie wie vom Blitz getroffen zusammenbrechen, daß er aufgeschrieen hätte, wenn sie nicht schon wieder auf den Füßen gewesen wäre und den entsetzlichen Sturz noch einigemal still wiederholt hätte.

Eine halbe Stunde später war sie zum Abendessen erschienen, frisch und fröhlich, und hatte einen urgesunden Kinderappetit entwickelt. Herr Bettermann aber hielt in sich verschlossen, was er erspäht hatte. Ihm war, als trüge er das Geheimnis der schönen Melusine in seiner Brust, und verstohlen nur strich er dem märchenhaften Hausgast über die Schulter, um festzustellen, daß er wirklich Fleisch und Bein in seinen vier Wänden beherberge. Daß Herr Johann Bettermann über sein Erlebnis nicht sprach, auch Frau Lena gegenüber nicht, hatte einen tieferen Grund. Denn auch Herr Bettermann lebte zuweilen ein zweites Leben. In dieser Nacht be-

schloß er, seine kleine Freundin daran teilnehmen zu lassen.

Es war Mitte Dezember geworden, und Frankfurt lag im Schnee. Schon in der Morgenfrühe hatte der Meister an Helga Nuntius' Zimmer gepocht, um ihr die merkwürdige Naturerscheinung mitzuteilen. Flugs war sie gewaschen und angekleidet und stand nun mit dem strahlenden Hausherrn am Fenster der Wohnstube. Der Schnee lag wohl einen Fuß hoch. Die Hausdächer trugen Galerien und die Dachreiter am Grubeshof spitze Zipfelmützen so hoch wie Zuckerhüte. Die Stadt war in eine feierliche Stille eingehüllt, in eine verhaltene Freude.

„Fräulein Nuntius — —?"

„Ja, Herr Bettermann —?"

„Was sage Se derzu?"

„Schön — — —!"

„Des is mei Wetter, speziell das meine."

Es war ein geheimes Triumphieren in seiner Stimme.

„Ich liebe es auch . . ." sagte das Mädchen und dachte an die verschneiten, blauweißen Wälder der Heimat, in denen es jetzt lautlos umging wie altgermanischer Winterzauber.

„Ja, Fräulein, wann Sie möchte — —"

„Was denn, Herr Bettermann?"

„Awwer Sie dürfe mich alte Frankforter Börger net auslache . . ."

„Hab' ich so schlechte Eigenschaften, Meister?"

„Ach, Fräuleinche — so was glaabe Sie selwer

net. Ich förcht' nur manchmal, daß Ihne mei Ohhenglichkeit läſtig werd."

„Meiſter Bettermann, ich hab' Ihnen doch auch ſchon Liebeserklärungen gemacht."

Da lachte er, daß ſein Kindergeſicht glänzte.

„Net iwwel. Awwer ich nehm's for wahr."

„Wahr und wahrhaftig."

„Alſo Sie wolle werklich? Fräulein, Sie wiſſe gar net, was ſor e Freid ich an Ihne erleeb."

Frau Lena trug die dampfende Kaffeekanne ins Zimmer und ſchenkte die Taſſen voll.

„Mann, Mann," ſagte ſie kopfſchüttelnd, „was redſt du nur unſerm Fräulein wieder vor. Wenn du nur wenigſtens Hochdeutſch reden wollteſt. Ein gebildeter Chriſtenmenſch kann dich doch gar nicht verſtehen."

„Ich werd' mich bemühen. Aber verſtanden haben Sie mich doch, gelle, Fräulein? Guck her, Mutter, Leut' wie das Fräulein und ich verſtehen ſich, und wenn der eine Botokudiſch und der andre Sachſenhäuſeriſch red't."

Und er zwinkerte dem Mädchen liſtig zu und machte hinter Frau Lenas Rücken ein paar haſtige Handbewegungen, die da ausdrücken ſollten: „Nichts verraten. Es bleibt unter uns."

„Was denn?" flüſterte Helga.

„Ah ſo — —. Heut abend, Fräulein."

Als ſie durch den Schnee zum Konſervatorium ſtapfte, war ihr wunderlich froh zu Mute. Der Reiherſtutz auf ihrer polniſchen Pelzmütze nickte bei

jedem Schritt, und in dem grünen Tuchkostüm, um dessen Saum ein fingerbreites Pelzstreifchen lief, hob und dehnte sich ihr junger Körper, daß die schräggeknöpfte Ulanka warm und fest die feingezeichnete Büste umschloß.

Unterwegs traf sie Schüler und Schülerinnen des Konservatoriums. Sonst war sie ihnen aus dem Wege gegangen, denn der gewollt freie Ton und das mit Bewußtsein zur Schau getragene freie Benehmen hatten sie stets abgestoßen. Heute, in den verschneiten Anlagen, in der herben, reinen Wintermorgenluft, verspürte sie nur die gleiche Jugend. Und als einer der jungen Schar den Schnee ballte und sie mit wohlgezieltem Wurfe traf, zog sie mit einem Ruck die Handschuhe herab und nahm das Gefecht auf. Man kam ihr zu Hilfe, man focht gegen sie, mit fliegendem Atem, kurzem Lachen, unterdrücktem Aufschrei, und der sonst so stille Promenadenweg hallte wider von dem Jubelchor der Sieger, die, wo sie noch eines Besiegten habhaft werden konnten, ihn zum Schlusse noch der Wohltat einer Schneewäsche teilhaftig werden ließen.

Verspätet erst kam sie zur Stunde des Professors Faller.

„Fräulein Nuntius, jetzt wird einmal deutsch gered't. Glauben S' wirklich, ich lass' mir auf der Nase herumtanzen? Fräulein, dös wär' Aberglauben. Vor einer halben Stund' geh' ich durch die Promenad' zu diesem Zirkus für Halsgymnastik und Gliederverrenkung, und vor einer halben Stund'

schon hab' ich Sie g'sehen, wie Sie sich mit den Labans und den Schnattergänsen aus der Klass' von dem Strohkopf — wollt' sagen hochverehrten Herrn Kollegen — im Schnee g'rauft haben. Fräulein Nuntius, wenn S' absolut werden wollen wie die andern — o bitt' schön, ich hab' nix dagegen, aber schon gar nix. Nur auf die Stund' bei mir verzichten S' dann, nicht wahr, einem alten Mann zulieb. Ich fürcht' mich bei dem Warten so sehr zwischen die leeren Wänd'."

Helga Nuntius war so beschämt, daß sie nicht zu antworten vermochte. Sie stand in dem großen Bühnenzimmer, in dem heute eine Szenenprobe mit Braun stattfinden sollte, und als sie nun den Kopf hob, um an den polternden Lehrer einen bittenden Blick zu richten, bemerkte sie, daß ihr Partner bereits anwesend war und gelangweilt an einer Kulisse lehnte. Da biß sie sich auf die Lippe, entledigte sich ihres Jaketts, nestelte die Mütze herunter und trat vor.

„Ich bin bereit," sagte sie.

„Sehr lobenswert. Aber noch lobenswerter hätt' ich eine Entschuldigung g'funden."

Noch einmal streifte sie mit raschem Blick das Gesicht Brauns. Es hatte sich nicht um eine Nüance geändert. Kein kameradschaftliches Zuwinken, und auch kein Zeichen von Bedauern, gegen seinen Willen die Zurechtweisung anhören zu müssen.

Da erhob sich in ihr der zornige Stolz.

„Herr Professor, ich hätte nichts lieber getan, als

mich sofort entschuldigt. Aber da es Ihnen nur auf eine Demütigung ankam —"

„Auf eine — auf was?"

„Ja, Herr Professor. Ich habe Ihnen noch nie wegen Unpünktlichkeit Grund zur Klage gegeben. Heute habe ich einen Tadel verdient. Etwas andres aber ist es, ob ich ihn vor ganz überflüssigen Zeugen verdient habe."

„Dös, das muß wahr sein! Braun, haben S' gehört? Ach nein, Fräulein Nuntius, das hätt' Ihnen auch die Frau Mutter erklären können, was die Umgangsformen zu bedeuten haben."

„Das hat mich mein Vater gelehrt."

„Der Herr Vater? Respekt! Sagen S', war's ein Herr Graf oder — oder gar ein Herr Schulmeister."

„Es war mein Vater," sagte sie mit schwerem Atem und sah ihn fest an.

Der alte Meister rückte mit den Augen weg, blinzelte, schielte noch einmal von der Seite auf das aufgerichtete Mädchen, und plötzlich wandte er sich gegen die Bühne und gegen Braun.

„Wer hat Sie eigentlich g'heißen, in der Kulisse herumzustehn, wie?" schrie er den jäh Zusammenfahrenden an. „Haben Sie denn eigentlich nicht g'hört, daß ich mit dem Fräulein zu reden g'habt hab', was?"

„Aber erlauben Sie mal, Herr Professor —"

„Erlauben? Ich habe Ihnen aber nix erlaubt. Sie wollen ein Künstler sein und wissen noch nicht

einmal, was sich als Mensch schickt? Kruzitürken, Herr, sorgen Sie, daß man endlich auch die Künstler für anständige Kerls hält, und nicht für Himmelhunde. Ich bitt's mir aus. Ausgered't is!"

„Herr Professor, wir befinden uns hier nicht auf dem Kasernenhof."

Aber der Wütende saß bereits am Flügel, das Liebesduett zwischen Elsa und Lohengrin vor sich, und intonierte.

„Das süße Lied verhallt — — —"

sang Braun mit aller Schönheitsgewalt seiner Stimme.

Eine Pause von Sekunden.

Der Professor hatte die Hände von den Tasten gehoben, und nun lag er, mit beiden Armen die Klaviatur umspannend, und lachte . . . lachte aus vollem Halse. „Das süße Lied verhallt!" stöhnte er. „Na ja, 's is verhallt. 's war süß, mein Lied, was? O Gott, das süße Lied verhallt . . ."

Und nun lachte auch Helga Nuntius, und selbst Braun grinste in sich hinein.

„Na, Kinder, schließt's halt Frieden mit mir. War mehr laut als bös g'meint. Nur, weil i an euch den Narr'n gefressen hab' und stolz sein möcht' auf euch. Da ist jetzt die Nuntius. Zwei Jahr' hat sie bei der Mutter studiert und die Mutter war meine beste Schülerin und ist längst die große Nuntius! Was soll ich dem Kind von der großen Nuntius noch viel beibringen? Mir ist der Ehrgeiz der Herren Lehrer fremd, die wie manchmal die Herren Arzt'

immer glauben, es ging' gegen die Berufsehr', wenn s' nix finden. Alsdann, Kind. Du hast ja meine Method'. Bist also Blut von meinem Blut, und der Vergleich mit der Berufsehr' war billig. Aber länger als das eine Jahr halt' ich dich nicht. Das wär' mir Diebstahl. Übers Jahr bist im Engagement, und jetzt wird nix als Repertoire studiert. 'nauf auf die Bretter!"

Helga Nuntius stand auf der kleinen Bühne. Sie zögerte. Jetzt, im nüchternen Licht des Tages wiederholen, was sie in der Verschwiegenheit des gesichtereichen Winterabends geübt, schien ihr ganz undenkbar. Sie fühlte, wie eine heiße Scham in ihr heraufkroch, ihre Wangen dunkel färbte und ihr den Atem benahm.

Braun näherte sich ihr und öffnete die Arme. Da schloß sie in tödlicher Verlegenheit die Augen und ließ sich an seine Brust sinken.

„Nun macht's euch bequem, Kinder!"

Sie fühlte sich von Braun sanft auf den Diwan gezogen, und das Blut ging ihr wie eine breite Woge durch die Brust, als des Gralritters Glückesjauchzen in immer gewaltigerer Empfindung an ihr Ohr schlug:

„Elsa, mein Weib — —!"

Sie setzte ein. Mit verhaltener Stimme noch. Aber dies kurze Ringen zwischen dem drängenden Geben und der scheuen, heimverlangenden Zurückhaltung gab ihrem Ton und ihrem Wesen einen so keuschen, jungfräulichen Reiz, daß selbst in dem hoch-

mütigen Gesicht ihres Partners ein Staunen aufstieg vor dem reinen Weibestum, dessen Stimme er hier zum ersten Male vernahm. Unwillkürlich paßte er sich ihr an. Das auflodernde Liebesfeuer erhielt einen klareren Schein, die Zärtlichkeit der Alleinseinsfreude war von einem Hauch dienender Verehrung umweht, ihre Seligkeit war die von schönen stolzen Kindern, und es lag über sie ausgebreitet wie ein Lenztag der Poesie . . .

Der alte Meister am Flügel hatte Not, seine Erinnerungen zu bekämpfen. Vor seine Augen legte sich ein Nebel, und aus dem Nebel hob sich Baireuth, das heilige Mekka der Musik, und auf der Bühne des Festspielhauses stand er, er selbst, wie der Junge dort oben, und ein andrer stand neben ihm, mit einem so scharf herausgearbeiteten Profil, wie er es nie wieder gesehen, ein Samtbarett auf der wuchtenden Stirn, und der Mann war der Göttliche selbst, war Richard Wagner, und der Göttliche klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Bravo, Faller. Sie werden für mich singen. Ihnen vertraue ich den heiligen Gral, Faller."

Der alte Sänger vergriff sich in den Tasten. Da kam er zu sich. Was denn nur? Der Meister hatte ihm den heiligen Gral vertraut. Nun war es an ihm, ihn in die rechten Hände weiterzugeben.

Droben schwoll die Stimme Elsas immer leidenschaftlicher an. Das Frauenwunder vollzog sich. Das Wunder, das durch eine einzige Liebesstunde das Kind zum Weibe wandelt.

Ernst und erhaben führte Braun seine Partie. Er hatte den großen Stil gefunden. Und wie vordem Braun sich gezwungen gesehen hatte, seinen Helden dem bräutlichen Wesen des Mädchens anzupassen, so wirkte jetzt seine edle Größe hinreißend auf Helga Nuntius, und sie war wie in ihrer Kammer und vergaß sich selbst und den Ort, an dem sie stand, und es war ein Wildvisionäres in ihr und ihrem Spiel, bis sie, gebrochen von der Tat der Elsa, sich an Lohengrins Brust warf und ohnmächtig an ihm herab zu Boden sank . . .

Da ließ Faller die Erinnerungen herein. Den Kopf tief über die Klaviatur gesenkt, spielte er für sich weiter und weiter. Motive kamen und kamen, sie klangen an, verweilten wie ein Sonnenlicht, bevor es weiterhuscht, und machten lautlos fast dem nächsten Platz. Jung-Siegfried schmiedete sein Schwert, Herr Walter Stolzing ließ sein Preislied tönen, und Held Tristan, der Seligste der Unseligen, rief nach der Frau der Frauen.

Die jungen Leute auf der Bühne waren längst schon aus ihren Rollen herausgeschlüpft. Sie waren Helga Nuntius geworden und Robert Braun, nach den Menschen der Illusion Menschen des Tages. Und die Menschen des Tages standen, der eine rechts, der andre links an der Kulisse, die Bühne zwischen sich, und es war ihnen peinlich, sich anzusehen, weil sie noch die Umarmungen fühlten, jene der Menschen der Illusion. Der Illusion — —? Aber sie *hatten* sich doch umarmt. Wie konnte man danach sich kühl

verbeugen: Adieu, mein Fräulein; Adieu, mein Herr? Helga Nuntius wußte nicht, wie sie die Bühne verlassen sollte.

Drunten am Flügel wurde es still. Fallers knochige Hände lagen ausgespreizt auf den Tasten. Auf den verknitterten Handrücken sprangen ein paar blaue Adern auf und ab. Jetzt drehte er den Kopf, und die jungen Leute sahen, daß seine Augenränder stärker gerötet waren als sonst.

„Kinder," sagte er, „nur nicht sterben müssen."

„Aber, Professor, was für Gedanken!"

„Nur nicht sterben müssen ... Nein, nein, es ist nicht wegen der Furcht. Es ist nur wegen der Musik ... Gott Vater im Himmel, wie ist es möglich, von der Musik Abschied zu nehmen — —"

„Herr Professor," rief Braun herunter, „wir wollen zusammen einen Frühschoppen trinken!"

Aber Fallers Ohr vernahm die Lockung nicht.

„Wenn ich mir denk': da hab' ich dring'standen, so tief oft, daß mir die Tonwellen über dem Kopf zusammeng'schlagen sind, und hab' mich reingebadet selbst von dem dicksten trübsten Lasterschlamm des Lebens, ausg'holt mit weitgestreckten Armen und hinein in die Flut, bis man nicht äußerlich, bis man innerlich so rein, so unsagbar rein und leicht war — Ja, ja, ja ... Das ist die Kunst. Die absolviert und heiligt alles. Wenn man an sie glaubt. Wenn — man — an — sie — glaubt."

Keiner sprach. Und nach einer Pause fuhr er fort.

„Nur nicht sterben müssen. Ich glaub' ja

immer noch. Und wenn's denn sein muß, will ich als Konservatoriumsprofessor weiter glauben." Er schlug auf die Tasten, daß sie klirrten. „Wie darf denn nur ein Künstler alt werden? Wie darf er denn nur das Grab sehen? Die andern, o, die andern! Die haben's leicht, den Römer spielen und sich das Laken über die Nasenspitz' ziehn. Sie gehn halt aus dem Leben. Aus rein nichts als aus dem Leben! Und wir? Wir gehn halt aus dem Leben und aus der Kunst! Wir verzichten auf die Seligkeit. Und sie erhoffen sie erst. Kinder, Kinder, grübelt's nicht nach, es macht wahnsinnig. Wie kann man nur von der Musik Abschied nehmen — —"

Nun standen die jungen Leute neben ihm am Flügel. Helga Nuntius preßte die Hände ineinander, um sie nicht um den Kopf des Lehrers zu schmeicheln und ihn wortlos zu streicheln. Robert Braun nestelte an seiner Uhr. Jetzt zog er sie.

„Zwölf," sagte er. „Ja, Herr Professor, ich für meinen Teil nehme jetzt von der Musik Abschied."

„Machen S' die Tür hinter sich zu, aber g'schwind!"

„Ich hole Sie heute abend ab, ins Restaurant Falstaff."

„Mensch, wagen Sie sich nicht in meine Näh'! Kunstbanause, Sie! Was wissen Sie von der Kunst, von der Musik? Werden Sie ein einziges Mal heulen können, wenn's Sie packt? Oder auch nur einen tieferen Schnaufer tun? Wie eine Kuh behandeln Sie die Musik, wie eine Kuh! Breitspurig sitzen Sie drunter auf Ihrem Dreibein, als ob Sie Mysterien orakelten.

Aber in Wahrheit haben Sie die Kuh beim Euter und ‚stripps, strill, stripps, strill' melken Sie sich die eignen Eimer voll. Wenn die Million in bar rund ist, schmeißen Sie den Dreibein gegen die Wand, und die Musik ist Ihnen Hekuba. Pfui Deixel! Und jetzt befreien Sie mich von Ihrem geehrten Anblick!"

„Mahlzeit, Herr Professor!"

Keine Antwort.

Die Tür schloß sich knarrend. Da erhob der alte Sänger den Kopf, blickte verwundert um sich und begann aus Leibeskräften „Braun!" zu rufen.

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Professor?"

„Haben S' denn eigentlich schon g'sagt, um welche Zeit Sie mich abholen kommen?"

„Ich denke, um neun."

„Na, sagen wir acht. Die Tag' sind ohnehin kurz genug."

„Schön, pünktlich um acht. Auf Wiedersehen! Morgen, Fräulein Nuntius."

Da nahm auch Helga Nuntius Jakett und Pelzmütze, um stillschweigend zu gehen.

„Behüt' Sie Gott, Kind! Die schlechten Beispiel' sind da, um die guten ins rechte Licht zu setzen. Sonst fänd' sich da kein Gott und kein Deixel heraus. Geschweige der unvollkommene Mensch. Bleiben S' hübsch brav und g'sund."

* * *

Sie war den Tag über wie im Traum herumgegangen, wie in einem Labyrinth. Und sie suchte

vergebens den Faden der Ariadne. Welch eine seltsame Gottheit war denn die Musik, daß sie die eigenen Jünger verwirrte? — —

* * *

Herr Johann Bettermann hatte den größten Teil des Nachmittags auf seiner Lederwage zugebracht. Ganz zusammengeduckt wie ein Kind, das mit mühsam verhaltener Erregung auf das Klingelzeichen des heiligen Christes wartet. Frau Lena war sein Wesen nicht entgangen. Aber sie ließ ihm gern seine Heimlichkeiten, zumal — da sie sie kannte. So lächelte sie ihm freundlich und aufmunternd zu, so oft sie über den Hausgang kam.

Als der frühe Abend hereinbrach und in der prickelnden Frostluft der Schnee leuchtete und glitzerte, als das Toben der Kinder auf den Gassen erstorben war und auch die Erwachsenen die wärmende Herdstelle suchten, klopfte Herr Bettermann an Helga Nuntius' Tür.

„Fräulein, wenn Sie jetzt möchte. Ich treff' Sie an der Katherineport'."

Sie huschte aus dem Hause, und bald darauf band er die blaue Schürze ab und nahm den Hut vom Nagel.

„Mutter," rief er in die Kolonialwarenhandlung, „ich hab' noch en bressante Gang. Guck als emol in mei Lederlädche."

Dann zog er den Hut tief in die Stirn und schritt mit kleinen, eiligen Schritten zur Rendezvousstelle.

„Aber was soll denn eigentlich geschehen, Herr Bettermann?"

Er sah sich um, ob keiner ihnen folgte.

„Fräulein," sagte er dann und dämpfte die Stimme, „Frankfort is preußisch. No, als meintwege! Was recht is, is recht. Mir verdiene derbei. Awwer des is jetzt e ganz neu Frankfort geworde. Die alt' brav' Frankforter Häuser werde immer seltener. Wo soll des hinführe? Da heißt es: Owacht gewe. Mir alt' Frankforter sein sozusage ein Familich. Und so halt' ich's denn for mei Pflicht, mein Familiemitglieder von Zeit zu Zeit zu revidiere. Besonners im Winter, wann sie dahäm sitze. Im Schnee kann mich kaa Mensch höre."

Er schritt wacker voraus, und sie folgte ihm mit Kopfschütteln und doch mit fröhlich erregten, abenteuerlichen Erwartungen. Sie hatten eine abseits gelegene stille Straße erreicht, mit massiven Häusern und Vorgärten. Herr Bettermann drückte das Gesicht gegen das Eisenstaket. Helga Nuntius tat das gleiche. Dann nannte Herr Bettermann den Altfrankfurter Namen des Besitzers. Und flüsternd berichtete er. Von einer Französin, die sich der Herr Konsul zur Frau genommen. Von der Schönheit der Frau und ihren leichten Sitten. Und wie der Herr Konsul, der an seiner Vaterstadt mit Leib und Seele hänge, nunmehr ein Rittergut im Mecklenburgischen erworben habe und im Frühjahr schon für immer dorthin übersiedeln werde, nur um seine Frau unter Augen zu haben und den alten Frankfurter Namen vor ihr zu bewahren.

Herr Bettermann schien durch Mauern und Türen blicken zu wollen. „Wo werd er jetzt sitze als am Schreibtisch. Ganz alt geworde is er. Un vor sich hat er des große Hauptbuch seiner alt' Firma, wo drüwwer stehe duht: ‚Mit Gott!' Un im Newezimmer liegt sei Frau auf einer Schehselonge un duht als in französische Romane erumstöwern, die net die Üwwerschrift hawwe: ‚Mit Gott!'"

Herr Bettermann wandte sich empört ab, und sie schritten eilig weiter, denn das Herumstehen im Schnee hatte kalte Füße zur Folge. Wieder machten sie halt. Vor einem langhingestreckten weißen Hause im englischen Stil. Große Rasenflächen, jetzt vom Schnee eingedeckt, umgaben das stolze Gebäude.

„E Jud'," sagte Herr Bettermann, und sie preßten beide das Gesicht gegen das schmiedeeiserne Gitter. Dann gab der Meister den erklärenden Bericht. Von den großen Diensten, die er der Stadt erwiesen, und den großen Summen, mit denen er sich an die Spitze jeder gemeinnützigen Sammlung stelle. Alles nur, um als echter Frankfurter zu gelten, der er auch sei. Aber trotz des großen Reichtums sei keine Freude im Haus. Denn die schöne Rebekka, das einzige Kind, gehe umher mit verweinten Augen.

„Warum?" fragte Helga flüsternd.

„Weil sie den jungen Hellmsberg liebe duht, un der is Christ, oder wie der Jud' sagt: treife."

„Und der Vater will sie nur einem Glaubensgenossen geben?"

„Wann der Hellmsberg ümwertrete duht, kann er se kriege. Awwer es is doch e stark Stück, jemand auf sein erwachsene Täg zuzumute, jüdisch zu werde. Owacht, Owacht," mahnte Herr Bettermann, heiser vor Aufregung, und wies mit kurzen verstohlenen Fingerzeichen nach dem Hause. Ein Fenster war erleuchtet. Jetzt wurde der Vorhang beiseite gezogen. Und Helga sah ein schlankes feingliedriges Mädchen mit schwerem braunem Haar. Das Licht einer Ampel beschien purpurn die weiße Stirn, unter der die Augen suchend die Straße auf und nieder wanderten. Gefangenen Vögeln gleich im goldenen Bauer.

Ganz still drückten sich Herr Johann Bettermann und seine verträumte Gefährtin das Staket entlang.

Dann marschierten sie bis zum nächsten Ziele wortlos weiter. Es war ein altes Patrizierhaus mit Hallen und Gewölben und Höfen, von den Jahrhunderten geschwärzt, gebaut für die Ewigkeit. Die Haustür, aus mächtigen Eichenbohlen gezimmert und verankert mit schweren Eisenbeschlägen, war angelehnt. Herr Bettermann drückte sie mit Anwendung aller Muskelkraft auf, faßte seine scheu zurückweichende Begleiterin bei der Hand und zog sie auf den Hausflur, der sich wie der Kreuzgang eines Klosters erstreckte. In ehrliche Anbetung versunken stand der kleine Handwerksmeister vor dem Zeugnis alter Frankfurter Glanzzeiten.

„Horche Se mal," sagte er dann und wies nach oben.

Helga hörte nichts, aber Herr Johann Bettermann behauptete es zu hören. Das Knallen von Champagnerkorken — „un," setzte er schamhaft hinzu, „un — Küsse — —."

„Bis nächst Frühjahr gehört ihm kaa Staa mehr, kaa Ziegel uff'm Dach. Awwer der Vadder is gerad' wie die Söhn'. Des Luderzeug kneipt zusamme un durchenanner, wann sie häm komme. Un alles des uff Borg. Auch ihne ihre Badereise nach Ostend. Als wann sie net ewesogut im Moi'n bade könnte, wann's ums Haus geht. Um so e Haus! Halb Frankfort hängt mit dem Haus zusamme. Fürschte hawwe hier logiert. Eine Nacht sogar die Geliebte vom alte Rothschild. Egal, des muß jetzt dorch die Gorgel. Nächstes Frühjahr werd's abgerisse. So en Schkandal, so en Schkandal!"

Und plötzlich, von einem Anfall lokalpatriotischer Wut gepackt, schlug der Wächter Altfrankfurts dröhnend gegen die Treppenwand, schrie gellend: „Sausaus, Sausaus!", packte seine Gefährtin beim Handgelenk und entwich mit ihr eiligst ins Dunkel.

Sie spürten nicht die Kälte des Winterabends, sie spürten nur das Geheimnisvolle. Und erregt von ihren Fahrten und Erlebnissen kehrten sie heim zu Frau Lenas abendlichem Tisch, und es dauerte lange, bis sie sich zum Zugreifen entschließen konnten.

Helga verabschiedete sich früh und verschwand in ihrem Schlafkämmerchen. Todmüde sank sie in die

Kissen, und die Menschen Altfrankfurts tanzten in ihren Träumen mit den Gestalten der Musik ein steifes ehrbares Menuett, das plötzlich in einem sinnverwirrenden Galopp endete. Und sie grübelte im Traum: Ist die Kunst seltsamer, oder das Leben —? Dann lachte sie im Schlaf ihr ganz junges Mädchenlachen . . .

Sechstes Kapitel

Es herrschte große Aufregung im Hause Bettermann. Selbst Frau Lena vernachlässigte heute ihr kleines Ladengeschäft, und die Kunden, die um ein paar Eier oder ein Pfund Kaisermehl gekommen waren, mußten über Gebühr warten, klopften nervös mit den Sohlen auf, um in der Kälte des Januarabends ihre Füße warm zu erhalten, und ließen endlich ihre Nickelstücke hart auf dem Ladentisch trommeln, um durch den Lärm die Bedienung zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Dann eilte Frau Lena atemlos die Stiege hinab und bat, während sie mit geschäftigen Händen abwog, vielmals um Verzeihung. „Unser Fräulein singt heut," sagte sie mit bittendem Blick. Und die Kunden vergaßen Kälte und Nervosität, zogen die Schürze nach hinten und setzten sich auf die Seifentönnchen, um diese Neuigkeit einmal gründlich durchzusprechen. Bis Frau Lena nochmals den bittenden Blick erhob und sich aufs neue entschuldigte: „Es ist nur wegen der Toilette. Das Kind kriegt ja die Haken allein nicht zu und spürt in der Aufregung kaum seine Hände. Das ist ja auch sehr begreiflich, vor einem ersten öffentlichen Auftreten."

Und alle fanden, daß man vor einem ersten öffentlichen Auftreten nie seine Hände spüre, und fanden es überdies sehr begreiflich, sprachen Frau Lena Mut zu und fragten, wann das Fräulein abfahre, weil man sie in den Wagen einsteigen sehen möchte.

Helga Nuntius saß in ihrer Schlafkammer vor einem kleinen altmodischen Spiegeltisch. Auf der marmorierten Holzplatte standen zwei Messingleuchter, und die ruhigen Flammen der Kerzen beschienen ihr brünettes Köpfchen, an dem Frau Lena soeben ihre Frisierkunst probiert hatte.

„Das ist eigen mit Ihnen, Fräulein," hatte die wackere Frau gemeint, „man darf Sie gar nicht extra frisieren wollen. Ein paar Griffe ins Haar, und es sitzt. Nur keine Kunst anwenden wollen. Bei Ihnen ist alles von Natur am schönsten."

Helga Nuntius schlug die Augen auf und blickte in den Spiegel. „Ist es nicht zu sehr ausgeschnitten, das Kleid — —?" fragte sie zögernd.

„Aber, Kind, der Einschnitt ist ja nicht größer als ein Herzchen. Und wie schön und frei das Hälschen nun herausguckt. Wer so fein ist, der darf den Ausschnitt dreimal größer wagen."

„Frau Bettermann!" wehrte sie lachend, und sie sah im Spiegel, wie sich der gelobte Herzausschnitt so rosa färbte wie der rosa Tüll, der ihn umschloß. Da erhob sie sich rasch und blickte verwirrt auf die sorgende Helferin.

„Fräulein Helga," sagte die, suchte nach Worten und strich mit der Handfläche an ihrem Kleiderrock herunter.

„Was denn, Frau Bettermann — —?"

„Fräulein Helga, wer so aussieht wie Sie, der braucht gar nicht erst zu singen."

„Wie seh' ich denn aus — —?"

„So — so — ich meine nur —" und dann sah sie plötzlich von ihrem Kleiderrock auf und mit ihren mütterlichen Augen Helga an und stotterte, rot werdend: „Ich möcht' Ihnen so furchtbar gern einmal einen Kuß geben."

Und das junge Mädchen drückte sich an sie und ganz tief in ihre Arme hinein und ließ sich wie ein Kindchen abhätscheln und sagte nur immer: „Sie liebe alte, Sie . . ."

Herr Johann Bettermann hatte schon ein paarmal an die Tür geklopft. Kein Mensch konnte sich in größerer Aufregung befinden. Als ob er heute abend aufs Podium müßte und Arien singen. Und er hatte das entsetzliche, atemraubende Gefühl, daß er nicht im stande sein würde. Nun rannte er in seinem schwarzen Sonntagsanzug ruhelos durch die Stuben und über den Treppenplatz, denn er hatte ein Billett zu dem Übungsabend im Konservatorium erhalten.

„Fräulein Nuntius, der Herr Grube ist da."

Und nach einer Weile: „Fräulein, Fräulein, der Herr Braun! Ich hab' gemeint, ich deht Sie ins Konservatorium fahre — —?"

Helga öffnete die Tür und trat heraus. „Ich komm' schon, Herr Bettermann, aber es ist noch so viel Zeit."

Der aber stand und schaute wie auf ein Fremdes.

„Mann," sagte Frau Lena und gab ihm einen freundschaftlichen Klaps, „mach den Mund zu, es ist unser Fräulein."

Da griff der Meister in seine Krawatte, ruckte mit dem Kopf und fand die Sprache. „Des geht nu doch net, Fräulein."

„Was soll nicht gehen, Meister Bettermann? Sind Sie unzufrieden?"

„Es will net angehe, daß wir zwei zusamme vorfahre. Des wär' doch e zu originell Gespann."

„So, Sie geben mir einen Korb?"

„Wann Sie wolle, wer' ich hinne aufklettere un Körb verteile. Die Korbflechter Frankforts wer'n Sie zum Ehremitglied ernenne, so werd' mer sich in der Stadt um Sie reiße, wann mer des gesehe hat."

„Mann, nun laß doch das Fräulein schon ins Wohnzimmer. Sie wird sich noch deinetwegen erkälten."

Da riß der strahlende Meister die Tür auf und meldete in der dienstlichen Haltung seiner fernen Kommißzeit: „Fräulein Helga Nuntius."

Als das Mädchen an ihm vorüberschritt, lachten sich die beiden wie Kinder in die Augen. Dann begrüßte sie Herrn Grube und ihren Kollegen Braun, den sie mit Verwunderung in der Bettermannschen Wohnung sah.

„Ich hatte geglaubt, als Übungskollege —" sagte Braun und überreichte ihr höflich einen Strauß Chrysanthemen. „Wenn Sie gestatten, nehme ich Sie gleich in meinem Wagen mit. Die Droschke wartet vor dem Hause."

„Ich bin so überrascht . . .“ erwiderte Helga Nuntius. „Aber nehmen Sie vielen Dank. Guten Abend, Herr Grube, wie geht es Ihnen?“

„In diesem Moment, da ich Sie sehe, so sehe, Fräulein Nuntius, könnte es mir gar nicht besser gehen.“

Herr Bettermann rieb sich die Hände. Bis Frau Lena es ihm mit winkendem Blick verwies.

„Und nun lachen Sie nur, Fräulein Nuntius,“ fuhr Grube fort. „Ich war nämlich auch gekommen, um Sie zu Ihrem ersten Ehrenabend abzuholen. Und ich war der erste am Platz. Herr Bettermann kann das bezeugen.“

Das tat Herr Bettermann und deutete dabei verstohlen auf ein paar langstenglige La France-Rosen, die noch in ihrer Umhüllung aus Seidenpapier auf dem Tisch lagen.

„Ich hätte Sie bitten mögen, eine davon anzustecken,“ sagte Grube und griff mit einer schweren linkischen Bewegung nach den Blumen. „Entschuldigen Sie, Fräulein Nuntius, ich bin in diesen Dingen so ungeschickt.“

Sie aber schüttelte ihm herzlich die Hand, denn sie wußte, weshalb er aus der Übung war.

Da stolperte es die Treppen herauf, und als Herr Bettermann, neugierig auf den neuen Besuch, die Tür öffnete, stand Richard Marschall auf der Schwelle, mit erhitztem Gesicht, den langen Mantel beschneit, eine große Papierdüte in Händen, aus der mächtige Mohnblüten hervorragten.

„Guten Abend," sagte er, „komm' ich noch recht? Ich wollte Sie abholen." Und er schaute verdutzt und erzürnt zugleich im Kreise umher, weil er nicht begriff, weshalb seine Worte ein so schallendes Gelächter hervorriefen.

„Ach so," meinte er dann, „die Konkurrenz war mal wieder vor mir da."

„Weshalb kommen Sie denn auch so spät?" flüsterte ihm Herr Bettermann vorwurfsvoll zu, denn er liebte das lustige junge Blut.

„Die Blumen sind daran schuld," ergrimmte sich Marschall. „Ich hatte mir nun mal in den Kopf gesetzt, daß es meine Lieblingsblumen sein müßten. Sie haben die einzige Farbe, die zu Ihrem Haar paßt, Fräulein Nuntius. Da bin ich denn herumgerannt, bis ich sie bei dieser Jahreszeit aufgestöbert hatte."

„Aber weshalb machen Sie sich denn um mich so viel Mühe ..."

„Das sag' ich Ihnen ein andermal, jetzt ist es höchste Zeit, daß wir knobeln."

„Knobeln —? Aber ich muß ins Konservatorium."

„Eben darum! Wer Sie hinbringt. Geben Sie mal Streichhölzer, Meister Bettermann. Kurz gewinnt, lang verliert."

Da aber legte sich die bescheidene Hausfrau ins Mittel. „Sie müssen das Fräulein jetzt nicht aufregen!"

„Aber es muß doch ein Ausweg geschaffen werden, Frau Bettermann, das sehen Sie doch hoffentlich ein?"

„Gewiß, Herr Marschall. Herr Grube hatte sich

zuerst erboten. Dem werden Sie's doch nicht abschlagen wollen. Und Herr Braun leistet ihr als ihr Partner sowieso auf der Bühne Gesellschaft. Und Sie, Herr Marschall —"

„Ich bring' sie zum Schluß nach Haus. Bravo, Frau Bettermann. Abgemacht, Fräulein Nuntius?"

„Abgemacht."

„So bekommt all die Freundschaft ihr Teil," schloß Frau Bettermann lächelnd.

„Ich bin gar nicht mehr ängstlich, ich bin jetzt nur noch glücklich," sagte ihr das Mädchen leise beim Abschied, und sie klopfte ihm die Wangen . . .

Während Meister Bettermann eiligst zur Hauptwache trabte, um einen zweiten Wagen herbeizuholen, fuhr Franz Grube mit Helga Nuntius in der Droschke, die vor der Tür wartete, von dannen. Er hatte seine lange Gestalt tief in die Ecke gedrückt, um ihr zartes Kleidchen nicht zu knittern. Aber so unglücklich er auch saß, in seinen Augen war ein tiefes warmes Leuchten. Denn sie saß neben ihm wie eine selig verträumte Braut. Und auch er kam sich vor — er schüttelte über sich selbst den Kopf. Aber das bräutliche Gefühl wurde er den ganzen Abend nicht mehr los.

„Sehen Sie, Fräulein Nuntius, so hatte ich es mir gewünscht. Sie beim ersten wichtigen Schritt führen zu dürfen."

„Weshalb sind Sie nur alle so gut mit mir . . .?"

Und der lang aufgeschossene Mann, der auch mit seinem Sinnen und Grübeln über das Leben hinaus-

ragte, erwiderte: „Weil Sie ein so reines Menschenkind sind. Sie dürften selbst Dinge begehen, die andre nicht begehen dürften, weil Sie sie mit reinen Gedanken begehen würden. Das ist es."

Da schwieg sie erschrocken. Und als er es bemerkte, nahm er ihre Hände zwischen die seinen, streichelte sie und setzte mehrmals an, um etwas hinzuzufügen. Nein, nein, sagte er sich, ihre Reinheit wird schon nichts Unechtes an sich herankommen lassen, oder sie wird es bald erkennen. Nur nicht eingreifen wollen. Die echte Natur hilft sich am besten selbst. Ich bin ja auch schon zu alt und zu müd, um lang noch den Eckart zu spielen.

„Woran denken Sie?" vernahm er nach einer Weile ihre Stimme.

„Ich denke darüber nach, ob ich Sie heut noch um was bitten darf."

„Um alles, Herr Grube."

„Wollen Sie nach dem Übungsabend noch zu uns in den Grubeshof kommen? Meine Schwester Johanna ist daheim geblieben, um das Abendbrot zu richten. Sie würden mir eine große, große Freude machen."

„Aber was ist denn das für eine große Freude," wies sie beschämt zurück.

„Ich habe heute Geburtstag. In meinem Alter kann man das wohl sagen, ohne aufdringlich zu erscheinen."

Sie wollte ihm gratulieren. Da hielt der Wagen vor dem Portal des Konservatoriums. Und sie stopfte

ihm alle ihre Blumen in die Hand. Nur seine Rosen behielt sie.

„Singen Sie heute für mich," bat er, und sie nickte und war verschwunden.

Er stand auf dem Trottoir, ließ sich den wirbelnden Schnee um die Hutkrempe wehen und drehte lächelnd den Blumenflor in seinen Händen. Bis ein zweiter Wagen heranrollte, dem Braun und Marschall mit Herrn Bettermann entstiegen. Der Sänger ging schnurstracks mit vorgehaltenem Tuch ins Haus hinein. Marschall aber entdeckte den Freund und entdeckte die Blumen.

„Mensch," sagte er und weckte ihn durch kräftigen Schulterschlag aus seiner Versunkenheit, „du hast ja vergessen, ihr die Blumen zu geben. Die werden hier draußen auch nicht besser. Erlaube mal gütigst!"

„Sie haben ihren Zweck bereits erfüllt."

„Nee, nee, Franzl, da muß ich schon bitten. Das ist ein Irrtum. Sie haben noch gar nichts; meine nicht!"

„Sei gut, Richard, und gönn' sie mir schon. Fräulein Nuntius hat sie mir zum Geburtstag geschenkt."

„Zum — Geburtstag? — Du hast —? Und sagst nix? I da soll dich doch der Deubel hol — Pardon, herzlichsten Glückwunsch wollt' ich sagen. Aber allerherzlichsten Glückwunsch!"

„Danke dir. Du kommst doch heute abend? Johanna rechnet sicher darauf."

„Kommt Fräulein Nuntius auch?"

„Ja. Du bringst sie dann gleich mit. Ihr fahrt ja zusammen."

„Franzl," sagte Richard Marschall bewundernd, „du bist doch ein verdammt großmütiger Mensch."

Herr Johann Bettermann hatte sich unter das Portal geflüchtet. Es waren ihm ein paar Schneeflocken auf seinen Hochzeitszylinder gewirbelt, und bei dem Bemühen, sie zu entfernen, waren sie geschmolzen, und als er weiter wischte, waren feuchte, etwas pappige und fuchsrote Streifen zum Vorschein gekommen. Das bekümmerte ihn tief. Denn er wünschte heute mit seinem inneren wie mit seinem äußeren Menschen Ehre einzulegen.

„Kommen Sie, Meister," ermunterte ihn Marschall, „bis Sie zum zweiten Male heiraten, ist der längst trocken. Hier draußen können Sie doch nicht drauf warten."

Dann stiegen sie die Treppe zum Konzertsaal hinauf, und Herr Bettermann, freundlich nach allen Seiten lächelnd, hatte das Gefühl, als müßte er jedem, der ihnen in diesem feierlichen Hause begegnete, geschwind seine Eintrittskarte hinhalten, um sich als wirklich geladener Gast zu legitimieren und nicht etwa als Eindringling zu erscheinen. Dicht hielt er sich an der Seite Grubes, dessen Lässigkeit ihm in dieser Umgebung doppelt imponierte.

Der Saal war schon gefüllt. Aber sie fanden auf einer der hinteren Sitzreihen noch Platz. Die erste Stunde war der Instrumentalmusik gewidmet, dann erst folgte das Duett zwischen Braun und Helga Nuntius.

Franz Grube folgte einer Beethovenschen Sonate mit tiefer Andacht. Er hatte die Blumen über seine Kniee gelegt, unbekümmert der erstaunten Blicke seiner Konzertnachbarn, und während die Klänge des Flügels die Luft durchschwebten und die stillen Gläubigen suchten, die ihre Stimmen verstanden, streichelte er unablässig die Blumen von den Stielen bis zu den Kelchen. Und keiner war wohl im Saale, dem so feiertäglich zu Mute war wie Franz Grube.

Herr Bettermann aber wandte seine Aufmerksamkeit mehr der zweiten Darbietung zu. Eine junge Geigerin spielte ein Bravourstück von Wieniawski. Das war ihm neu, daß eine Dame öffentlich Violine spielte, eine wirkliche Dame, nicht etwa eine von den angeschminkten Vagabundinnen, die am Wäldchestag beim Forsthaus inmitten einer ganzen weiblichen Kapelle den Fiedelbogen strichen. Eine wirkliche Dame! So fein fast wie sein Fräulein. Er kam aus dem Verwundern gar nicht mehr heraus.

Richard Marschall zog die Uhr und langweilte sich.

Dann war die Instrumentalmusik und auch die Pause zu Ende, ein Korrepetitor nahm am Flügel Platz, und durch die schmale Tapetentür des Künstlerzimmers betraten Helga Nuntius und Robert Braun das Podium.

Franz Grube legte den Kopf weit zurück. Er tat es mit einer ihm selbst fremden Bewegung. Schnell, selbstgewiß, wie ein Besitzender. Er wußte: was jetzt folgte, gehörte ihm. Es war ein Teil seines

Geburtstagsgeschenkes. Sie sang für ihn. Sie hatte es ihm versprochen. Die Erstlinge ihrer Kunst — —.

Und weshalb nicht die Erstlinge ihres Lebens? zog es ihm durch den Sinn. Darüber erschrak er. Vor zwanzig Jahren, sagte er sich bitter, und wenn die andre nicht gewesen wäre.

Und mit einem Male schwieg Verlangen und schwieg Bitterkeit in ihm, und er wurde ganz still und ganz fröhlich, wie ein kleiner Junge, der vor Freude sprachlos vor seinem Gabentische steht, denn nun wußte er: er hatte sein Geburtstagsgeschenk, er hatte es wirklich.

Helga Nuntius' Augen sahen ihn an.

Aus der Menge heraus hatten sie ihn gefunden, über die Menge hinweg blickten sie ihn an, trotz der Menge blieben sie auf ihm haften. Und Helga Nuntius sang. Scheu zuerst, als fühlte sie sich bei ihrem Tempeldienst, den sie so heilig nahm, durch die Zuschauer bedrückt, dann mit der Stimme keuscher weicher Jungfräulichkeit, und wieder, wie einst auf der Probe, mit der wildvisionären Leidenschaft der in der Mannesliebe zum Weibe Erwachten. Herrlich klang Robert Brauns machtvolles Organ mit dem ihren zusammen. Wie zwei Geschwisterglocken, vom Glockengießermeister als ein Paar gegossen, in derselben Domeskuppel ihre Stimmen zum Akkord zu vereinen.

Auserwählte Menschen, dachte Franz Grube. Und dann verbesserte er seine Gedanken und dachte: Auserwählte Künstler, denn ihr Menschentum hatten sie ja beide noch zu bekunden. Wenn einmal ihre Stunde

kam. Die mit der Stimme des Lebens und nicht die mit dem Echo der Kunst.

Um ihn herum regten sich alle Hände, und sie ließen nicht nach, bis die beiden Sangesschüler noch einmal und zum zweiten Male auf dem Podium erschienen waren und sich verbeugten. Dann rief eine Stimme, heiser vor Aufregung: „Bravo!" Und noch einmal, ganz allein: „Da capo!"

Alles schaute sich nach dem Enthusiasten um und lachte.

Es war Herr Bettermann.

In zornigem Eifer fuhr er von seinem Platz auf. Da erhob sich in der ersten Stuhlreihe ein älterer Herr mit einem vertrockneten, faltenreichen Gesicht, winkte ihm zu, schickte ihm mit den Fingerspitzen einen Extraapplaus und rief dem verdutzten Meister mit harter geborstener Stimme ein „Bravo!" zu.

„Wer war denn des?" fragte der seinen jungen Freund Marschall schüchtern, als sie zur Garderobe drängten.

„Das war der Professor Faller, der größte Gesangsmeister."

Als Herr Bettermann glücklich Winterrock und Zylinder erwischt hatte und pietätvoll bemüht war, mit dem Rockärmel den Spiegel des Hutes aufzubügeln, legte sich eine knochige Hand auf seine Schulter. Er fuhr diensteifrig herum und schaute in Professor Fallers unrasiertes Gesicht.

„Sagen S' einmal, Freunderl, dös war vorhin sehr hübsch von Ihnen, wirklich hübsch. Dös war

impulsiv, wissen S'. Dös war die Stimme der Natur in der ganzen vorsichtigen, blasierten Banausenversammlung. Geben S' mir Ihre Hand. So, dank' schön. Sie sind ein Kunstkenner. Der Faller hat's g'sagt."

„Mein Name ist Bettermann."

„So, so. Wo trinken S' denn Ihren Wein?"

„Bei Heiland, am Markt," sagte Herr Bettermann mit starkem Herzklopfen.

„Ah, Appelwein — —" machte der Professor mit hochgezogener Braue. „Soll auch sehr gesund sein." Und ließ ihn stehen. Herr Johann Bettermann aber, ohne über den kurzen Abschied gekränkt zu sein, setzte sich in einen eiligen Trab, um Frau Lena die Ereignisse des Abends warm zu berichten. In seiner Apfelweinschenke aber sprach er von Stund' an nicht mehr ausschließlich von Häuserspekulation, sondern auch ausschlaggebende Worte über die Kunst der Musik. „Er is e Kenner," raunten die Leute, „der Professor Faller hat's gesagt." —

„Weshalb haben Sie mich beim Singen nicht angesehen, Fräulein Nuntius?" fragte Braun, als sie wieder im Künstlerzimmer standen.

„Ich hörte Sie ja, das war mir die Hauptsache."

„Deshalb brauchten Sie aber doch den Marschall nicht immer anzusehen."

„Herrn Marschall? Ich weiß gar nicht, wo er gesessen hat. Ich habe nur immer Herrn Grube angesehen. Wissen Sie, Herr Braun, ich glaube, das ist das beste Mittel, das Lampenfieber zu überwinden.

Man sucht sich im Saal einen sympathischen Menschen heraus oder einen, der so ausschaut, und singt nur für ihn."

„Sie haben ausgezeichnet gesungen, Fräulein Nuntius. Sie werden noch einmal eine Spezialität, und das ist das, was ich auch werden will. Etwas haben, was andere nicht haben. Was wird denn sonst bezahlt!"

„Ich möchte eine Künstlerin werden," sagte Helga Nuntius mit heißen Wangen.

„Wir müßten zusammen auftreten. Unsere Stimmen sind wie füreinander geschaffen. Während wir sangen, habe ich immer daran denken müssen."

„Nicht an Ihren Lohengrin?" lachte sie.

„Der singt sich von selber."

Sie schaute ihn nachdenklich an und schüttelte den Kopf.

Es klopfte, und Marschall trat in das Künstlerzimmer. Ohne sich um Braun zu kümmern, ergriff er sofort des Mädchens Hände und preßte seine Lippen darauf.

„Mädel, Fräulein!" stieß er hervor. „Herr Gott noch mal! Na und so weiter! Wie soll man denn nur seine Freud' auslassen? Braun, komm her, opfere dich. Ich hau' dich windelweich."

„Benimm dich!"

„Schon gut. Ein andermal. Und nun schnell, Fräulein, ich hab' den Wagen unten. Jetzt wird gefeiert!"

Sie konnte kaum ihrem Partner Gute Nacht wünschen, so schnell zog er sie von dannen.

„Fräulein Nuntius," bat er, als sie im Wagen saßen, „Sie sind mir doch nicht mehr bös? Wissen Sie, wegen meiner vorlauten Rederei, damals im Oktober auf der Insel. Und betrunken — als ich am Abend den wackeren Meister Johann Bettermann nach Hause brachte — betrunken war ich mal gar nicht. Das sah nur so aus. Mein Wort darauf, ich war ganz nüchtern. Nach so einer Mainfahrt, wie ich sie gerade mit Ihnen verlebt hatte, wirft man sich doch nicht in den ersten besten Rinnstein. Das müssen Sie doch auch fühlen. Tun Sie's? Nicht mehr bös? Ah, Sie geben mir selbst Ihre Hände? Alle beide zugleich? Ich möcht' Hurra schreien. Hurra!" Und er stieß mit dem Kopf gegen die niedere Wagendecke, daß ihm der Hut bis über die Augen fuhr.

Draußen fegte ein Schneegestöber. Die wenigen Menschen, die über die Straße huschten, nahmen sich in dem dichten Flockentanz aus wie Schemen und merkwürdige Luftgebilde. Die beiden in der Droschke hatten ein Stückchen Fensterglas blank gerieben und amüsierten sich damit, den Karikaturen, die sie entdeckten, Namen und sinnfällige Bedeutung zu verleihen.

Da hielt der Wagen. Marschall bezahlte zunächst den Kutscher, trat dann an den Schlag zurück, hob das Mädchen aus dem Wagen, hielt es aber fest in seinen Armen und rannte mit ihr, ohne ihre glacébeschuhten Füße den Schnee berühren zu lassen, ins Haus und hier, ohne zu pausieren, gleich mit seiner

Beute die Treppen hinauf bis zur Wohnung Franz Grubes.

„Aber Herr Marschall," wehrte sie sich, glühendrot.

„'s is derselbe Preis," sagte er und setzte sie nieder.

„Wenn Sie einer gesehen hat, Herr Marschall!"

„Machen Sie sich keine Sorge, Fräulein, das schadet meinem Rufe wirklich nichts."

„Gott," rief sie lachend, „wie soll man sich denn mit Ihnen zanken!"

„Sehen Sie," triumphierte er, „Sie wissen's selber nicht. Wird auch von mir gar nicht verlangt. Im Gegenteil! Na, das wird sich schon finden. Bitte, hineinzuspazieren. Oder ziehen Sie vor, auf meinen Armen —"

„Riskieren Sie's!" sagte sie, ging an ihm vorbei und betrat auf das „Herein" des Hausherrn das Zimmer.

Sie hatte ihm herzlich die Hand gedrückt und ihren Glückwunsch wiederholt. Und dann hatte sie mit einer stillen, nachwirkenden Freude in ihrem Herzen den Worten gelauscht, die Franz Grube über ihre Kunstleistung sprach:

„Ich gehöre nicht zu denen, Fräulein Nuntius, die die Größe einer Kunst nach ihrer Schwierigkeit bemessen, sondern ganz einfach nach ihrer Wirkung. Das mag altmodisch klingen, aber im Grunde fühlt wohl keiner anders. Nur auszusprechen getrauen sie es sich nicht, lieber langweilen sie sich. Übrigens war das vor hundert und mehr Jahren nicht anders.

Und zum Schluß kommt es doch immer nur auf die Persönlichkeit an. Persönlichkeit haben, ist tausendmal mehr als modern sein."

Nun saßen sie bei Tisch. Nur zu viert: Franz und Johanna Grube, Helga Nuntius und Richard Marschall. Eine ältere Aufwärterin ging geräuschlos ab und zu und bediente.

„Ich hätte so gern das ganze Haus voll gehabt," sagte die Schwester, „aber Franz sträubte sich diesmal dagegen, und dem Geburtstagskind muß man schon zu Gefallen sein."

„Ihr ist nur wohl," erklärte Grube seiner Nachbarin, „wenn sie zu sorgen hat, je mehr desto besser. Die reine Martha. Es ist schon so weit gekommen, daß eine ganze Reihe von Konservatoristen in ihrem Küchenschrank besser Bescheid wissen als in den Klassenzimmern des Konservatoriums."

„Stimmt," bestätigte Marschall. „Als jüngst einmal die Rede von dem abenteuerlichen Kerl war, der, ohne einen Kopeken in der Tasche, eine Fußreise von Moskau nach Paris machte und mit einem Plus von dreißig Pfund Körpergewicht nach einem Vierteljahr anlangte, sagt der Neumann mit seinem Baß: ‚Ich getrau' mich, drei Studienjahre in Frankfurt am Main zu leben, ohne einen Muttergroschen, vorausgesetzt, daß Fräulein Johanna inzwischen nicht nach auswärts heiratet, was Gott verhüten möge. Zwei Jahre hab' ich schon herum.'"

„Aber das liegt doch nicht an mir," verteidigte sich das Mädchen gegen das fröhliche Gelächter, „das

liegt doch nur an der Bedürfnislosigkeit der guten Jungen."

„Das ist richtig," stimmte Marschall bei, „wenn sie den Magen voll haben, sind sie bedürfnislos. Alles Ausnahmenaturen!"

„Und Sie, Richard?"

„Ich hab' einen Organfehler. Bei mir ist es das Herz, das immer Hunger hat. Also 'ran mit Ihrer Fürsorge, Fräulein Johanna!"

„Ich glaube fast," entgegnete sie und nickte ihm freundlich zu, „meine Speisekammer reicht nicht aus."

Da verstummte er und drehte vor sich hin sinnend sein Glas zwischen den Fingern.

Während die Tafel abgeräumt wurde, führte der Hausherr Helga Nuntius in das Nebenzimmer, das der Schwester gehörte. Alte trauliche Mahagonimöbel standen umher, an den Wänden hingen in vergoldeten Ovalrahmen die Bilder der Familie und ihrer Vorfahren, aus bauchigen Porzellanvasen der Biedermeierzeit hoben sich Büschel duftender Blumen.

„Wollen wir uns auf das Fenstersofa setzen, bis drinnen abgeräumt ist? Marschall wird nachher spielen. Ich freue mich darauf."

Als sie beide in dem kleinen lederüberzogenen Ecksofa saßen und durch das runde Fenster in das lustige Schneegetriebe hinausschauten, kam Grube auf den Freund zurück: „Marschall — —, ja, das ist ein prächtiger Mensch — wenn er einmal fertig ist. Vorläufig liebe ich gerade das Unfertige an ihm, diesen Saus und Braus seiner raschen Jugend, in dem ich

— vielleicht ich allein — den Most erkenne, der sich toller und leichtsinniger als bei andern gebärdet, weil er auch viel schneller und stärker nach der Reifezeit drängt. Aus diesem Schlag entwickeln sich die Menschen von lächelnder Tiefe, die Menschen der ewigen Jugend, für die alles verstehen alles verzeihen heißt, weil ihnen selbst nichts Menschliches fremd geblieben ist."

„Und Braun — lieben Sie nicht?"

„Lieben — — das wäre das falsche Wort. Ich bewundere, bestaune ihn als Künstler. Aber was ihm sein Ruhm bringen soll, ist Geld, um in großer Lebensführung zu glänzen, was Marschall der Ruhm bringen soll, ist Glück, um aus einer verschwiegenen Ecke heraus die Welt auszulachen."

„Aber der glücklichste Mensch sind Sie — trotz allem."

„Weil ich vom Glück nichts mehr will."

„Aber Sie könnten doch, wenn Sie wollten."

„Meinen Sie? Ich will Ihnen einmal ein Reiseerlebnis erzählen, wenn es Sie nicht langweilt."

Aus dem Nebenzimmer klangen das übermütige Lachen Marschalls und die tiefe ruhige Stimme Johanna Grubes. Im Kamin krachte ein Holzscheit, und an das Fenster schwirrten die Flocken. Helga Nuntius saß zurückgelehnt. Ihre Augen hingen an der lässig zusammengesunkenen Gestalt des Mannes, der neben ihr saß, und alle ihre Gedanken waren ihm zugewandt.

„Aus der Reihe der Grubes sind nur Kaufleute hervorgegangen. Diese Berufswahl war so selbst-

verständlich wie die Taufe. Ich meinesteils hatte starke künstlerische Neigungen. Und so wurde ich, um ihnen doch in etwas gerecht zu werden, in meinen kaufmännischen Mußestunden Sammler. Ein paar Jahre sind es her, da wurde in Düsseldorf eine besonders großartige Ausstellung veranstaltet. Ich reiste hin und wohnte bei einem befreundeten Maler. In der Ausstellung war hauptsächlich die neuere Richtung, die Jungen, zu Wort gekommen. Es war höchste Zeit, denn die Pinselei in Düsseldorf war nicht mehr ganz schön. Aber die Alten, die zu ihrer Zeit etwas gegolten hatten und nicht begriffen, daß die Sonne nicht still steht, wollten das nicht zugeben, erhoben ein großes Geschrei über Vergewaltigung und brutale Rücksichtslosigkeit und beriefen eine Versammlung, um in ihr einen Salon der Zurückgewiesenen zu beschließen. Nun, in dieser Versammlung war ich. Ich wohnte ihr mit meinem Freunde bei und werde sie nie, nie vergessen. Da saßen in einem separaten Saal einer Bierwirtschaft an die zwanzig bis dreißig ältere Herren an einer hufeisenförmigen Tafel. Weiße Locken, weiße Bärte, verbissene Gesichter — ich könnte sie zeichnen. Und einer nach dem anderen erhob sich und protestierte gegen die neue Kunst, und aus dem Protestieren wurde ein wildes Geschrei, und aus dem Geschrei heraus rang sich nicht mehr der Schrei um die Kunst, sondern der Schrei um das größere Brot. Zwanzig, dreißig Menschen, die ihre Zeit gehabt hatten und sie erfüllt hatten, und die jetzt nicht begreifen konnten und

wollten, daß ihre Zukunft in der Vergangenheit lag. Sie hielten das Glück in Händen, denn sie brauchten nur nichts mehr von ihm zu fordern und in der Vergangenheit zu leben. Aber sie mußten das alte Glück und den alten Ruhm aufs Spiel setzen, um — ihrer künstlerischen Impotenz zu schmeicheln. Fräulein, ich sah das Bild vor mir, ich sah den furchtbaren Jammer vor mir und den trostlosen Lebensabend der Greise, die aus kämpfenden Menschen zu grotesken Menschen wurden, weil sie nicht die Kraft gehabt hatten, zur rechten Zeit aufzuhören."

Und nach einer Pause hob er den Kopf und blickte in die mitleidschweren Augen Helgas, denn sie hatte ihm ihre Hand auf die seine gelegt. „Haben wir den Mut der Klarheit und Wahrheit," fuhr er fort. „Wie es in der Kunst ist, so ist es auch im Leben. Ich habe meine Zeit gehabt und sie erfüllt. Was von mir übrig geblieben ist, darf ich als ehrlicher Mann nicht auf den Markt des Lebens tragen, denn es sind keine fruchtbringenden Werte mehr darin. Oder würden Sie wünschen, daß zum Schlusse noch — zum Schlusse noch — eine groteske Persönlichkeit aus mir würde?"

„Nein," sagte Helga Nuntius fest und drückte krampfhaft seine Hand. „Aber soweit ist es noch nicht."

Er erhob sich und lehnte die Stirn gegen die schneekalte Scheibe. Dann wandte er sich entschlossen um.

„Es ist soweit, Fräulein Nuntius, es ist soweit." Und plötzlich ihre Hände nehmend, daß auch sie sich

jäh erhob, stieß er hervor: „Ja, glauben Sie denn wirklich, ich ginge sonst so neben Ihnen her, säße so neben Ihnen da, ließe mich von Ihrer jungen Güte beschenken und beschenken und streckte nicht die Arme nach Ihnen aus und bäte und forderte: Du — du — kleine — wunderliche — überreiche Helga, werde meine Frau? Werde — meine — Frau — —?"

Ihr strömten die Tränen aus den Augen, aber sie wischte sie nicht fort und schaute ihm in die Augen, die dicht über den ihren lagen, und schämte sich nicht.

„Ich habe Sie sehr, sehr lieb, Herr Grube . . ."

„Weil ich Sie so lieb habe — darf ich Sie nicht betrügen wollen. Ich hab' nichts mehr einzusetzen. Also aufhören können. Ich kann es. Und nun, Sie liebes wunderbares Mädchen aus der Fremde, haben Sie Dank für den Frühlingsgruß. Den Gruß nehme ich, der Frühling gehört Ihnen."

Da hob sie sich, mit ganz ernstem stillem Gesicht, auf den Fußspitzen und küßte ihn auf den Mund.

Und er hielt ihren Kopf zwischen seinen Händen und lächelte in ihre Augen hinein, als wäre dort ein See, auf dem ein bewimpelter Kahn schwämme, und in dem Kahn stände die Jugend und winkte ihm einen Abschiedsgruß . . . Dann berührte auch er sie mit den Lippen. Und sie gingen zu den anderen. — —

Und Helga Nuntius hatte ihre erste Begegnung mit der Liebe erlebt.

Siebentes Kapitel

Wenn man zum Frankfurter Hauptbahnhof wanderte, sah man die Berge des Taunus im blauen Duft vor sich liegen. Wie ein aufgebautes Gebirgspanorama lockten und winkten sie: „Kommt, es ist Frühling!“ Und ihr Locken und Winken wurden stärker, je weiter es in den Mai hineinging, und als die ersten Junitage kamen und der Wald im neuen Blätterschmuck wieder sein Rauschen erhob, das in der Brust den Wandertrieb weckt und junge Menschensehnsucht nach weiten blauen Zielen, ungekannt und doch so voll von schmerzhafter Süße des Erratens, da hielt es auch Richard Marschall nicht länger, und in einer Morgenfrühe stand er zum Abmarsch gerüstet vor Helga Nuntius.

Gerade hatte sie sich mit dem Bettermannschen Ehepaar an den Kaffeetisch gesetzt, als er nach hastigem Anklopfen ins Zimmer stürmte. „Haben Sie denn noch nicht zum Fenster hinausgesehen, Fräulein Nuntius?“

„Das tu' ich jeden Morgen.“

„Aber ein Morgen ist doch nicht wie der andere! Zwanzig Jahre sind Sie nun alt geworden und

wissen noch nicht, daß es Tage gibt, die einem einen Schmarren sagen, und Tage, aus denen der leibhaftige Herrgott herausschaut? Heute liegt er mit beiden Armen im Fenster, Fräulein, und sonnt sich. Geschwind, schauen Sie nach!"

„Ja — — das ist wirklich ein schönes Wetter ..."

„Ein schönes Wetter? Ein Märchenwetter! Und eine Märchenwelt ringsum! Der Taunus lacht sich den Buckel voll vor Wonne und schnurrt wie ein Kater. Um fünf Uhr war ich schon in den Anlagen, da hab' ich's deutlich gehört. Und nun nehmen Sie einmal den Plaid über den Arm und kommen Sie mit hinaus. Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt'. Und mit lautem Sing und Sang, ziehen wir die Straß' entlang. Immer hinein ins Märchenland!"

„Aber, Herr Marschall, es sind doch noch keine Ferien! Ich habe zu lernen."

„Wer sagt denn, daß Sie nicht lernen sollen? Unendlich viel und unendlich Neues sollen Sie lernen. Lücken sollen Sie ergänzen, Lücken, daß nicht ein so unkundig Menschenkind wie Sie pardauz durch sie hindurch auf die Nase fällt. Fräulein, es ist die höchste Zeit. Sie müssen lernen! Lernen, daß jede Kunst aus der Natur geschöpft werden muß. Lernen: o wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf ein Mensch zu sein! Haben Sie Onkel und Tante Bettermann ein Händchen gegeben? Bitte, Herr Bettermann, keine Rührung. Es geht nicht nach Amerika, es geht in den Taunus. Und ich bring' sie euch unbeschädigt wieder."

„Wenn Sie mich nur hätten zu Wort kommen lassen, Herr Marschall, würden Sie jetzt schon allein auf dem Marsche sein. Wir können doch unmöglich zu zweit hinauswandern."

„Mach' ich einen so schlechten Eindruck?" fragte der Komponist und sah forschend an sich hinunter.

„Ach, Herr Marschall — —"

„Hören Sie mal zu, Fräulein," unterbrach er sie. „Ich wollte es Ihnen eigentlich erst draußen sagen, im Wald und auf der Heide. Weil ich ein ‚Juhu' dahintersetzen wollte, daß der alte Feldberg mit seiner Haube wackelt wie eine chinesische Pagode. Fräulein, ich habe heute so etwas wie einen Geburtstag. Schwindel, meinen Sie? Der Ausdruck ist ein bißchen stark. Meine Oper, mein ‚Merlin', ist angenommen. Als ich diese Nacht nach Hause kam — Professor Faller hatte versucht, mir den Begriff ‚Mosel' beizubringen — lag der Brief mit der Aufschrift: ‚Generalintendanz des Hoftheaters, Weimar' auf meinem Tisch. ‚Euer Hochwohlgeboren werden ergebenst eingeladen, sich zu einer Besprechung wegen Aufführung der Oper ‚Merlin' — —' Herrgott, ich kann's auswendig, wie ein gläubiger Derwisch seine Gebetssure. Ein paar Stunden hab' ich zu schlafen versucht, dann bin ich auf die Straßen gerannt, dann hab' ich den Taunus in der Frühsonne gesehen, und dann — dann hab' ich an meinen alten Herrn gedacht, da hinten im Taunusdörfchen, und daß ich ihm trotz seines bärbeißigen Zelotentums eine Freud' schuldig sei."

„Das war schön, Herr Marschall, und nun gratuliere ich Ihnen doppelt."

Sie nahm seine Hände und schaute ihm in die strahlenden Augen.

„Wie glücklich müssen Sie sein, den Alltagsmenschen das Heilige, die Musik, bringen zu können."

„Die Musik? Das will ich ja gar nicht. Das ist doch nur Mittel zum Zweck. Empfindungen will ich ihnen bringen, daß sie um sich herum- oder in sich hineinschauen und ihnen ein Licht aufgeht: das, was der Kerl da empfindet, das empfinden wir ja auch! All das liegt ja in uns, und wir brauchen nur die Hände zu heben, um es aus uns herauszuschöpfen und unser Leben damit zu schmücken. Den Mut, zu lieben, wie wir es möchten, den Mut, zu leiden, wie wir es können, den Mut, dies Leben mit Heranziehung aller Kräfte zu leben, kurzum, den Mut zum Glück. Wie die Regimentsmusik in der Schlacht die marschmüden Soldaten elektrisiert: Vorwärts, der Mensch hat nur ein Leben! Na, denn man tau!"

„Sie sind so begeisterungsfähig," sagte sie, von seiner warmen Frische sonderbar bewegt.

„Sind Sie es nicht? Nur, daß Sie Ihre Begeisterung vorläufig noch dem Abstrakten widmen. Aber in der erhabenen Welt der Geister zu schweben, dazu haben wir nach unserem Tode noch mehr Zeit, als uns lieb ist. Bis dahin aber handelt es sich darum, dies nichtsnutzige und doch so wonnige Dasein mit gesunden Sinnen und kräftigen Fäusten bei

der Wolle zu packen. Wo wir hingestellt sind, da haben wir zunächst um uns zu schlagen. Stimmt's, Herr Bettermann? Was sagte Anno siebzig Ihr Major?"

„Kinner, daß ihr mir nix auslaßt? Mer sinn jetz' beim Herrgott in Frankreich. Das Gewehr rechts! Zur Attacke, marsch, marsch!" brüllte Herr Bettermann.

„Da haben Sie's, Fräulein. Daß ihr mir nix auslaßt! Und nun wollen wir gleich mit diesem schönen Tag beginnen. Sie haben heute im Konservatorium nichts zu tun. Kommen Sie mit mir in den Taunus. Kommen Sie mit ins heimatliche Pfarrhaus. Sie tun ein gutes Werk, denn Sie benehmen meinem alten Herrn die Gelegenheit, mit dem ganzen Rüstzeug der Orthodoxie über mich herzufallen, und zwingen ihn, sich zu freuen. Denn im Grunde wartet er ja darauf, sich freuen zu können. Fräulein Nuntius, er wartet darauf. Ein ganz, ganz alter Mann. Das ist doch Menschenpflicht."

„Sie sind ein unausstehlicher Mensch," rief Helga Nuntius lachend. „Jetzt versucht er's mit der Rührung. Sie hätten Ihrem Herrn Vater weniger Anlaß geben sollen, sich über Sie zu ärgern, dann brauchten Sie jetzt keine Hilfe, ihm die Freude über Sie plausibel zu machen. Aber ich werde nun mitgehen."

„Ich danke Ihnen," sagte er mit einem Seufzer der Befreiung, „im Namen meines alten, ehrwürdigen —"

Da hielt sie ihm schnell den Mund zu. „Jetzt bitte ich mir wieder Vernunft aus. Ich hole nun meinen Hut."

Wenige Minuten später fuhren sie mit der Straßenbahn zum Hauptbahnhof und von dort nach Hofheim, wo sie den Zug verließen und die Fußwanderung durch die Laubwälder des Taunus aufnahmen.

In ihrem weißen Kleidchen, das durch schmale schwarze Applikationen eigenartig stilisiert erschien, schritt Helga Nuntius tapfer neben Marschall aus, der Plaid und Ranzen über den Schultern trug. Als die erste Steigung kam, sprang er ins Gehölz.

„Ich hol' die Wanderstecken!" rief er ihr zu und schnitt mit seinem Taschenmesser aus wucherndem Buschwerk ein paar schlanke Buchenstäbe heraus, befreite sie bis auf ein nickend Blätterbüschelchen an der Spitze vom Reisig und verzierte die Rinde durch Kerbschnitte und Arabesken. „Jetzt noch ein Lied, und wir genießen Heimatrecht, soweit der Wald reicht."

Da schwangen sie ihre Stäbe und sangen zum Gleichtakt der Füße aus voller Kehle:

„Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern . . .!"

Meilenweit erstreckte sich der Wald. Die braunen Buchen neigten ihre Kronen zueinander und schufen märchenstille Laubgänge und Hallen mit smaragdenen Deckengewölben. Und unter den Stämmen, bis wo sie sich im Dunkel verloren, breitete sich ein satter Moosteppich mit weißen, blinkenden Mustern, die die Sonne schuf, die sich durch die tausend Ritzen und

Spalten des luftigen Palastes den Eingang erzwängte, teil zu haben an der heimlichen Freude. Ein leiser summender Laut von Schmetterlingen und Bienen zog sich wie ein spinnender Silberfaden durch die grüne, hohe Einsamkeit. Es duftete nach kräftigem Waldboden, frischem Laub, würzigem Waldmeister und herbem Farnkraut. Bei einer Wegbiegung sprang ihnen ein blankes Quellgerinnsel über die Füße.

„Das ist eine verzauberte Prinzessin," sagte Richard Marschall und zog tief den Hut zur Begrüßung. „Gestatten, Hoheit, daß ich Sie küsse." Und er legte sich quer über den Wasserstreifen und trank sich satt. „Nun sind Sie befohlen, Fräulein Nuntius. Machen Sie Ihre Reverenz!"

Da hob sie das Oberkleid, kniete nieder und schöpfte in die hohle Hand.

Dann marschierten sie weiter, und vor ihnen lief die Sonne von Stamm zu Stamm und lachte.

„Die ist auch verzaubert," sagte Helga Nuntius.

Und er entgegnete mit einer Handbewegung, die jeden Widerspruch ausschloß: „Hier ist alles verzaubert."

Als sie eine Stunde durch den Wald gegangen waren, standen sie am Rande einer Höhe. Der Wald fiel ins Tal und bot einen Ausblick. Tief, tief unten zwischen Feldern und Äckern lief die Landstraße, und von drüben rückten die bewaldeten Berge heran und reichten den Bergen hüben die Hand, und gemeinsam umschlossen sie das Tal, daß es wie in einer Wiege lag. Hoch oben in den Lüften kreiste ein Bussard,

und von Zeit zu Zeit ruckte er mit einem Stoß nach unten, zog neue Kreise und schoß jäh in die blühende Saat, um zwischen den Fängen ein Zappelndes hinwegzutragen.

„Nicht so lange verweilen!" gebot Marschall. „Erst droben den Heidekopf gewinnen, dann liegt uns die ganze Herrlichkeit zu Füßen."

Sie tauchten im Gebüsch unter und krochen durch Haselstauden und Brombeergerank auf den Weg zurück, der sich in der schimmernden Waldeinsamkeit verlor. „Das ist wie in den Kreuzgängen eines weitläufigen, uralten gotischen Klosters," sagte Richard Marschall, und Helga Nuntius antwortete: „Ich warte schon die ganze Zeit auf einen schneeweißen ehrwürdigen Eremiten. Dort aus dem Buchengehänge müßte er auftauchen und auf einem Einhorn reiten."

„Was würden Sie tun, wenn er erschiene?"

„Ich würde ihn um seinen Segen bitten."

„Für uns beide doch hoffentlich. Eine Kopulation im Grünen. Wundervoll!"

Sie schüttelte den Kopf. „Was für Ideen!"

„Wenn Sie für eine Trauung im Walde keine Meinung haben, können wir ja auch meinen alten Herrn bitten. Auf einiges Zureden wird der uns schon die Dorfkirche aufschließen. Aber vorher wirft er uns dreimal von der Kanzel. Das geschieht, um den letzten Versuch zu machen, die Vernunft wachzurütteln."

„Ich würde ihm sein Amt erleichtern, denn meine

Vernunft würde schon beim ersten Male erwacht sein."

„Sagen Sie das nicht, Fräulein, sagen Sie das nicht. Ich bin eine gute Partie." Und er zog den Brief der Generalintendanz aus der Brusttasche, schwenkte ihn wie eine Fahne durch die Luft, hielt ihn ihr hin, daß sie danach greifen sollte, faßte sie dann bei der Hand und stürmte mit ihr durch Farn und Kraut, durch Moos und Unterholz den letzten Hügel hinauf, und eine Woge von Sonne und Waldesduft stürmte mit.

Lautatmend standen sie oben. Einen Blick nur taten sie in die Runde, hastig, überwältigt, und dann warf Marschall den Hut hoch in die Luft und stieß einen Schrei aus, der von den Bergen ringsum siebenfach zurückgegeben wurde, und Helga Nuntius warf ihren Hut dem seinen nach und schrie mit und reckte die Arme gen Himmel in ausströmender Jugendkraft.

„Sie kleines dummes Mädel, nun?" schrie Marschall.

„Sie großer dummer Junge, nun?" ahmte sie ihm nach.

„Das ist doch eine Märchenwelt!"

„Das ist eine Märchenwelt!"

Um sie her, auf dem runden Kopfe des Berges, grüne Heide. Von einem Rahmen gelben Ginsters umschlossen. Mitten im Heidekraut lagen sie, den Blick in den Äther gerichtet, durch den feine Federwölkchen strichen, oder hinaus, weit hinaus, über

das dunkle Bergland hin und die hellen Täler. Drüben lugte die Schloßruine Eppsteins, und aus einem Seitentälchen ein spitzer Dorfkirchturm.

„Mein Zuhause!" Richard Marschall nickte hinüber.

Sie lag ganz still und rührte sich nicht. Es war in ihr ein wogendes und wallendes Empfinden, wie brennendes Heimweh, und wieder wie unstillbare Sehnsucht: weiter, weiter ins Leben hinein! Das rieselte und rann durch ihre Adern und schwellte ihre Glieder, daß sie in heißem Staunen in sich hineinhorchte, bis sie es verstand, bis sie merkte, daß das alles, alles Freude sei, Freude an der Welt, Freude am Leben, Freude an der Jugend und Freude, ja Freude an sich selbst.

Die Sonne lachte in den Blütenbüscheln, die die Luft mit ihrem Würzhauch durchtränkten und süße Betäubung um sich her ergossen. Wie aus fernen Weiten hörten die beiden jungen Menschen das heitere Gesumm der Bienen, die in langen schwarzen Zickzacklinien durch die Luft kamen, in ihrer Nähe verweilten, den Blütenhonig zu sammeln, und in langen schwarzen Bogen wieder zum Stocke eilten. Das Gebrumm der schwer dahintaumelnden Hummeln gab den Unterton. Und das Heer der Schmetterlinge, der Füchse, Blaumäntel, Admirale und schillernden Pfauenaugen sorgte für die schwingenden Farbenakkorde.

Zwei braunrote Eichhörnchen fegten spielend ins Gehölz. Unaufhörlich rief der Kuckuck. Dann raschelte es wieder, und eine schlanke Ricke führte ihre mut-

willig tänzelnden Kitzen über den Heidekopf. Und wieder vernahm man nichts als aus Nähe und Ferne das Klopfen des Spechtes.

Dann fuhren sie beide auf. Glockenton aus dem Tal. Hin und wieder ein paar verwehte Akkorde. Das hallte zu ihnen empor wie aus einem grundlos tiefen See. Auf die Arme gestützt, horchten sie hinaus und horchten immer noch, als die Klänge längst erstorben waren und nur die Blätter im Walde flüsterten, als liefe über ein weites grünes Meer eine streichelnde Brise.

„Nicht sprechen, nicht sprechen!"

„Ich freue mich nur, daß der Tag so schön ist. Ihrer Oper wegen."

„Wer kann jetzt an Opern denken. Blicken Sie um sich. Was ist das für ein unermeßlich Weltall. Da liegen wir drin wie zwei winzige Ameisen. Aber auch die Ameisen freuen sich ihres Lebens und klettern vor Vergnügen auf die Bäume und schreien auf ihre Art ‚Juhu!' Los, Fräulein Nuntius, los!" Und sie schwenkten die Arme durch die Luft, und in seinen hüpfenden Jodler hinein ließ sie ihre silbernen Triller steigen. Mit geweiteter Brust, ihren Tönen nach, rannten sie glänzenden Auges durch den Wald zu Tal, über die Wiesen und durch die Feldfurchen, an wiegendem Roggen und nickendem Weizen vorbei, und wo er ihn fand, raffte er den roten Mohn zusammen, und sie bestreckte ihr Haar und ihr weißes Kleid damit, und so kamen sie ins Dorf.

Es war ein Uhr Mittags, und ausgestorben lag

die Dorfgasse. Vor dem Pfarrgarten, aus dem das weiße, von wilden Rosen umrankte Pfarrhaus lugte, lag ein schwarzer Spitz und sonnte sich. Schnüffelnd hob er die schmale Schnauze. Dann sprang er empor und mit so wilden Freudensätzen an Marschall hinan, daß ihm das Begrüßungsgekläff in der Kehle zu einem heiseren Winseln umschlug.

„Fritzchen, altes Fritzchen . . . lebst du noch? Na ja, ich freue mich ja auch. Und das hier ist meine schöne Freundin."

Helga aber hockte schon vor ihm nieder und schüttelte ihn an den Ohren und kraulte ihm das Fell. Da tanzte er auf den Hinterbeinen zwischen beiden hin und her und kratzte mit den Vorderpfoten bald an den Kleidern des einen und bald an den Kleidern des anderen. Im Pfarrhaus klirrte ein Fenster. Eine Stimme rief.

„Heda, ist Besuch da? Bitte näher treten."

„Sehr verbunden, Papa. Werden nicht ermangeln."

„Du, Richard?"

„Und noch etwas ganz Schönes. Zieh den Flaus aus. Repräsentier die Familie!"

„Mach keinen Unsinn, Junge. Bringst du Besuch mit?"

Da drängte Richard Marschall die Freundin durch die Blumenbeete, und Helga Nuntius stand vor dem alten Pfarrherrn, der, die Weichselrohrpfeife in der Linken, im offenen Fenster lehnte. Ihr Lachen war verschwunden. Sie sah mit ihrem ernsten dunklen Blick zu ihm auf und knickste.

„Seien Sie mir willkommen!“ sagte der Pfarrer und unterdrückte seine Verwunderung.

„Eine Kollegin, Papa, Fräulein Nuntius. Bevor sie auszog, um berühmt zu werden, sollte sie den Taunus kennen lernen.“

„Treten Sie ein, mein Fräulein!“

Der alte Herr kam ihnen bis an die Schwelle entgegen. Er war eine hohe aufrechte Gestalt, und seine Gesichtsfarbe war rot und frisch wie die eines Landmannes. Nur die feinen Narben an der Schläfe und eine breitere durch den Mundwinkel, die die Unterlippe ein wenig schief herabzog, zeigten an, daß ihr Besitzer einmal vor langen Jahren auf deutschen Hochschulen den blinkenden Speer geschwungen hatte. Er ging gegen die Siebzig, aber sein Aussehen strafte sein Alter Lügen.

„Es tut mir nur leid, mein Fräulein, daß Richard Sie nicht angemeldet hat,“ und er betrachtete staunend den roten Mohn in ihrem brünetten Haar. „Meine Wirtschafterin ist über Land zu einer Kindtaufe. Der Richard hätte sich ja schon in der Speisekammer durchgeschlagen, aber so ein vornehmes Fräulein — —“ und wieder hafteten seine Augen staunend an den brennenden Blumen, die aus dem Haar über die Schulter fielen und die feine, feste Büste lose umkränzten.

„Entschuldigen Sie,“ murmelte sie und strich die Blumen aus Haar und Gewand.

„Ich bitte, mein Fräulein. Die Jugend kleidet alles.“

„Das hast du bei mir nicht immer gesagt, Papa. Aber ich will mir's merken."

Der Alte maß seinen Sohn mit einem langen Blick.

„Er ist so glücklich heute, Herr Pfarrer," sagte Helga Nuntius schnell. „Ob ich wollte oder nicht, ich mußte mit, weil er seinem Vater eine Freudenbotschaft zu bringen hätte."

„Da bin ich ja gespannt," meinte der alte Herr zweifelnd, und nun saßen sie im pfarrherrlichen Arbeitszimmer. Von den Wänden blickten stattliche Reihen ehrwürdiger Bücherbände, in den Ecken machten sich uralte Truhen breit, und auf dem geräumigen Arbeitstisch, über dem das Bild einer jungen Frau mit fröhlichen Augen hing, lagen neben Bibel und Gesangbuch Stöße von Broschüren theologischen und religiös-ethischen Inhalts. Aber die Luft war voll von dem Duft der jungen Rosen, die wild ins Fenster hineinrankten. Und Helga Nuntius ließ die Blicke von den jungen Rosen zu dem alten Pfarrer wandern, von dem sie gehört hatte, daß er ein grimmiger Eiferer sei.

„Sie sind noch von meiner Frau," sagte der Alte und blickte kurz nach dem Bilde hin. „Die war auch die ewige Jugend. Dann starb sie, mitten im Frühling. Der Herr hat's gewollt, und sein Name sei gelobt."

Das also ist seine Mutter, dachte Helga Nuntius. Er ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten. Und sie nickte dem verblaßten Bilde heimlich zu.

„Nun, und was ist es mit der Freudenbotschaft? Du hast mich nicht verwöhnt."

„Meine Oper ist angenommen, Papa. Vom Hoftheater in Weimar."

„Vom — Hoftheater in Weimar? Du meinst wohl Seckbach oder Butzbach?"

„Ja, da lies mal selber. Vielleicht hab' ich falsch gelesen."

Der Alte nahm den Brief der Intendanz, sah über das Papier weg seinen Jungen an, schob die Brille auf die Nase und vertiefte sich in das Schriftstück. Er wurde gar nicht fertig mit Lesen. Es war sonderbar, wie lange der rüstige alte Herr brauchte, um die kurze Seite zu studieren. Eine Fliege summte durch das Zimmer, setzte sich auf den Briefbogen und kroch über die Zeilen, ohne daß der alte Herr sie verscheuchte. Da merkten die jungen Leute, daß er längst nicht mehr las.

„Papa — —" sagte Richard Marschall.

„Ja, mein Junge, da werd' ich dir wohl gratulieren müssen. Weimar! Im ersten Ansturm Weimar! Nun triumphierst du wohl über mich."

„Aber Papa!"

„Und die schöne Dame da soll Zeuge sein."

„Nein, Herr Pfarrer," sagte Helga Nuntius leise, „Sie tun ihm unrecht. Ich wäre gar nicht mitgekommen, wenn Ihr Sohn mir nicht von der großen Freude erzählt hätte, die er seinem Vater machen wollte."

„Das soll wohl sein," meinte der alte Herr sinnend. Und dann stand er auf und schüttelte dem Sohn die Hand. „Ehrlich bist du, Richard, das weiß

ich. Nur leichtsinnig. Ein Weltkind schlimmster Sorte. Aber wenn auch unsere Wege weit auseinandergehen, ich wünsche dir von Herzen Glück zu deinem Erfolg."

Dann erklärte er, daß er nun in die Küche gehen werde, um ein Studentenmahl herzurichten. Aber die jungen Leute fielen ihm ins Wort: „Das besorgen wir selber! Papa, zeig du Fräulein Nuntius den Garten, damit sie Salat schneiden kann. Ich werde unterdes Kartoffeln braten und einen Schinken zusammensäbeln. Wir haben nämlich einen Wolfshunger."

Die lange Pfeife im schiefen Mundwinkel, wandelte der Pfarrer zwischen den Rabatten seines Gartens umher und warf von Zeit zu Zeit einen verwunderten Blick auf die schlanke, weiße Gestalt, die mit aufgeschürztem Kleid in den Beeten stand, die Salatköpfe wählte und sie am Steintisch der Laube putzte. Ihm war es so verwunderlich, daß sie ihre Hantierungen alle mit dem unzerstörbaren Ernst beging, der gar nicht zu der Sonne und Anmut paßte, die von ihr ausging. Und sie war doch ein Weltkind wie die anderen, eine der armen Verirrten, die die Straße der Kunst zogen, die unfehlbar zur Sündhaftigkeit und zur Hölle führte!

Er wußte nicht, warum. Aber er fühlte plötzlich ein großes, warmes Mitleid mit der jungen Studiengenossin seines Sohnes.

Während die jungen Leute tafelten, saß er bei ihnen und tat ihnen mit einem Glase Rheinwein Bescheid. Dabei ließ er sich von ihren Plänen erzählen. Als er hörte, daß Helga Nuntius schon im kommen-

den Winter auf der Bühne zu singen gedenke, kniff er die Lippen zusammen und starrte in sein Weinglas. Er hatte von der Jugend her zu viel Erziehung, als daß er einem Gast gegenüber Mißfallen geäußert hätte. Aber in seinem Gemüt sah es grimmig und streitbar aus, und er mußte häufig das Glas leeren, um die aufsteigende Philippika zu unterdrücken.

„Siehst du, Papa, wir haben ebenso unsere Ideale wie ihr, als ihr jung wart. Bei euch hießen sie Politik, bei uns Kunst und Kultur. Im Grunde ist es dasselbe, nämlich Begeisterung."

„Was ist aus all den Begeisterten geworden," sagte der alte Herr, „die Anno achtundvierzig mit mir in der Paulskirche zu Frankfurt am Main gesessen haben, als die deutsche konstituierende Nationalversammlung tagte? Wohin sind sie gekommen ohne das Christentum? Nur wer an der Hand des Herrn wandelt und ohne zu forschen und feilschen an seine Worte glaubt, wie ein Kind an die Worte des Vaters, wird die wahren Ideale haben und unbeschädigt bewahren."

„Sie haben das große Jahr mitgemacht?" fragte Helga Nuntius.

„Ob es groß war," erwiderte der alte Pfarrer, „möchte ich doch heute bezweifeln. Damals glaubte ich es. Lieber Gott, waren das Tage. Wenn es in Marburg hieß: Morgen spricht der Ernst Moritz Arndt, oder der Uhland, oder einer der großen Geschichtschreiber Dahlmann, Droysen, oder der Rheinländer Beckerath, den sie zum Reichsfinanzminister

erwählten, oder der feurige Robert Blum, den sie in der Brigittenau zu Wien erschossen haben: dann rückten wir aus den Hörsälen aus und schwänzten Kolleg und Fechtboden und saßen in der Paulskirche auf der Empore mit heißen Köpfen und heißen Herzen. Damals war ich ein krasses Füchslein von achtzehn Jahren, und jedes große und laute Menschenwort verfing bei mir. Noch höre ich den Präsidenten der Nationalversammlung, Heinrich von Gagern, dessen Bruder, den General, Heckers Freischaren bei Kandern meuchlings niedergeschossen, seine berühmte Rede anheben: ‚Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränetät des Volkes!‘ Dazumal hielt sich das Volk für souverän, heute das Individuum. Und doch ist nur e i n e Souveränetät, und sie ist bei Gott. Alles andere ist trauriger Menschendünkel.“

„Laß ihn uns, Vater,“ sagte Richard Marschall. „In der Jugend — du hast es ja selbst empfunden — verspürt man ihn nicht als traurig, sondern als Ansporn. Wer sich nichts dünkt, hat kein Vertrauen zu sich. Und wie soll die Welt an einen glauben, wenn man es selbst nicht einmal tut. Die Erfahrungen aber, Vater, die können wir nicht als Erbteil übernehmen, die muß sich ein jeder für sich selbst erwerben. Um sie zu besitzen. So hat es auch Goethe gemeint.“

„Sind Sie auch der Ansicht, mein Fräulein?“ wandte sich der Alte an das sinnende Mädchen.

Helga Nuntius schlug den Blick zu ihm auf.

„Ich habe noch keine Erfahrungen," erwiderte sie, „da ist es so schwer, zu sprechen. Ich habe nur Hoffnungen . . ."

„Lassen Sie es an der rechten nicht fehlen," sagte der alte Pfarrer und reichte ihr die Hand. Und dann sprach er über Musik. Von dem herrlichen, naiven Bach und dem gewaltigen Riesen Händel.

„Ich verstehe die heutige Musik nicht mehr, obwohl ich mich meines Sohnes wegen mit ihr beschäftigt habe. Mir will immer scheinen, als ob die modernen Komponisten sie um ihrer selbst willen schüfen, um mit Fingern auf sich selbst zu zeigen, nicht aber um der Erbauung der Allgemeinheit willen. Ja, wenn die Kunst nur noch für die Leute vom Fach da sein soll, l'art, pour l'art, wie der Kampfruf heißt, so nimmt man ihr ja gerade das Umfassende, das, was ihr die unbeschränkte Macht verleiht, und degradiert sie zu einem Spezialfach. Dann kommen die Intellektuellen und schlagen das Letzte von Ursprünglichkeit mit Verstandes- und Vernunftgründen tot. Und das Herz friert."

„Das kann nicht wahre Kunst sein, wenn nur der Kopf spricht und nicht das Herz," sagte Helga Nuntius. „Wo wir glauben, dort treiben wir doch keine Wissenschaft."

„So halte ich es mit der Religion," schloß der alte Pfarrer und warf einen grimmigen Blick auf die Broschüren, die seinen Schreibtisch bedeckten. „Man spielt mit dem lieben Gott nicht Fangball, nur um

die eigenen schlauen Gedanken in die Welt zu spedieren, die morgen von noch viel schlaueren übertrumpft werden." Und dann wandte er sich mit echter Kinderfreude an seinen Sohn und schmunzelte: „Ich habe die neue Orgel durchgesetzt. Sie ist schon aufgebaut."

„Papa, dann müssen wir sofort in die Kirche."

Darauf hatte der rüstige Herr nur gewartet. Er erhob sich, nahm die Kirchenschlüssel vom Haken und ging vorauf.

Helga Nuntius stand im Kirchenschiff allein. Sie ließ die Blicke durch die geschnitzten Stuhlreihen zu der kleinen, hochschwebenden Kanzel wandern und zu dem breiten Altartisch, über dem in Sandstein roh ausgehauen die Reliefs alter Adelsfamilien prangten. Und als sie den Blick senkte, gewahrte sie auf den Steinfliesen zu ihren Füßen Kreuze und verwitterte Namen und Sprüche und wußte, daß es Grabsteine waren, die man, so oft der Friedhof erneuert werden mußte, an diese heilige Stätte brachte, während die Körper der Entschlafenen längst der Erde anheimgefallen waren. Durch das offenstehende Oberlicht des großen, bunten Kirchenfensters brach eine Garbe weißer Sonne in das kühle Dämmer, und mitten in der Garbe stand Helga Nuntius wie eine fremde Erscheinung, und die reinen Linien ihres schlanken Mädchenleibes erschienen wie von der stilisierenden Hand eines alten Meisters aus der Botticellischule auf lichten Hintergrund gemalt.

Richard Marschall machte seinen Vater auf der Orgel darauf aufmerksam.

„Schade," sprach der alte Herr vor sich hin und begann die Register zu ziehen. Jetzt war er bei Händel zu Gast. Und während der Sohn die Funktionen des Blasbalgtreters übernahm, ließ er die Töne ausströmen und den Hymnus an den Erlöser in breiten Schallwellen durch die kleine Kirche ziehen. Und mitten in die Orgelklänge hinein hob Helga Nuntius ihre Stimme:

„Wenn Verwesung mir gleich drohet, wird dies mein
Auge Gott doch sehn . . ."

Und die Stimme schwoll an zu seliger Hoffnungsfreudigkeit:

„Denn Christ ist erstanden!"

Der orgelkundige Pfarrherr spielte in alten, verschlungenen Variationen weiter. Aber sein Auge irrte von der Orgel seitabwärts zu dem begeisterten Mädchen im Kirchenstuhl, das alle Sonne auf sich zog, und seine Gedanken schweiften zurück bis gen Marburg, die jugendfrohe Studentenstadt, und er sah sich als junges, rasches Blut in Mütze und Band durch die Straßen ziehen, um zu suchen, wo die Allerschönste wär' . . .

Es war heilige Musik, die er spielte, aber die Musik war stärker als die Heiligkeit, denn die Musik war die ewige Jugend.

Als er zwischen den jungen Leuten einherschritt, um in der Jasminlaube den schnell gebrauten Kaffee zu trinken, war er ein anderer. Er tauschte mit dem

Sohne, der aus München das Burschenband heimgebracht hatte, fröhliche Studentenerinnerungen aus, summte ihnen mit seinem tiefen Baß die Weisen vor, die zu seiner Zeit im Schwunge gewesen waren, und wollte unbedingt vor dem Abschied noch eine Flasche mit ihnen leeren.

Aber Richard Marschall, der stiller und stiller geworden war, drängte plötzlich zum Aufbruch.

„Es braut sich was zusammen, Papa. Wenn wir vor dem Gewitter noch den Eppsteiner Bahnhof erreichen wollen, wird es hohe Zeit. Wir haben noch eine gute Stunde durch den Wald zu marschieren."

Da brachte er sie bis zur Talschlucht und stand noch lange und blickte ihnen nach, wie sie auf jungen Füßen zurückschritten in die Welt.

An diesem Abend las der alte Pfarrherr zum ersten Male nicht in seinen theologischen Schriften. Er kramte in der Truhe, die er noch aus seiner Jünglingszeit besaß, und was er hervorkramte und auf seinen Schreibtisch trug, waren verschossene Burschenbänder, vergilbte Blättchen mit Silhouetten und ein paar raschelnde Sträußchen vertrockneter Blumen. Als die Wirtschafterin am späten Abend heimkehrte, fand sie ihren Pfarrer wie gewöhnlich am Schreibtisch, aber er hatte eine geleerte Flasche Rüdesheimer vor sich und hielt das Bild seiner Frau in den Händen, das Jahre hindurch nicht vom Nagel gekommen war ... Die hatte er sich auch aus der Welt mitgebracht, und ihre sinnenfrohe Weltlichkeit

war in dieser Abgeschiedenheit sein einziges Menschenglück gewesen. Heute, mit einem Male, wußte er, daß es das gewesen war ...

Als Richard Marschall mit Helga Nuntius den Wald erreicht hatte, warf sie ein jäher Windstoß aneinander.

„Das Wetter ist da," murmelte der junge Mann, packte fest die Hand seiner Gefährtin und schritt schneller aus.

Der Wald hatte sich verdunkelt. Die schwarzen Wolken, an den Rändern grell beleuchtet, hingen so dicht über den hohen Kronen der Bäume, als hätten sie sich in dem Gezweig verfangen. Dann kam ein neuer Windstoß heulend dahergefegt, riß das Reisig ab und jagte die Wolken auf, daß sie wie die Fetzen eines geplatzten Ballons um die Baumkronen wirbelten. Und unter Blitz und Donner öffneten sich die Schleusen des Himmels.

Richard Marschall hatte schnell den Plaid aufgewickelt und ihn um Helga Nuntius' Schultern geschlagen. Aber sie bestand darauf, daß er sich mit schütze. Das Tuch wäre groß genug für zwei. Da schritten sie Schulter an Schulter, zusammen in dasselbe Tuch gehüllt, durch den tobenden Wald.

„Ängstigen Sie sich?" fragte er unter dem Tuch hervor.

Und sie antwortete mit einem Kopfschütteln.

Da begann er plötzlich von seiner Jugend zu erzählen: „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Ich habe Schulden und habe Liebschaften.

Aber ich will jetzt aus allem heraus. Das verspreche ich Ihnen."

„Weshalb versprechen Sie mir das? Ich bin traurig, daß Sie so ein Leben führen. Nun aber bereuen Sie es ja."

„Bereuen?" wiederholte Marschall. „Nein, bereuen tu' ich nicht."

„Nicht? Ja, was denn?"

„Ach, Fräulein Helga, wie könnt' ich das bereuen, das mir Lebensfreude und Lebenserkenntnis schuf. An dieser Lehrzeit kommt keiner vorbei, oder er verspürt später ein Unfertiges in sich und wird zu einer Zeit noch Lehrling, wo es ihm nicht mehr steht. Fräulein Helga, ich bedaure nichts. Denn aus dieser wilden Jugend werd' ich als Mann noch schöpfen, wenn die Philister um mich her dürsten. Und auch meine Kunst wird sie jung halten. Ich weiß, was Frische heißt, und kann aus dem Vollen schöpfen."

„Weshalb wünschen Sie denn, aus dem allen herauszukommen?"

„Weil alle Wanderjahre ein Ende haben müssen, will man nicht Vagant werden."

„Nur deshalb?"

„Nein," sagte er mit ganz ruhiger Stimme, „nicht darum nur. Weil ich Sie liebe. Das ist es."

Aus einem Kreuzweg heraus packten Wind und Regen sie mit verdoppelter Gewalt. Sie standen fest aneinandergelehnt gegen die Gewalt des Sturmes. Dann antwortete Helga so leise, daß er kaum ihre Stimme vernehmen konnte: „Weil Sie mich lieben ..."

„Weil ich dich über alles liebe. Mehr als meine Heimat, mehr als meine Kunst."

„Man kann nichts stärker lieben als seine Kunst."

„Helga, Mädel, wach auf! Das Leben ruft!"

„Das Leben, wie Sie es kennen. Das erschreckt mich."

„Weil Sie es nicht kennen." Er mußte seine Stimme gegen den Lärm des Waldes erheben. „So denken Sie doch nur an den wundervollen Morgen, an den raunenden Wald und die singende Heide. Da haben Sie doch, da müssen Sie doch Ihr Herz verspürt haben."

Wieder brauste ein Wind um die Stämme. Dann verlor er sich in fernem Gewinsel. Helga Nuntius erschauerte unter dem regenschweren Tuch.

„Ist es noch weit?" fragte sie fröstelnd. „Ich ängstige mich."

„Helga, ich hab' dich lieb . . ."

Da merkte er, daß sie weinte.

„Still, still; nicht das," sagte er mit einer Milde, die ihm sonst fremd war. „Ich werde ganz einfach auf Sie warten."

Sie schüttelte den Kopf. „Tun Sie das nicht, Herr Marschall. Es würde — es würde Sie enttäuschen. Und dazu — hab' ich Sie zu gern. Ich will meiner Kunst leben, ich darf mich nicht zersplittern. Wir beide — passen wirklich nicht zueinander, so gern wir uns auch mögen. Sie sind das Leben, das starke, gesunde Leben. Ich spür' ja jetzt schon, wie mich das ablenkt. Ich bitte Sie herzlich, lassen Sie mich!"

„Fräulein Nuntius, der Gottesfriede der Kunst ist eine Illusion, und das Leben läßt sich nicht spotten."

„Ich muß meinen Weg gehen, wenn ich mich nicht verlieren soll."

„Ich werde warten," wiederholte er nur.

Und sie schritten schweigend und grübelnd aus dem Wald, in den sie am Morgen singend und sorgenlos eingezogen waren.

Als die Bahn sie nach Frankfurt zurückgebracht hatte und sie vor Bettermanns Haus Abschied voneinander nahmen, deutete Richard Marschall ernst nach dem Grubeshof.

„Es steht schlecht da oben. Er liegt schon seit acht Tagen und soll tiefste Ruhe haben. Die Lungen sind hin. Ich will zu ihm hinaufgehen, ich bin die richtige Gesellschaft."

„Herr Marschall — —"

„Fräulein Nuntius?"

„Werden — werden wir ihn verlieren?"

„Aber Sie sagten doch selbst: die Hauptsache ist, daß wir uns nicht verlieren. Was liegt an den anderen."

Da senkte sie den Kopf und ging ins Haus. Und Richard Marschall schritt hinüber zum Grubeshof und stieg festen Fußes die Treppen hinauf zu dem schwer ringenden Freunde.

Der hob sich horchend in den Kissen, blickte seine Schwester Johanna an und sagte lächelnd: „Da kommt das Leben." — —

Achtes Kapitel

Richard Marschall ging an diesem Tage nicht mehr heim und auch in den nächsten Tagen nicht. Bis gegen die letzten Tage des Semesters ließ er sich im Konservatorium nicht mehr sehen. Er saß am Bette des Freundes, der wie der Docht erlosch, mit dem er sich einstmals verglichen hatte, und nur noch in kurzen Stunden seine Lebensgeister aufflackern ließ. In die Nachtwachen teilte er sich mit Johanna Grube. Wenn sie ihn ablöste, schlief er mit horchender Seele auf einem Diwan neben der geöffneten Tür. Tagüber aber saßen sie meist zusammen an seinem Bette und zwangen sich zu fröhlichen Gesichtern; denn Franz Grube quälte es, jemand um seinetwillen traurig zu sehen. Da lachten sie ihm zu Gefallen. Das war ihr größtes Opfer.

Sonst durfte keiner an sein Bett herantreten außer dem Arzt.

An jedem Morgen erschien Helga Nuntius, um nach dem Verlauf der Nacht zu fragen. Aber auch sie ließ der Kranke nicht vor, so sehr er auf ihren Besuch wartete und so sehr seine Augen aufleuchteten, wenn er ihren Schritt vernahm. Johanna mußte ihr an der Tür ein paar gute Worte sagen.

„Weshalb soll ich das Kind durch meinen Anblick erschrecken?“ sagte er. „Nun behält sie doch ein leidliches Bild des Freundes in der Erinnerung und wird nicht schaudern, wenn sie an mich denkt.“

„Es kommt aber doch darauf an, was dich freut,“ entgegnete ihm Richard Marschall.

Dann wiegte der Kranke den Kopf in den Kissen hin und her.

„Sterbende sind Egoisten,“ erwiderte er, „das weiß ich sehr wohl. Sie meinen, das ganze Weltall müsse auf dem Kopf stehen um des Abscheidens eines einzigen Menschenwurms willen. Als ich zum ersten Male starb — du verstehst mich, Richard — da glaubte ich das auch, da erwartete ich den Einsturz der Welt jeden Tag. Dann verwunderte ich mich, daß nichts erfolgte, daß kein Mensch deshalb langsamer oder schneller hinter seinen Geschäften herlief. Und dann verlernte ich auch das Verwundern. Seit zwanzig Jahren bin ich tot und sollte nicht weiser geworden sein? Sieh, Richard, wenn ich nun, was ich gewiß gerne möchte, Fräulein Nuntius hier an meinem Lager hätte, so wäre das für mich eine Freude von Stunden und für sie eine Qual, die ich nicht bemessen kann. Und ich gehe, und sie bleibt. Das wäre doch ein betrügerischer Handel. Ich bin wohl zeitlebens ein schlechter Kaufmann gewesen, aber ein ehrlicher.“

Und das Sterben des Freundes gab Richard Marschall die Lebensreife.

Wenn er den Arzt, der Morgens und Abends

zur Untersuchung erschien, hinausbegleitete, um das Resultat zu erfahren, zuckte der alte Sanitätsrat die Achsel.

„Es ist nichts als das Fieber, und das Fieber ist alles."

„Gibt es denn keinen lokalen Krankheitsherd, den man bekämpfen könnte?"

„Die Lungen, die Lungen! Es geht eben zu Ende."

„Eine Luftveränderung vielleicht?"

„Sie kriegen ihn ja nicht aus Frankfurt fort. Vor Wochen hab' ich ihm schon vorgeschlagen, der Hitze zu entfliehen und den Sommer in einem Luftkurort der Schweiz zuzubringen. Wissen Sie, was er mich darauf gefragt hat? ‚Wenn ich es tue, Herr Doktor, welche Gnadenfrist geben Sie mir dann noch? Nach Ihrem besten Ermessen und auf Ehrenwort.' ‚Ja,' hab' ich geantwortet, ‚vielleicht bis zum Winter, vielleicht länger.' Da lachte er und meinte: ‚Ich mache nur sichere Geschäfte. Außerdem schließt das Konservatorium erst am letzten Juni. Da habe ich doch wenigstens meine Freunde in der Nähe und höre hie und da ein Volkslied.' Volkslieder, das ist nämlich seine fixe Idee."

„Also gar keine Hoffnung?"

„Jeder Tag, den er noch hat, ist ein Geschenk Gottes."

Dann ging Richard Marschall ins Zimmer zurück und tat sehr aufgeräumt und klopfte dem Kranken auf die Schulter. „Na ja, na also, hab' ich's nicht gesagt? Nur nicht verzappeln wollen."

Und Franz Grube lachte über das hagere Gesicht. „Spitzbube, ich verzappele ja gar nicht."

An einem Abend fiel der Kranke in einen tiefen Schlaf. Seine Kräfte waren erschöpft. Richard Marschall saß mit Johanna Grube schweigend an seinem Bett, und beide horchten sie auf seine Atemzüge. Die Schatten fielen in das Zimmer, und es wurde dunkel. Aber keiner dachte daran, Licht zu machen. Als die Uhr zum Schlag aussetzte, zuckte der Schlafende zusammen. Da erhob sich Marschall auf den Zehenspitzen und hielt den Perpendikel an. Und von Zimmer zu Zimmer ging er geräuschlos und brachte überall die Uhren zum Stehen. Dann saß er wieder neben der unermüdlichen Pflegerin, und beide horchten sie in die große Stille hinein.

Vom Dom hatte es Mitternacht geschlagen. Und von Sankt Leonhard, der Paulskirche und der Katharinenkirche war in kurzen Abständen die Antwort erfolgt. Auf der Gasse war das Leben erloschen. Da regte sich Johanna Grube und tastete nach des Freundes Hand. „Richard, wie soll ich Ihnen das vergelten? — —"

„Johanna, wie kann man nur davon sprechen!"

„Sie wissen ja nicht, was für ein Trost Sie mir sind!"

„Ich glaube, ich bin bei Ihnen stark im Vorschuß," murmelte er.

„Das war vielleicht einmal," gab sie zurück, „aber es ist schon lange her."

„Ich wollte Ihnen mit meinen Sorgen nicht be-

schwerlich fallen. Und außerdem — ein leichtsinniger Mensch wie ich, dem glaubt man so was ja auch nur aus Höflichkeit."

„Richard, dürfen Sie wirklich so sprechen?"

„Na ja. Heut heißt sie Luise und morgen Helene, und kommt man dann mit einer, die — die —"

„Die Helga heißt" — sagte das große Mädchen leise.

„Die Helga heißt," fuhr Marschall finster fort, „nun was dann? Würden Sie sich nicht totlachen, wenn ich Ihnen in so buntem Wechsel plötzlich Liebesjammer vorführen wollte?"

„Nein," sagte sie und preßte seine Hand, „ich würde mich nicht totlachen. Einen jeden Menschen trifft's einmal."

„Aber jeder Mensch hat nicht so ein schlechtes Führungsatteſt wie ich."

„Glauben Sie, daß die Liebe danach fragt? Die wahre Liebe muß immer etwas zu verzeihen und zu bemuttern haben."

„Bei Helga Nuntius war es das Ausschlaggebende. Sie hatte kein Zutrauen zu mir. Ich hab' das herausgefühlt, wenn sie auch von ihrer Kunst sprach. Und ich — ich kann mich eben nicht verstellen."

„Nein, Richard, das dürfen Sie nicht. Das ist ja gerade das Schöne an Ihnen."

„Nun kann ich mich an meiner eigenen Schönheit erfreuen."

Sie hatte die Hand zurückgezogen und starrte in

die Dunkelheit. Und nach einer Pause, während er seine Gedanken über die Gasse nach Johann Bettermanns Haus gesandt hatte, hörte er wie aus der Ferne ihre leise Stimme: „Vielleicht finden Sie — ein anderes Glück."

„Nein," sagte er ganz ruhig.

Da wurde es wieder still in dem dunklen Krankenzimmer. Die beiden Pfleger blickten unverwandt auf das Bett, dessen weiße Laken gespenstisch leuchteten, horchten auf die Atemzüge des Schlafenden und verglichen die Glockenschläge, die vom Dom herüberschallten, mit der Klangfarbe des Glockenschlags von Sankt Leonhard, der Paulskirche und der Katharinenkirche. Dann kroch ein grauer Streifen durchs Fenster und ließ die Konturen schwach erstehen. Marschall blickte auf. Er fühlte, daß die Augen der Freundin auf ihm ruhten, und er erschrak, als er im Zwielicht ihre feuchten Wimpern gewahrte und die stille Bläße ihres Gesichts.

„Was ist Ihnen, Johanna? Der Morgen kommt, und ich habe die letzten Stunden nicht nach Ihnen gefragt."

„Was will das besagen! Höflichkeit unter Freunden? Nein, Richard, unsere Freundschaft soll anders sein."

Er war betroffen von der Weichheit ihrer Worte. Dann beugte er sich vor und nahm ihre Hand. Und während er sie küßte, fuhr sie ihm leise über das Haar und sagte ohne Übergang: „Ich muß es noch einmal wiederholen, Richard, damit Sie mich recht

verstehen: Die wahre Liebe muß immer etwas zu verzeihen und zu bemuttern haben. Sie sagen, Sie haben die wahre Liebe. Also wird es an Ihnen sein, zu verzeihen und zu bemuttern. Ob heute, ob eines Tages, danach fragt die wahre Liebe nicht. Sie weiß nur, sie ist immer da."

Richard Marschall sah sie großen Blickes an. Über sein Gesicht ging ein Leuchten. Das Morgenrot war ins Zimmer gekommen.

„Wo haben Sie nur das Trösten gelernt?"

„Vielleicht aus mir selbst, vielleicht von meinem Bruder Franz. Wir letzten Grubes scheinen eine besondere Liebesmission erhalten zu haben."

Da stand er auf und zog das große Mädchen in seine Arme.

„Schwesterherz," sagte er nur.

„Bruder Richard," lächelte sie tapfer.

Das Zimmer war voll von der Sonne des jungen Tages. — —

Gegen acht Uhr schlug Franz Grube die Augen auf. Genau zu der Zeit, zu der Helga Nuntius anzufragen pflegte. Aber er horchte heute aufgeregter als sonst nach dem Treppenhaus hin.

„Sie wird gleich dasein," redete ihm Marschall zu, „bleib hübsch ruhig liegen."

„Johanna," flüsterte der Kranke, und sie kam an sein Bett. „Wenn sie heute kommt, laß die Tür offen. Ich möchte ihre Stimme gern hören."

„Ja, Franz," sagte die Schwester, und sie fühlte, wie ihr das Herz klopfte. Sie hatte seine Bitte richtig

verstanden, und über das Bett hin suchten ihre angstvollen Augen die tröstenden Züge Marschalls. Leichte Schritte kamen die Treppe herauf. Da faßte sie sich, lächelte dem Bruder zu und ging zur Tür.

Richard Marschall hatte dem Freund den Arm um die Schultern gelegt und ihn sanft aufgerichtet. Wie den gebrechlichen Körper eines Kindes hielt er ihn, der vorgebeugt in den Kissen saß und die fieberhaft glänzenden Augen nicht von der Tür ließ. Jetzt ging eine Spannung über die elfenbeinernen Züge. Er hatte Helga Nuntius' Stimme vernommen.

„Darf ich ihn denn nicht endlich sehen, wo es ihm doch besser geht?"

„Er — ist noch nicht — empfangsbereit."

„Wollen Sie mich dann rufen lassen? Ich habe heute die letzte Stunde im Konservatorium. Sie brauchen nur zu Bettermanns hinüberzuschicken."

„Die letzte Stunde im Konservatorium." Leise bewegte der Kranke die Lippen.

„Ich werde Sie ganz bestimmt rufen lassen," erwiderte Johanna Grube, „gehen Sie nur fröhlich an Ihr Tagewerk. Und viel Glück zum guten Studienabschluß."

„Ich möchte, daß Sie ihm diese Rosen geben. Sie sind noch taufrisch. Ich habe sie mir in der Frühe selbst abschneiden lassen."

„Franz wird sich sehr freuen, daß Sie so früh schon an ihn gedacht haben."

Und wieder nickte der Kranke.

„Grüßen Sie ihn herzlich von mir und sagen Sie

ihm, daß ich ihm zum ‚Guten Morgen‘ die Hand drücke.“

Franz Grube horchte, bis ihre Schritte sich verloren hatten. Dann ging die Tür ins Schloß, und Johanna trat ans Bett und reichte ihm stumm die Blumen. Er nahm sie mit zitternden Händen, preßte sie an sein Gesicht und atmete noch einmal tief auf in ihrem Duft. Leise hatte ihn Marschall in die Kissen zurückgleiten lassen.

„Es ist so still,“ flüsterte der Kranke nach einer Weile. „Weshalb gehen die Uhren nicht? Die Welt bleibt darum wirklich nicht stehen.“

Da brachte Marschall in allen Zimmern die Uhren wieder in Gang, und ihr heiteres Ticken erfüllte die Luft.

„Das ist schön,“ sagte Grube mit einem Seufzer der Befriedigung. „So hab’ ich’s immer gern gehabt, Leben um mich her. Dann war mir oft, als lebte ich selber noch — in der Vergangenheit.“ Er winkte Freund und Schwester näher zu sich heran. „Eins müßt ihr mir versprechen. Wenn ich nun sterbe —“

„Du stirbst nicht, Franz — —“

„Wenn ich nun sterbe, laßt keine Trauerzeremonien an mich heran. Man bestattet einen Toten nicht zweimal. Einmal hab’ ich mich schon selbst bestattet, mit Tränen und zerrissenem Herzen und allem, was dazu gehört. Nun aber ist es wie eine Auferstehung. Und ihr lieben Menschen sollt mich unter euch leben lassen. Versprecht mir das.“

„Franzl! — —“

„Ich möchte, daß es sei, als ob ich gar nicht fehle. Nur keine Sterbegesänge! Ihr müßt ja selbst sagen, daß das nicht zu mir passen würde. Singt mir mein Lebenslied. Denn ich habe selbst einmal erfahren, wie schön das Leben ist, und ich hätte es gern gelebt."

„Alles, was du willst, Franz, verlaß dich darauf. Und nun ruh dich aus."

„Ich komme ja nun bald dazu. Für Johanna ist gesorgt, und du, Richard, wirst dich nicht unterkriegen lassen. Wenn es euch gut geht, denkt auch einmal an die Kleine, die mir die Blumen brachte. Sie wird es von all den Menschen, die ich zurücklasse, am nötigsten haben."

Sein Atem ging schneller, und beruhigend legte ihm Richard Marschall die Hand auf die feuchte Stirn.

Dann kam der Arzt. Die Untersuchung währte nur wenige Minuten.

„Heute dürfen Sie ein Glas Sekt trinken, Herr Grube."

„Das weiß ich, Herr Doktor. Ich werde es auf Ihr Wohl leeren."

„Sie sind ein dankbarer Mensch," murmelte der alte Hausarzt, drückte seinem Patienten die Hand und ging.

„Er wird im Laufe des Tages auslöschen wie ein Licht," sagte er draußen zu Marschall.

Aus Marschalls Kehle rang sich ein wütendes Schluchzen.

„Still, still, um Gottes willen! Die letzten Stunden eines Sterbenden sind heilig. Tun Sie ihm

zuliebe, was Sie ihm an den Augen absehen können. Er war ja von Haus aus ein Mensch der Freude. Lassen Sie demgemäß seinen Ausgang sein. Adieu, mein wackerer junger Freund!"

Richard Marschall stierte mit brennenden Augen dem Manne nach, der in einem unsichtbaren Sarge die Hoffnungen des Hauses Grube hinaustrug. Er hätte ihm zuschreien mögen: Bleiben Sie, bleiben Sie! Er hätte ihm nacheilen mögen und ihn beschwören. Aber die Glieder waren ihm wie abgeschlagen. Die Schritte des Arztes hallten durch das Haus, dann über den steinernen Flur. Die eichene Haustür schloß sich dumpf. Und es war Richard Marschall, als wäre ein luftleerer Raum zurückgeblieben.

Er rang nach Atem und zwang seine Sinne. Die Mahnung des Arztes fiel ihm ein. Da streckte er sich, ging ins Zimmer zurück und brachte dem Sterbenden mit fester Hand das ihm gestattete Glas Sekt.

„Unser braver Doktor," sagte Franz Grube und leerte es. Dann bat er: „Gib mir noch eins." Und als Marschall es ihm gefüllt hatte, hob er es mit seinem zitternden Arm gegen die Schwester und den Freund. „Leben, dir trink' ich zu!"

Dann wurde es so still, als wäre es schon wieder Nacht geworden. Und doch schien die fruchttreibende Sommersonne voll in das Zimmer und suchte und suchte . . .

Wieder wachte der Kranke auf. Seine Augen gingen hastig in der Runde.

„Wünschest du etwas, Franzl?"

„Ja," hauchte er, „und ihr müßt es mir erfüllen. Still, nichts entgegnen! Das Sprechen wird mir — ein bißchen schwer. Also ihr sollt mir jetzt schon — Adieu sagen. Und Richard soll sich — ans Klavier setzen. Könnt ihr es — hereinrollen? Es geht leicht. Johanna, Hausmütterchen, du wirst dich — neben ihn setzen. Ihr seid ja wohl — Lebensfreunde, und ich will — euch beide sehen. Und wenn ich dann — winke, dann — steht ihr ruhig auf und — geht ruhig hinaus."

Sie sprachen kein Wort. Sie schoben behutsam das Klavier aus dem Nebenzimmer herein und traten zum Abschied an sein Lager. Mit schmerzender Willensanstrengung hielten sie die Tränen zurück, denn sie sahen die heitere Gefaßtheit in seinen Augen. Die durften sie ihm nicht nehmen.

„Leb wohl, Johanna! Du tiefe, glückliche Natur. Du bist der Friede. Und du, mein Richard, du Sonnenkind. Du bist die Freude. Ach, ich möchte euch küssen."

Da beugten sie sich über ihn und umfingen seine schwachen Schultern und küßten ihn mit ihren zuckenden Lippen.

„Spiel jetzt," bat er, und seine Stimme war unhörbar fast.

Da gingen sie zum Klavier, und Marschall saß vor dem Instrument, daß er den Freund im Auge hatte, und Johanna saß neben ihm an der Tür.

Richard Marschall spielte; Phantasien, stille, traurige Motive. Dann sah er, daß Franz Grube

unruhig wurde, und lenkte über, und aus den Tasten quollen frischere Töne, ein Volkslied hob an zu singen, perlte aus in Variationen und schlug die Brücke zu einem zweiten Volkslied, und ein drittes, ein viertes folgte. Als marschierte ein langer Zug laubgeschmückter Menschen in den Sommer hinein.

Franz Grube war mit einem Lächeln eingeschlafen. Sein Atem ging leiser und leiser.

Und immer weiter spielte Richard Marschall, von Lenz und Liebe, von Jugend und Glück. Und Johanna Grube hatte sich in ihrem Stuhl weit zurückgebeugt und den Kopf gegen den Türpfosten gelehnt, und über ihr unbewegliches Gesicht rann Tropfen auf Tropfen.

Es ging gegen Mittag. Sie hatten es nicht bemerkt. Da brach Marschall mitten in einer Melodie ab.

Franz Grube saß in seinem Bett aufrecht. Ohne Hilfe hatte er sich emporgearbeitet. Und nun winkte er den beiden zu. Ihr habt es mir versprochen, stand in seinem gespannten Blick.

Richard Marschall erhob sich. Mit festem Griff faßte er Johannas Hand, warf noch einen langen Blick auf den Freund und verließ, ohne sich umzuwenden, mit dem Mädchen das Zimmer.

Franz Grube war zurückgesunken. Der Todeskampf hob an. Seine Hände fuhren über das weiße Linnen. Jetzt hatten sie die Rosen erreicht, und die Finger schlossen sich krampfhaft um die Stiele.

Da trat eine Erkenntnis in seine Augen.

Aus seiner kämpfenden Brust quoll etwas hervor,

ein Stammeln kam über seine Lippen — ein fremder Frauenname.

Und einsam, die Rosen auf der Brust, kämpfte er ungesehen den letzten Kampf. Schamhaft und männlich.

Die langen, müden Glieder dehnten sich, und es war eine lautlose Ruhe.

Franz Grube war nicht mehr. — — —

* * *

Und zur selben Stunde, da der Freund den Schritt in das Unbekannte tat, tat Helga Nuntius den Schritt in ein anderes Unbekanntes.

Es war eine Unruhe in ihr, seit sie am Morgen den Grubeshof verlassen hatte, eine eigentümliche Unrast, die sie immer wieder aufschreckte, und über die sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Lange vor der Zeit kam sie ins Konservatorium und wanderte durch die Räume, in denen sie studiert hatte, und die Unrast in ihrem Blut wanderte immer mit. Sie wollte sich glauben machen, es sei die Abschiedsstimmung, aber sie fühlte, daß es etwas anderes war, die Furcht vor einem Kommenden, dessen Wesen sie nicht kannte. Es waren Ahnungen in ihr ohne Form und Gestalt, und ihr Lachen wurde zum Weinen, und ihr Weinen zum Lachen. Heut zum ersten Male vermißte sie ein liebes Wort, eine starke Hand, und eine Sehnsucht überkam sie, eine Sehnsucht nach ihrem Vater, der auch keine starke Hand besessen hatte. Nie zuvor hatte sie sich seiner Art so verwandt gefühlt. Wie seltsam, daß sie heute daran dachte . . .

Als sie in das Übungszimmer zurückkehrte, fand sie Professor Faller vor. Auch er schien nervös; denn er gab ihr nur hastig die Hand, um alsbald ihre Hand noch einmal zu ergreifen und sie so lange fest in der seinen zu halten, daß es dem Mädchen peinlich wurde.

„No ja! Alsdann! Aus Kindern werden Leute. Wie ist denn nun der Entschluß?"

„Was denn, Herr Professor?"

„Ah so. — — Ich mein' halt nur. Wollen S' denn wirklich heut noch singen? Die letzte Stund'? Lernen können S' beim alten Faller nix mehr, als höchstens von Zeit zu Zeit die Stimm' reparieren, wenn S' einmal zu toll drauflos gewirtschaftet haben. Ihr geht hinaus als die großen Künstler, und mich laßt ihr hübsch im Schatten, dort, wo kein' Sonn' und kein Mond hinfallt. Mich Stimmenflicker — —"

„Was ist Ihnen nur, Herr Professor? — —"

„Schubertisch ist mir zu Mut, ganz miserabel Schubertisch. Dös ist halt meine unglückliche Liebe, Kleines, der Franz Schubert. Der hat die Künstlerseele gekannt wie kein Zweiter, mit ihrem Hochhinaus und ihrer kindlichen Hilflosigkeit. Singen S' mir zum Abschied was von Schubert."

Da sang sie mit all dem seltsamen Empfinden, das heute in ihr wogte, Schuberts „Du bist die Ruh'." Und als sie an die Stelle kam:

Kehr ein bei mir, und schließe du
Still hinter dir die Pforten zu!"

öffnete sich die Tür und Robert Braun trat ins

Zimmer. Gegen seine Gewohnheit ließ er sich lautlos auf einen Stuhl nieder.

Professor Faller wandte den Kopf. Das Lied war zu Ende.

„Braun!“ rief er kurz.

„Herr Professor!“

„Jetzt Sie! Auch Schubert.“

Da sang er das „Lied an die Leier“. Seine muskulöse Gestalt hoch aufgerichtet, ein zwingendes Licht in den Augen, unbesiegbar in seinem Gesang, blickte er Helga Nuntius an und ließ Wucht und Weiche der seltenen Stimme, die das Denken benahm und das Blut aufrief, über sie hinströmen:

„Ich will von Atreus' Söhnen, von Kadmus will ich singen!
Doch meine Saiten tönen nur Liebe im Erklingen . . .“

Das war die Kunst, die große herrliche Kunst, der sie gehörte wie er. Und er lächelte sie an, und sie lächelte ihn versonnen wieder an, und doch war alles in ihr Erregung.

Beim letzten Ton des Liedes klappte Professor Faller barsch den Deckel des Flügels zu und verließ, ohne seinen Schülern einen Blick zu schenken, das Zimmer. Braun wartete, bis sich die Tür geschlossen hatte. Dann trat er schnell auf Helga Nuntius zu. Noch stand die Siegesfreudigkeit des Sängers in seinen Augen.

„Fräulein Nuntius, was haben Sie beschlossen?“

„Ich werde in Kassel vorsingen und dann zu einer Verwandten meines Vaters reisen.“

„Warum nicht gar in Kyritz?“

„Kassel ist Hoftheater. Das ist ein guter Anfang. Ich habe Empfehlungen meiner Mutter."

„Was da — guter Anfang — Empfehlungen! Leute wie wir brauchen keinen Anfang, wir springen an die Spitze. Und empfehlen werden wir uns selber. Das wäre! Die Misere durchmachen, von der kleinen zur mittleren und von der mittleren zur größeren Bühne und sich unterwegs wohl gar beim täglichen Repertoiresingen die Stimme verderben, unser Kapital! Nein, Fräulein Nuntius, das haben wir gottlob nicht nötig."

„Sie gewiß nicht."

„Und Sie ebensowenig. Jeder von uns allein würd' die Menschheit zum Erstaunen bringen. Wenn wir aber zusammen marschiert kämen, würden wir sie zur Begeisterung treiben, und kein Impresario und kein Direktor der Welt würde wagen, uns einen anderen Kontrakt zu geben als den, den wir ihm diktieren, und anderer Meinung zu sein als wir. Man würde uns nur zusammen engagieren und zusammen entlassen können. Das letztere aber würde kein Publikum dulden, vor das wir einmal hingetreten wären. Fräulein Nuntius, unsere Stimmen sind füreinander geschaffen, wie es nie zwei Stimmen waren."

„Wenn Sie sich nun täuschten?" — —

„Darin täusche ich mich nicht. Übrigens würde Ihnen Professor Faller das lange schon bestätigt haben, wenn er nicht gewünscht hatte, Sie erst in Ruhe fertig zu unterrichten."

„Ja — wie soll ich denn das nur anfangen?"

„Fräulein Nuntius, ich habe schon vorgesorgt. Mein Agent hat uns auf meine bisherigen Erfolge hin eine Tournee durch England und Schottland fertiggestellt. Für sofort. Im Herbst werden wir in Baireuth Probe singen, für die Festspiele im nächsten Jahr. Faller hat uns schon bei Frau Cosima Wagner angemeldet. Im Winter gastieren wir in London, in der Covent-Garden-Oper. Gewinnen wir in Baireuth, woran ich nicht zweifle, sieht uns der nächste Herbst in Amerika. Ein festes Engagement nehmen wir nicht an, nur für Gastspielmonate und große Zyklen. Wir wollen keine Handwerker, wir wollen Künstler sein."

„Wer das könnte! — — So der Kunst leben!"

„Wir können es, Fräulein Nuntius."

Sie sah in seine Augen, und sie wußte, daß er die Zukunft gewinnen würde.

„Fräulein Nuntius, würden Sie mir gestatten, an Ihre Frau Mutter zu kabeln?"

„Weshalb das?"

„Um mir ihr Jawort zu holen. Sie muß doch ihre Einwilligung zu einer Ehe geben."

„Ich soll — Ihre Frau werden?" stieß sie, ganz blaß werdend, hervor. Und auf einmal wußte sie, was die Unrast in ihrem Blut zu bedeuten gehabt hatte, und die wesenlosen Ahnungen, die nicht lachen und nicht weinen konnten.

Braun nahm ihre kalten Hände. „Ja," sagte er, „oder wenn Sie es lieber hören: meine Kunstgenossin."

Das Wort bohrte sich in ihrem Hirn fest und ließ sie nicht mehr los. Und alle die Träume wurden in ihr lebendig, wie an dem Tage, an dem sie dies Haus betreten hatte, von fremden, farbentrunkenen Gärten, in denen silberne Brunnen rauschten, und weiße Tempelhallen ragten, angefüllt mit marmornen Göttern. Akkorde durchzitterten die Luft wie von unsichtbaren Harfen, und Melodien von getragener Schönheit drangen in ihr Ohr.

„Fräulein Nuntius, geben Sie mir die Erlaubnis?"

Sie stand unbeweglich und starrte in eine Ferne.

„Fräulein Nuntius, wir werden der Kunst dienen. Die Kunst ruft uns."

„Ja," sagte sie, „ich werde mit Ihnen sein."

„Wir beide!" und er schlang den Arm um sie. Und sie wunderte sich in ihrer Mädchenseele, daß er sie nicht küßte wie ein Bräutigam die Braut...

Sie war Braut!

Die Tür öffnete sich einen Spalt breit, und des Professors faltenreiches Gesicht lugte hinein.

„Treten Sie nur wieder ein, Herr Professor. Meine Braut hat nichts dagegen."

Da kam er und schüttelte ihnen die Hand und sprach auf Helga ein, die ihn kaum verstand.

„Wissen S', die geschäftliche Seite, Fräulein, die geschäftliche Seite ist prima. Sie beide werden schon Aufsehen machen. Und im übrigen — wie gesagt, im übrigen — alsdann: ich gratulier'."

Es pochte an die Tür, kurz und hart. Der Haus-

meister stand draußen. „Fräulein Nuntius, es ist ein Mann da, der Sie sofort zu sprechen wünscht."

Über den Korridor rannte Herr Bettermann auf sie zu. Sie sah ihm an, daß etwas Außerordentliches geschehen sein müsse, denn er hatte die blaueinene Schürze umbehalten und knitterte die Mütze in der Hand.

„Er is tot, Fräulein."

„Herr Bettermann!"

„Sie hatte ihn bei den Schultern gefaßt und starrte ihn entsetzt an.

„Er is vor ere halwe Stund' hinübergegange. Aber Fräulein, Fräulein, Sie müsse Standhaftigkeit zeige."

Ihr ganzer Körper zitterte. Und dann weinte sie und weinte, und Herr Johann Bettermann hielt hilflos ihren Kopf und fuhr ihr mit breiter Handfläche immer wieder über das von Tränen überströmte Gesicht.

„Es is als e Jammer," murmelte er. „Widder e alt Frankforter Haus weniger."

„Ich komme sofort mit," sagte sie und sah sich fassungslos nach Braun um.

Dann fuhren sie zusammen nach dem Grubeshof, und unterwegs erzählte Herr Bettermann, daß Herr Marschall seit zwei Wochen nicht von dem Krankenbett gewichen sei, weil man den Tod hätte kommen sehen, und es wäre nur nicht davon gesprochen worden, weil der Herr Franz Grube ein so bescheidener Mensch gewesen sei und seinetwegen keinem eine trübe Stunde hätte schaffen wollen.

Und Helga Nuntius sah die langaufgeschossene Gestalt des Freundes vor sich und verstand all seine zarte Rücksichtnahme und weinte aufs neue in ihr Tuch, trotz der Mahnung Brauns, sich zu schonen.

Herr Bettermann aber berichtete weiter, daß er vor dem Konservatorium die jungen Herren getroffen hätte, die immer in den Grubeshof gekommen wären, Volkslieder zu singen, und nun seien sie alle auf dem Weg, um den Toten zu sehen und ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Der Wagen rasselte über das Pflaster der Bleidenstraße. — —

Im Sterbezimmer saß Richard Marschall am Bett des toten Freundes.

Franz Grube lag ausgestreckt auf dem weißen Lager. Sein Gesicht erschien fröhlich, auf der Brust hielt er die Rosen, die Helga Nuntius in der Frühe für ihn hatte schneiden lassen.

Und dann pochte es leise und scheu an der Tür, und die jungen lebenslustigen Konservatoristen, die im Hause ein und aus gegangen waren, mehr als im Konservatorium, traten mit tiefernsten Mienen ein, und man las es auf ihren Gesichtern, daß sie alle eine große Erschütterung verspürt hatten. Sie gingen einer nach dem anderen zu Johanna Grube und drückten ihr schweigend die Hand, denn Tröstungsworte waren ihnen nicht geläufig und andere hier nicht am Platz. Und von Johanna Grube gingen sie zu Richard Marschall und drückten auch ihm

schweigend die Hand. Und dann umstanden sie das Bett und blickten stumm auf den Toten.

Als sich die Tür wieder öffnete, schaute sich keiner um. Sie vernahmen wohl einen schwankenden Schritt, aber sie hielten es nicht für taktvoll, Neugierde zu zeigen.

Und dann lag Helga Nuntius vor dem Bett auf den Knieen und schluchzte in die Kissen.

Richard Marschall stand am Kopfende des Bettes. Er hatte sie eintreten sehen, er hatte gesehen, wie sie sich im Zimmer von der Hand Robert Brauns gelöst hatte. Da wußte er, daß der heutige Tag ein doppelter Trauertag für ihn war. Helga Nuntius hatte gewählt . . .

„Liebes Fräulein," sagte Johanna Grube tröstend und hob das Mädchen auf. Selbst in dieser Stunde fand sie noch Trost für fremdes Leid.

„Weshalb haben Sie mich nicht noch einmal zu ihm gelassen?"

„Weil er Sie lieb hatte."

Da sah sie die Rosen auf seiner Brust. Und von den Rosen blickte sie hinüber zu Marschall und von Marschall zu Braun. Und sie empfand, daß dreifache Liebe sie umworben hatte: die Freundesliebe, die Menschenliebe und das, was die Kunst als Liebe zu vergeben hat. Es wirbelte ihr durchs Gehirn. Sie hätte etwas ungeschehen machen mögen und wußte nicht was. Es glitzerte ihr vor den Augen, und sie schwankte. Da trat Braun vor und legte den Arm um sie. —

Richard Marschall stand noch immer unbeweglich am Kopfende des Bettes. Die Gedanken, die von dem toten Freund zu der verlorenen Liebe abgeschweift waren, hatte er zurückgerufen und gebändigt. Diese Stunde durfte nur dem Abgeschiedenen gehören. Und je länger er in das blasse Antlitz blickte, umso mehr empfand er die Größe dieses Verlustes.

Es wollte ihm nicht in den Sinn, daß dieser Mensch daliegen sollte wie jeder andere Tote. Ein Franz Grube starb doch nicht wie ein Irgendjemand. Franz Grube hatte ein Besonderes zu fordern. Keine Trauerzeremonien des Alltags. Sein Lieblingslied!

Leise begann er zu singen ...

Und ob die Worte seltsam kontrastierten zu der Schwere der Stimmung, er wußte: Das war es. Das war im Sinne Franz Grubes.

Die jungen Sänger horchten auf. Dann hatten sie begriffen. Und halblaut fiel einer nach dem anderen ein. Sie sangen nicht im alten fröhlichen Rhythmus, sie sangen andächtig und feierlich:

„Weg mit den Grillen und Sorgen
Brüder, es lacht ja der Morgen
Uns in der Jugend so schön!
Laßt uns die Becher bekränzen — kränzen,
Laßt bei Gesängen und Tänzen — Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn,
Bis uns Zypressen umwehn."

So sangen sie dem Toten das Lebenslied. — —

Dann gingen sie hinaus, zurück in den Tag, vor dem nur das Leben besteht.

Und das Lied hallte Helga Nuntius im Ohr, als

sie, von Braun geführt, hinüberging in Johann Bettermanns Haus, und es hallte ihr im Ohr, als sie in ihrer Mädchenkammer weinend am Fenster lehnte.

Da sprach mitten im Schmerz eine laute Stimme in ihr: Du bist Braut.

Die Tränen versiegten.

Braut? fragte sie sich und sie wartete auf ein starkes, freudiges Empfinden.

Und Helga Nuntius fand nichts als ein banges Lächeln.

So nahm sie Abschied.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Richard Marschall kam vom Hauptbahnhof. Als er die Kaiserstraße entlang schritt, freute er sich über Frankfurts wachsende Schönheit. Jedesmal, wenn er zu kurzem Besuch in der alten Mainstadt eintraf, ging er zu Fuß die Straßen auf und ab, bis er sich in den neu entstehenden Vierteln heimisch gemacht hatte.

Heute nahm sich Richard Marschall nicht die Zeit, die neuen Straßenzüge zu besichtigen. Es war ein grauer, feuchter Novembertag, mit den Nebeln, die so gern die Gemüter umspinnen, bis sie sich wund weinen möchten in einer plötzlichen, unerklärlichen Trauer. Aber Richard Marschall war heute gefeit. In straffer Haltung schritt er schnell einher, immer dieselbe fröhliche Melodie vor sich hinsummend.

„Endlich!" sagte Johanna Grube, als sie in dem alten, holzgetäfelten Zimmer mit den kreisrunden Fenstern seine Hände hielt. „Endlich! Sie haben sich selten gemacht, lieber Richard, so selten, daß ich gar nicht einmal weiß: ist es ein halbes Jahr, oder sind es Jahre her, daß Sie nicht in Frankfurt waren."

„Amt und Würden, Johanna. Die Arbeit läßt mich nicht los."

„Sie arbeiten zu viel."

„Zu viel? Sie glauben ja gar nicht, wie viel Stunden so ein richtiger Tag hat. Aber nun bleib' ich bis morgen."

„Kommen Sie!" Und sie saßen auf den Fensterplätzen, von denen aus man die Gasse überblickte.

„Lassen Sie sich anschauen," sagte sie. „Ich muß doch zunächst feststellen, ob aus den Zügen des Herrn Hofkapellmeisters noch so etwas wie Richard Marschall herauslugt."

„Ich fürchte: mehr, als dem Herrn Hofkapellmeister lieb sein kann."

„Desto besser. Vergessen Sie nicht, daß es nicht so sehr darauf ankommt, wie weit Ihr gnädigster Fürst mit Ihnen zufrieden ist, sondern wie weit Ihre alten Freunde mit Ihnen zufrieden sind."

„Dann lesen Sie aus meinem Gesicht nur ruhig Ihr Sprüchlein ab."

„Die Augen? Nun, die sind klar geblieben; man könnte sagen, die Ausgelassenheit hat sich zu einer ernsten Fröhlichkeit gesammelt. Aber um den Mund sind noch alle die alten Geister lebendig. Wie mag da der innere Mensch aussehen?"

„Inwendig ist augenblicklich ein Jodler etabliert."

„Was ist das nur wieder?"

„Ein Mensch, der sich vor Freude nicht zu lassen weiß, der aufspringen möcht' und mit Ihnen durch das Zimmer tanzen und wie unvernünftig singen und

lachen: Morgen geht's nach Hamburg! Nach Hamburg!"

„Ja, da freu' ich mich mit Ihnen, wenn Sie mir sagen, weshalb?"

„Meine neue Oper kommt heraus, in einer Musterbesetzung."

„Da gratuliere ich von ganzem Herzen."

„Und wer singt die Titelpartie? Raten Sie!"

„Sagen Sie es mir, denn das scheint mir die Hauptüberraschung zu sein."

„Ist es auch. Frau Braun-Nuntius singt die Titelpartie."

„Helga — —?"

„Helga!"

Sie wischte mit der Hand die Feuchtigkeit von der Fensterscheibe und blickte hinaus. Und er sah, wie sie tiefer Atem schöpfte.

„Halten Sie das nicht für einen Gewinn, Johanna?"

Sie nickte und sah ihn nicht an. Und dann sah sie ihn an und nickte wieder.

„Johanna, Sie haben etwas auf dem Herzen. Sie möchten mir etwas sagen. Weshalb tun Sie es nicht?"

„Erzählen Sie mir von Ihrer neuen Oper. Das ist besser."

„Sie wissen, daß ich das jetzt nicht kann. Ich gehöre zu den Menschen, die den Dingen in die Augen sehen müssen."

„Glauben Sie, Richard, daß es gut für Sie sein

wird, Helga Nuntius — Frau Braun-Nuntius wiederzusehen?"

„Wer kann das sagen? ... Ich kann nur sagen, daß in mir eine einzige Freude ist."

„Es sind fünf Jahre, daß Sie sie nicht gesehen haben. Sie wird nicht dieselbe geblieben sein."

„Für mich ist sie dieselbe geblieben." Er beugte sich vor und ergriff ihre Hände. „Johanna, es gibt Menschen, die allerlei Liebeleien haben können, und doch nur eine Liebe. Für die es keine fünf Jahre gibt und keine fünfzig Jahre, wenn diese Liebe zu ihnen gekommen ist, die alles, was vorher war, auslöscht. Mag sie geworden sein, wie sie will, eine verwöhnte, launenhafte Primadonna, eine gefeierte Weltdame oder ein armes stilles Menschenkind: für mich ist und bleibt sie die Helga Nuntius, mit der ich den Main befahren und den Taunus durchwandert habe. Für mich bleibt sie die Frau, die ich liebe."

Er lehnte sich wieder zurück. Und dann leuchtete es knabenhaft froh in seinen Augen auf. „In mir ist nur eine einzige Freude."

„Die sollen Sie auch behalten, Richard; denn sie gibt Ihrer Kunst das Starke."

„Sie hat mir dazu verholfen, den Weg bis hierher zu gehen. Damals fing es an, in dem Jahr, als Helga Nuntius das Konservatorium besuchte und ich meine Erstlingsoper, den ‚Merlin', fertigstellte. Damals habe ich oft die Nächte durch zu Hause gesessen, wenn ich von Franz kam oder von einem Schoppen mit den lustigen Brüdern, und ganze Szenen habe

ich aus der Partitur hinausgeworfen und sie neu komponiert. Und wenn ich von der Arbeit aufstand, wußte ich nicht, wer das da auf dem Papier ersonnen hatte. Und als Helga Nuntius die Frau von Robert Braun geworden war und in der Welt draußen Geld und Ehren einsammelte, da hab' ich als kleines Kapellmeisterlein in Würzburg gesessen und an nichts gedacht als an die Freude, die es ihr machen könnte, wenn sie mich auch aufsteigen sähe. Da habe ich den Melancholikus in die Tasche gepackt und freudig geschaffen. Dann kam die Erstaufführung des ‚Merlin' in Weimar, und der Name Richard Marschall erhielt das erste Ausrufungszeichen. An dem Abend hab' ich einen acht Seiten langen Brief an Helga geschrieben und sie schlankweg mit Du angeredet und ihr gedankt. Dann hab' ich den Brief verbrannt und die Asche den Winden überliefert. So verrückt kann der Mensch sein. Als ich im Jahr darauf an das süddeutsche Hoftheater berufen wurde, traf Antwort ein. Mein Geheimbrief mußte also doch wohl von den Winden richtig bestellt worden sein. Ja, ja, in Wahrheit. Helga Braun-Nuntius gratulierte ihrem einstigen Jugenfreund zu seiner Bestallung. Sechs Worte nur. Mir waren sie wie ebenso viele Seiten. Und seit der Zeit wußte ich, daß ich nie anders mehr arbeiten würde als in der Freude. Und die Freude ist der Sieg. So schuf ich denn meine neue Oper."

„Trotzdem, daß Helga Nuntius nicht mehr für Sie in Betracht kommen kann? So nicht mehr, wie Sie es sich einst wünschten?"

„Trotzdem. Ich habe sie lieb, ganz für mich allein."

„Und Sie wollen es ihr sagen?"

„Aber, Johanna! Wie kommt nur ein so kluges, ernstes Geschöpf wie Sie zu solchen Phantasien?"

„Sie ist die Frau Robert Brauns," sagte Johanna Grube. „Sie könnten nicht darüber hinweg."

Richard Marschall erhob sich und ging durch das Zimmer. Und es sprach keiner mehr.

Dann erst ertönte aus der Tiefe des Zimmers die Stimme des Mannes, ruhig und klar.

„Wenn sie frei würde, Johanna, so könnte ich darüber hinweg. Johanna, ich bin mit etwas mehr Temperament ausgestattet, als gerade notwendig wäre. Das Männliche in mir trug immer den Kopf sehr hoch. Und als der Tag kam, an dem ich wußte: heute heiratet Helga Nuntius, da hab' ich Qualen erlitten, daß ich glaubte, ich könnte es nicht mehr ertragen, nun müßte der Wahnsinn kommen. Nicht, weil ich sie verloren hatte, sondern weil ein anderer Mann sie gewonnen hatte. Ein anderer Mann! Das Bild wurde ich nicht los. Das riß mich so wund, daß ich nicht daran denken konnte, ohne zu stöhnen. In einem irrsinnigen Zorn und einem wehen, furchtbar wehen Schmerz.

„Verstehen Sie mich, Johanna?" fragte er nach einer Weile.

„Ich verstehe Sie."

„Damals also, damals meinte ich: nun ist alles zu Ende. Das ist nun ein Trümmerhaufen. Wissen

Sie, das wandert einem unablässig durch den Kopf und spricht hinter der Stirn, ohne aufzuhören, mit einer peinigend klaren Stimme: Das ist ein Trümmerhaufen — das ist ein Trümmerhaufen. Und man lächelt dabei in die Luft und wundert sich nur, wie rätselhaft regelmäßig das Herz schlägt. Nur über der Brust lag ein ganz harter Ring. Und der konnte nicht weich werden. Denn der Gedanke allein: sie hat sich einem anderen ergeben, genügte, um ihn doppelt zu härten. Sehen Sie, Johanna, das war der Egoismus. Der blinde, nackte Egoismus, der nur immer das eigene liebe Ich gestreichelt wissen will und loswütet, wenn andere das gleiche für ihre Person in Anspruch nehmen und — glücklicher damit sind." — —

Dann saßen sie bei Tisch, und die alte Aufwärterin bediente. Und es wurde von vergangenen Tagen gesprochen und den Abenden, an denen das Doppelquartett seine Volkslieder im Grubeshof ertönen ließ und Franz Grube in dem geschnitzten Kirchenstuhl am Fenster saß.

Franz Grube . . .

Ihr wurden die Augen feucht, als sie seiner gedachten, und Richard Marschall hob das Glas und trank sein Andenken. Und sie sprachen von den Freunden, die vom Frankfurter Konservatorium ausgezogen waren, die Welt zu erobern, und ehe es ihnen bewußt wurde, waren sie längst wieder bei Helga Nuntius angelangt.

Da zog Richard Marschall seine Brieftasche her-

vor und entnahm ihr ein Bild nnd reichte es der Freundin.

„Das ist sie."

Johanna Grube betrachtete lange die Aufnahme, die die Bezeichnung der letzten amerikanischen Saison trug und die gedruckte Unterschrift: „Helga Braun-Nuntius."

„Hat sie Ihnen das geschickt?"

„Nein, ich habe es gekauft."

„Sie hat gehalten, was sie versprochen hat. Das ist ein merkwürdig durchgearbeiteter Kopf. Nur in den Augen, da fehlt die Jugend noch immer, mehr noch als in ihrer Mädchenzeit." Und ganz leise sagte sie: „Es ist kein frohes Bild."

„Aber ein geniales," antwortete er stolz.

„Würden Sie nicht lieber sehen, daß es ein frohes wäre?"

„Ach, Johanna, was nutzen da meine Wünsche! Aber nun sollen Sie auch erfahren, wie gerecht ich geworden bin. Hier! Herr Robert Braun, der erste Tenorist der Alten und Neuen Welt. Na, da haben Sie doch ein frohes Bild. Schaut der Kerl nicht so vergnügt drein, als hätt' er jede halbe Stunde Gagentag?"

Sie lachte und betrachtete dann das Bild. „Ein schöner Mensch . . ."

„Wenn Sie mir einen silbernen Lohengrinpanzer überziehen, bin ich auch nicht häßlich."

„Ist das nun Neid oder Einbildung?"

„Es ist eine schöne Illusion," sagte er und steckte die Bilder wieder ein.

Dann mußte er von seiner neuen Oper erzählen,

und er saß am Klavier und spielte bis in den Nachmittag hinein. Es war, als sängen Menschenstimmen aus den Saiten des Instrumentes, von uralter Vergangenheit, in der die Leidenschaften groß waren wie die Menschen, in der der Mann, den die Liebe getroffen hatte, sich im Schmerz noch als ein Gesegneter fühlte und den Kopf reckte nach einer Krone oder einem sausenden Beil. Um der Liebe willen.

Die Luft war erfüllt von den Klängen, und das Blut war erfüllt von ihnen, so erfüllt, daß Johanna Grube ihre Wangen brennen fühlte und sie nicht anders konnte als ihn anrufen.

„Richard, Richard!"

Er ließ die Hände von den Tasten sinken und wandte sich erschöpft, aber mit heißen Augen nach ihr um. „Zufrieden?"

„Zufrieden? Singen möcht' ich sie, Ihre Hadwiga, singen und leben! Das ist ja wie ein Haß in mir, daß ich alles anderen überlassen muß. Daß ich so gar nichts bin als die Johanna Grube, die hungrigen Konservatoristen Butterbrote streicht und jetzt gar noch auf dem Kontorstuhl sitzt als weiblicher Chef der Firma."

Und mit einem Male hatte alle Geklärtheit, alle Ruhe und Selbstbeherrschung das Mädchen verlassen, und sie ließ die Arme auf den Tisch fallen und den Kopf auf die Arme und weinte laut auf, als hätte sie die Anwesenheit des Freundes vergessen ...

„Johanna!" rief Marschall bestürzt und legte ihr den Arm um die Schulter. „Johanna, was ist Ihnen

nur? Ich habe Ihnen zu viel Musik vorgespielt. Ich mache ja lauter Dummheiten. Aber nun kommen Sie einmal her und lassen Sie sich sagen, daß Sie ja eine tausendfach reichere Natur sind, weil Sie verstehen, hungrigen Konservatoristen Butterbrote zu streichen, als wenn Sie meine Hadwiga sängen oder sonst ein Kunststück machten. Gesangstunden kosten in Frankfurt zehn Mark das Stück, für Dilettanten fünfzehn. Die kriegen Sie überall. Aber Stunden in Herzensgüte, in all dem, was Sie haben, die kriegen Sie nicht für den ganzen Nibelungenschatz! Mädchen, Mädchen, Sie ahnen ja gar nicht, wie weit Sie uns alle dahinten lassen."

Er hatte sie sanft emporgezogen und ihren Kopf gegen seine Schulter gedrückt.

„Denken Sie nur einmal, Johanna, wem ich dann alles beichten sollte, wenn ich Sie nicht hätte. Und wie mir, so wird's vielen anderen gehen. Es gibt keine Frau, die so geliebt wird wie Sie."

Da trocknete sie ihre Tränen ab und blieb noch einen Augenblick still an seiner Schulter.

„Gehen Sie jetzt zu Bettermanns?" fragte sie ihn. „Die Leute werden sich über die Maßen freuen."

„Aber natürlich gehe ich. Helga wird mich sicherlich nach ihren Pflegeeltern fragen. Und später werde ich noch Professor Faller aufsuchen. Ich will die ganze Tasche voll persönlicher Grüße haben, wenn ich nach Hamburg komme. Ein anderes Geschenk bring' ich ja nicht mit."

„Es ist auch das schönste; weil es so voll ist von Erinnerungen.“ —

Auf der Diele des Bettermannschen Hauses fand er den Meister. Er hockte auf der großen Lederwage, aber die Wage war nicht in fröhlichen Schwingungen, und das Herz des Meisters auch nicht. „Womit kann ich Ihne diene?“ fragte er trübselig.

„Mit einem kräftigen Händedruck, verehrter Meister,“ rief Richard Marschall lustig.

Da äugte Herr Johann Bettermann schärfer hin und erkannte den jungen Freund. „Der Herr Marschall! Leibhaftig! Des hätt' ich mer heut net träume lasse.“

Marschall setzte sich neben ihn auf die breite Wagschale und klopfte ihm das Knie. „Aber was ist denn nur mit Ihnen? Sie sind ja wie ausgewechselt. Der Frau Gemahlin geht's doch gut?“

„Schönsten Dank for die Nachfrag'. Ohne zu schmeicheln, sie is gesund wie e jung Mädche.“

„Das freut mich von Herzen. Na und Sie? Sie werden sich doch auch nicht unter den Kalk mischen lassen!“

„Ach, Herr Marschall, mei ganz Läwensglick is mer zerstehrt.“

„Das sagt man so, Herr Bettermann. Es ist sehr schnell Nacht um uns her, wenn man den Kopf in den Sand steckt. Und nun ziehen Sie ihn mal gefälligst wieder heraus und überzeugen Sie sich, daß es noch Tag ist, und daß in der Bleidenstraße Villa Bettermann immer noch auf dem alten Fleck steht.“

„Awwer wie lang' noch? Basse Se uff, wie lang' noch . . ."

„Was ist das? Sie haben sich entschlossen, Ihr Häuschen zu verkaufen? Sie wollen fortziehen aus der Bleidenstraße? Ja, das war doch immer Ihr geheimer Herzenswunsch. Daß eines Tages die Baukommission zu Ihnen kommen würde, um Ihnen das Häuschen abzunehmen."

„Ja, awwer doch net so. Doch net so! An so en Ausgang hab' ich doch gar net denke könne. Un wer sagt denn, daß mer's im Ernst eigefalle wär' wegzuziehe? Mei Herz hängt ja an dere alt' Gass'. Ich will net fort. Ich will net . . ." Und Herrn Bettermanns Kindergesicht verzog sich zu einem verzweifelten Ausdruck.

„Meister, Meister," sagte Marschall lachend und klopfte ihm auf die Schulter, „das ist doch kein Grund zum Weinen! Wenn Sie es sich anders überlegt haben, so bleiben Sie einfach wohnen und sagen den Herren von der Baukommission: ‚In diesem Hause gibt's nix zu handeln. Höchstens, wenn ich Ihnen mit Leder oder Kolonialwaren dienen könnt'.'"

„Spotte Se aach noch. Von Ihne hätt' ich des am allerwenigste erwarte möge."

„Das ist mein Ernst. Sie lassen sich einfach auf nichts ein."

„Drehn Se doch net die Sach' erum. De Herre lasse sich ja auf nix ein."

„Wieso?" fragte Marschall und machte ein nicht

eben kluges Gesicht. „Wenn Sie doch das Angebot nicht annehmen?“

„Es spricht ja kaa Mensch von Angebot, 'naus soll ich, nix wie 'naus! Sie wolle mer ja das Haus schließe wege — wege — Baufälligkeit.“

Da war es heraus. Irgendwo raschelte es in den Wänden. Aber Meister Bettermann achtete nicht mehr darauf. Sein Lustschloß Villa Phönix, der Traum seines Lebens, war bereits zusammengestürzt.

„Das ist eine ernste Sache,“ meinte Richard Marschall nach einer Weile, und er blickte mitleidig auf den zusammengesunkenen Meister. Er wußte, wie es tat, den Lieblingstraum plötzlich, vor sehenden Augen, versinken zu sehen. Wie erst mußte das Alter darunter leiden, das keine Zeit mehr fand, auf einen anderen Traum zu warten.

„Es is mer ja net um meinetwege,“ flüsterte Johann Bettermann vor sich hin, „es is mer ja nor wege der Frää. Sie hat sich all ihr Lebtag darauf gefreut. Ich selber wär' ja vill liewer bis an mei End wohne gebliewe.“

„Ich werde jetzt einmal Frau Lena begrüßen,“ sagte Marschall, „nachher sprechen wir weiter.“

„Ja ja,“ drängte Herr Bettermann, „dhue Se des. Tröste Se die arm Frää.“

Er fand die Hausfrau in ihrem Verkaufsläbchen über einem Rechnungsbuch. Auch sie hatte rotgeränderte Augen.

„Guten Tag, meine liebe Frau Bettermann!“

„Ach, Herr Marschall — —! Verzeihen Sie

gütigst, ich wollt' Herr Hofkapellmeister sagen. Fräulein Grube hat mir so oft davon erzählt. Wie gut Sie aussehen. Das wird meinen Mann freuen. Haben Sie ihn schon gesprochen?"

„Soeben, Frau Bettermann. Das sind ja traurige Nachrichten."

Sie blickte auf ihre Schürze und preßte die Lippen aufeinander.

„Der Giebel hat sich gesenkt," sagte sie mit erzwungener Ruhe. „Das war wohl vorauszusehen. Aber mein Mann wollte nichts mehr anlegen, da er das Haus der Stadt zum Verkauf angeboten hatte. Die Herren sind aber auf den Preis überhaupt nicht eingegangen, er bestand wohl auch nur in der Phantasie meines Mannes zu Recht. Und dann ist das Unglück gekommen. Heute früh war die Baukommission da, um eine Inspizierung vorzunehmen, und da stellten sich dann alle die Schäden heraus. Bis zum Ersten müssen wir räumen."

„Es tut mir um Ihretwillen so sehr leid, Frau Bettermann."

„Ach, um meinetwillen! Ich hätt' ja gar nicht fort gemocht. Aber mein Mann! Der hat ja gar keine andere Freude mehr gekannt. Das ist ja mein einziger Schmerz, mein Mann . . ."

Da mußte Richard Marschall trotz der trüben Situation lächeln. „Ja, wenn dem so ist, Frau Bettermann — Ihr Mann glaubt, Sie hätten sich auf die Villa in der Bockenheimer Landstraße kapriziert — dann ließe sich wohl noch Rat schaffen.

Reißen Sie den alten Kasten doch herunter und bauen Sie an derselben Stelle wieder auf. Es ist doch Ihr Grundstück."

„Ach, Herr Marschall," meinte die Frau kopfschüttelnd, „Sie täuschen sich. Es ist mein Mann, dem es nachgeht, daß er nicht auf die Bockenheimer Landstraße oder an den Palmengarten ziehen kann. Und aufbauen könnten wir ja doch nicht. Das kleine Grundstück gehört uns wohl. Aber wir haben nicht die Bausumme."

„Die kann doch nicht so gefährlich groß sein bei einem so schmalen kleinen Haus."

„Klein oder groß, Herr Marschall. Das ist immer Haben oder Nichthaben."

„Ich werde mit Fräulein Johanna Grube sprechen. Die paar Zinsen bringen doch Ihre beiden Handlungen auf."

„Herr Marschall — ach Gott, Herr Marschall —"

„Nun beruhigen Sie sich mal. Wir wollen jetzt Herrn Bettermann vorladen."

Herr Johann kam und sah scheu nach den geröteten Augen seiner Frau.

„Herr Bettermann, ist das wahr, daß Sie es sind, der die Bleidenstraße nicht mehr mag und absolut Villenbesitzer werden will?"

„Weil — weil mei Frää doch so gern — —"

„Aber Mann, ich find' mich doch wo anders gar nicht zurecht!"

„Glabst du denn, ich? Ich hab' ja nur immer mit Angst an den Tag gedenkt."

„Mann, Mann, ich hab' dir ja nur die Freud' nicht verderben wollen."

„Un — un — ich dir net," brachte Herr Bettermann heraus und sah seine Ehehälfte aufatmend an.

Da erneuerte Richard Marschall seinen Vorschlag, Fräulein Grube um die Bausumme zu ersuchen.

Herr Bettermann war fassungslos. Dann aber drang ein Jubelruf von seinen Lippen, und er umarmte seine Frau, die seinem Ungestüm nicht wehren konnte, und er küßte sie auf beide Backen, und seine Worte überstürzten sich mit seinen in Windeseile erwachten Plänen. Und als Richard Marschall sich zum Gehen wandte, hatte Herr Bettermann seinen Neubau bereits fünf Stock hoch in die Wolken geführt.

„Haben Sie mir etwas an Helga Nuntius aufzutragen? Sie entsinnen sich doch? Ihr einstiges Pflegetöchterchen. Ich fahre morgen nach Hamburg, und sie wird mich nach Ihnen fragen."

„Grüße müsse Se se, Herr Marschall, als zu grüße. Des is ja unser Liebling. Un sie soll nach Frankfort komme als mei Gast. Solang' es ihr gefalle deht. Awwer erst im Frihling, wann mer das neue feine Haus einweihe. Sie kriegt eine Etasch ganz for sich allein. Woll'n Se ihr das bestelle?"

„Gern, Herr Bettermann, da wird sie nicht fehlen wollen."

Dann schritt er, vor sich hinsummend, die Gasse entlang, um Professor Faller in seiner Privatwohnung aufzusuchen. Von allen, die Helga Nuntius nahe gestanden hatten, wollte er Grüße haben.

Vier Stock hoch wohnte der alte Sänger in einem grauen Hause der Hochstraße. Das Treppenhaus war dunkel. Der frühe Novemberabend machte sich geltend. Als Richard Marschall hoch oben vor der Junggesellenwohnung stand, hörte er die Klänge eines Flügels und einer Geige. Man spielte Beethoven.

Da wagte er nicht anzuklopfen, sondern trat ganz leise ein. Er kannte die Gewohnheiten der Fallerschen Besucher.

Er mußte sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, die in dem langgestreckten niederen Zimmer herrschte. Nur auf dem Flügel brannte eine kleine Klavierlampe und schuf einen roten kreisrunden Fleck.

Faller saß am Flügel. Die Welt der Töne hatte ihn ganz in ihrem Bann. Ein ehemaliger Schüler, nun auch schon angegraut, der es nicht weiter gebracht hatte als zum Orchestergeiger, stand hinter ihm und ließ die Geige die Begleitung singen. Der Schlagschatten der beiden verwitterten Gestalten fiel in die Stube und verlor sich in der Dunkelheit.

Dann gewahrte Marschall allerlei Menschenkinder um sich her. Sie hockten auf den Stühlen und auf dem zerschlissenen Diwan. Wie abgestorben. Begrabene Hoffnungen lagen in den Augen, oder auch ein stumpfes Hinbrüten. Nur bei wenigen flackerten die Blicke auf unter der zwingenden Gewalt Beethovenscher Größe, und während sie mit auf und ab wiegendem Kopf dem Rauch ihrer Zigaretten folgten, dachten sie wohl daran, hinauszugehen und noch einmal ihre Kraft zu versuchen, von der sie so

viel in stürmischen Gelagen vergeudet hatten, als sie noch meinten, die Kunst sei die Schrankenlosigkeit.

Die Töne waren verhallt. Sie zitterten noch in den Ecken und Winkeln, und dann lastete das Schweigen.

„Ist noch jemand gekommen?" erscholl Fallers Stimme. Sie war noch brüchiger geworden.

Da trat Marschall rasch vor und begrüßte den Professor herzlich. Der zwinkerte ihn an, hob die Klavierlampe, um ihn zu beleuchten, und suchte in seinen Erinnerungen.

„Richard Marschall, einst Schüler des Frankfurter Konservatoriums; heute Hofkapellmeister," sagte Marschall lachend.

„Mir gänzlich unbekannt," meinte Faller und stellte die Lampe wieder hin. Die Glasglocke klingelte. Die Hände des Professors waren nicht mehr ganz sicher. „Wollen S' mich etwa zum Tristan haben? Bedauere. Ich plag' mich nimmer."

Die anderen waren näher gerückt. Das Wort „Hofkapellmeister" übte seine Wirkung aus und ließ Hoffnungen auftauchen von Engagements und Protektion.

„Herr Professor," erwiderte Marschall, „ich wollte mich nur nach Ihrem Befinden erkundigen. Sie hatten einmal eine Schülerin, die Ihnen sehr viel zu verdanken hat und gern von Ihnen hören möchte."

„Dös wär' gerad'zu ein Wunder. Ein Mensch entsinnt sich, daß er mir was zu danken hat? Dös gibt's nicht!"

„Herr Professor, die Schülerin, die Helga Nuntius hieß, macht eine Ausnahme."

„Nuntius — Nuntius? Richtig — —. Aber es waren zwei. Welche wär' denn nachher das Wunder von Dankbarkeit?"

„Die jüngere, die Ihren Lieblingsschüler Robert Braun heiratete."

Da erwachte der alte Professor. Und über sein verknittertes Gesicht flog ein Wetterleuchten.

„Macht's, daß ihr weiterkommt, ihr da!" rief er barsch den Herumstehenden zu. „Hier wird von Kunst gered't."

Hinter dem letzten schloß er selbst die Tür. Dann öffnete er ein Fenster und ließ die kühle Luft herein.

„Still, still, sagen S' nix! Ich weiß ja alles. Robert Braun — Helga Nuntius. O ja, das war meine Glanzzeit als Lehrer. Das war auch ein Schülermaterial! Ist nimmer wiedergekommen. Nur noch Dreck — Dreck! Stimmen wie die Maikäfer und Dünkel wie die Giraffen. Da vertrinkt man halt seinen Groll. Man vertrinkt ihn." — —

„Herr Professor, darf ich Helga Nuntius Grüße von Ihnen bringen? Ich werde sie sehen."

„Nein, das dürfen Sie nicht!"

Das klang so hart und so herrisch, daß Richard Marschall unwillkürlich zurückwich.

„Glauben S' denn, man soll sich lustig über mich machen? Glauben S' denn, man soll sich vor Lachen den Mund zerreißen, wenn Sie kommen und erzählen, wie Sie den Faller unter lauter Hotten-

totten gefunden haben? Herr, Sie irren! Der Faller geht nimmer zu Grund', weil seine Erinnerungen am Leben bleiben! In der ganzen Welt! Schaffen S' sich Erinnerungen, Herr, und dann kommen S' wieder. Guten Abend!"

Richard Marschall zögerte noch. Dann versuchte er sein Glück von neuem. „Ihre Schülerin Helga Nuntius würde sich so sehr freuen, wenn sie wüßte, daß auch Sie zuweilen noch an sie dächten."

Er erhielt keine Antwort. Der alte Sänger hatte sich auf seinen Klavierbock niedergelassen und starrte in das rote Lampenlicht. Da ging Marschall zur Tür und leise hinaus.

Drei Stufen war er erst hinab, als hinter ihm die Tür aufgerissen wurde.

„Natürlich grüßen Sie sie. Und recht herzlich Hören S', recht herzlich! Vom alten Faller!"

Als er die Treppe weiter hinabschritt, hörte er hinter sich den Flügel rauschen. Der alte Herr war von Beethoven aufs neue in den Bann der einsamen Größe gezogen worden. — —

Im Grubeshof saß Richard Marschall noch lange mit der Freundin auf. Und sie sprachen über Menschenschicksale, die in den Träumen einer kurzen Erdenspanne beruhen, und über den lustigen Träumer Johann Bettermann, dem Johanna Grube helfen wollte, einen neuen Traum zu spinnen. — — —

Zweites Kapitel

„Verehrte Freundin, sehr verehrter Freund," las Robert Braun, blickte vom Briefbogen auf und sah mit überlegenem Lächeln auf seine Frau, die mit leiser Hand den Teetisch ordnete und die dünnen chinesischen Tassen füllte. „Hörst du mir zu, Helga? Dein alter Courmacher schreibt."

„Mein alter Courmacher? Wer möchte das sein?"

„Der Herr Hofkapellmeister Marschall. Aber eine Verfeinerung seiner Lebensart scheint auch die Hofluft nicht bewirkt zu haben."

„Ist der Brief so schlecht stilisiert?"

„So hör doch nur die Anrede. ‚Verehrte Freundin, sehr verehrter Freund.' Die stärkere Höflichkeitsform kommt doch der Dame zu, das könnte er wohl mittlerweile gelernt haben."

„Schreibt er das wirklich?" sagte Helga, und während sie die kleinen glühenden Holzkohlen im Samowar neu aufschichtete, hatte ihr feines Frauengefühl längst verstanden, was die Unterscheidung besagen sollte. „Verehrte Freundin." Das war schlichtweg, dem war nichts hinzuzusetzen. Das war zurückhaltend und hatte doch den vertrauten Klang der

Jugendfreundschaft von einst. Sie war ihm in der Erinnerung die gleiche geblieben, während er für den langjährigen Studiengenossen der Konservatoriumszeit nur die höflichere und damit die fremdere Anrede fand.

„Wenn du gestattest, werde ich den Brief nach dir lesen."

„Bitte sehr!" Und Robert Braun überflog die Seite, reichte das Briefblatt seiner Frau und wandte sich dem Frühstück zu. Helga aber lehnte sich in ihren Stuhl zurück und las langsam Zeile für Zeile:

„Verehrte Freundin, sehr verehrter Freund! Der Kunst sei gedankt! Wäre sie nicht, die große Vermittlerin, wie lange noch wäre wohl ein Wiedersehen hinausgeschoben! Morgen abend treffe ich in Hamburg ein, um übermorgen der Generalprobe meiner ‚Hadwiga' beizuwohnen und mich am nächsten Tage, dem Tage der Erstaufführung, mit möglichst viel Haltung dem Argusungeheuer Kritik und einem verdauungssüchtigen Publikum männlich zu stellen. Was der Abend mir bringt, weiß weder Kritik noch Publikum. Ich aber bin im Vorteil, denn ich weiß es schon heute. Er bringt mir das Wiedersehen mit meiner Jugend, das jedes Schicksal meiner Oper aufwiegt, das Wiedersehen mit Ihnen, verehrte Freundin, und das Wiedersehen mit dem Glück, personifiziert in Robert Braun. Die Musik mag den Rahmen dazu abgeben. Das ist alles, was ich von ihr verlange. Und nun lassen Sie sich danken, daß Sie sich gewinnen ließen, meiner ‚Hadwiga' die Ehre Ihrer

Unterstützung zu schenken. Das ist für mich ja so gut wie ein moralischer Sieg. Ich ersehe daraus mit einer stillen und starken Freude, daß Sie an mich glauben. Jetzt ist es nicht mehr die Sucht nach eigenem Ruhm, die mich einen großen Erfolg der Oper herbeiwünschen läßt, sondern das innerliche Verlangen allein, Sie nicht enttäuscht zu haben. Übermorgen hoffe ich, Ihnen, verehrte Freundin, in Dankbarkeit die Hand schütteln zu können, nachdem ich heute noch einmal das alte Frankfurt durchwandert habe. Und Dir, mein kampfbarer Genosse vergangener Jahre, danke ich nicht minder. Man braucht Dir nicht Glück zu wünschen zu allen Deinen Großtaten. Du würdest heimlich lachen, weil Du Dir das Glück nicht mehr von draußen zu holen brauchst. Also keine Glückwünsche, sondern nur die herzlichsten Grüße.

Ihr getreuer Marschall."

Helga Braun blickte in Gedanken verloren auf das Blatt. Es stand etwas zwischen den Zeilen, was sie zum Nachdenken zwang . . .

„Nun? Was sagst du zu dem Brief?" fragte Braun, und sie hob den Kopf und sah ihn an.

„Er scheint mir sehr schön," sagte sie einfach.

„Ein bißchen pointenreich kam er mir vor. Hast du das nicht bemerkt?"

„Vielleicht erklärst du mir . . ."

„Nimm nur den Schluß. Ich brauchte mir das Glück nicht mehr von draußen zu holen. Was will er damit sagen, wenn er nicht geradezu aufdringlich ist?"

„Ach, lieber Robert, er ist ja so gänzlich unverheiratet."

„Bitte, das klang ja beinahe wie Spott — —?"

„Dann träf' es mich doch so gut wie dich. Nimm an, er sei ein Schwärmer, und laß deinen Tee nicht kalt werden. Das ist praktischer."

„Liebe Helga, auf den Ton wollen wir uns doch nicht stellen."

„Nein, lieber Robert, das haben wir nicht mehr nötig."

Er zog einen kurzen Augenblick die Brauen hoch. Dann führte er die Tasse zum Mund. „Übrigens — Schwärmer! Daß er in dem alten Nest aussteigt, nur um sich von den Baracken ein bißchen sentimental machen zu lassen, das ist ja das ausgesprochene Komödiantentum. Moralischer Sieg! Wiedersehensfreude! Glaub's schon! Weil ihm dies Wiedersehen mehr Füchse einträgt. O bitte, fahre nur nicht auf! Dein Freund Marschall kocht so gut mit Wasser wie ich. Und wenn ich weiß, warum ich noch eine Woche in Hamburg bleibe, nämlich weil die Oper ein paar Bombenrollen hat, mit der wir überall reüssieren werden — für Amerika ist sie jetzt schon erworben — so weiß dein Freund Marschall ebenso genau, weshalb er uns mit schönen Redensarten einwickelt, nämlich — weil er wieder von unseren Namen sich Zugkraft verspricht."

„Was ich an dir schätze, Robert, ist deine ungeschminkte Ehrlichkeit."

„Besten Dank! Ich bin mit meiner Lebensanschauung noch nicht schlecht gefahren."

„Siehe Scheckbuch," pflichtete sie ihm bei, und dann strich sie sich in einem plötzlichen Impuls mit beiden Händen über die Schläfen. „Aber die Menschen sind nicht alle wie du und deine Lebensanschauung."

„Zu ihrem eigenen Schaden. Wenn sie es wären, würden sie weiter sein."

„Weiter in der Kälte," sagte sie leise, und sie empfand ein merkwürdiges Frostgefühl in den Schultern.

„Frierst du, Helga?"

„O schon lange; du hast es nur nicht bemerkt."

„Dies verwünschte Hamburger Nebelwetter. Dem hält ja keine Stimme stand, geschweige denn eine Stimmung."

„Robert," sagte sie nach einer Pause, „ehrlich, leidest du wirklich auch einmal unter Stimmungen?"

Robert Braun erhob sich und reckte sich.

„Ja, Kind, was du darunter verstehst" — er lachte — „es wird dich ärgern, wenn ich weiterspreche, aber für mich als kaltblütig denkenden Menschen gibt es nur Realitäten. Stimmungen habe ich demgemäß nicht, wohl aber zuweilen Verstimmungen. Wenn sich zum Beispiel die Anträge drängen und wir sollen am selben Abend hier und auch dort sein und können doch nur an einem Orte singen, so verstimmt es mich, daß da wieder verschiedene Tausende nicht für mich sind, die doch für mich hätten sein können."

„Ist das Bankkonto denn immer noch nicht hoch genug?"

„In fünf Jahren. Dann wollen wir uns wieder sprechen. Dann ist eine ersparte Million rund."

„In fünf Jahren" — — wiederholte sie, und sie blickte auf den Briefbogen, den sie immer noch in den Händen hielt, und glättete das Papier auf ihrem Knie und zeichnete mit dem Finger die Buchstaben nach.

„In fünf Jahren!" — —

Und sie dachte daran, daß es sich in diesen Tagen auch zum fünften Male gejährt hatte, daß sie Robert Brauns Frau geworden war, und alle Etappen ihrer Lebensreise von jener Stunde an bis zur heutigen zogen in scharfen Bildern an ihrer Seele vorbei. Es waren keine dunklen Bilder, sie waren so hell beschienen, wie sie nur Auserwählten beschieden sind, aber es war nicht Sonne, es war blendendes Rampenlicht oder die strahlenden Lichter hoher Gesellschaftsräume, was diese Bilder so hell erleuchtete. Es war das Licht der Kunst.

Das Licht der Kunst, das sie in ihren Mädchenträumen ersehnt hatte . . .

Dann war sie Weib geworden, und sie blickte, wie ein Weib es tut, nach der Sonne aus. Aber Robert Braun hatte keinen Sinn für die Sonne. Der Tag schien ihm nur eine unwillkommene Unterbrechung der strahlenden Abende, an denen er auf der Bühne stand oder auf dem Podium und sich inmitten der glühendsten Szene, des berauschendsten Liedes bewußt blieb: jeder Ton, den du singst, ist Goldes wert. Es war ein großer, aufwärtsdrängender Zug

in ihm, der zur Bewunderung trieb und den auch sie bewunderte. Ein Zug jener kalt wägenden und kalt wagenden Erwerbergröße, die unermüdlich und unerbittlich fortschreitet, nichts als das Ziel im Auge, auf das er schon aus der Ferne die Hand gelegt. Und jeden Erfolg, den seine Frau mit ihm errang, sah er als einen Doppelsprung an auf dem klar gezeichneten Wege.

Erfolg — Erfolg! Das war das Wort, das im Hause Braun das Wort „Glück" ersetzte.

Im Hause Braun? O nein, dachte Helga, das wäre ja schon so viel wie ein kleines Glück. Aber wir haben kein Haus. Und so wenig unsere Füße zur Ruhe kommen, so wenig können unsere Empfindungen eine Heimat finden. — Eisenbahnwagen, Hotels, unpersönliche Wohnungen in Privathäusern, wenn's hoch kam, auf ein paar Monate gemietet. Und wieder weiter! Dreimal hatte sie die Überfahrt nach Amerika gemacht, alle großen Städte des Kontinents waren ihr bekannt, die Badeorte von Ruf ihr vertraut, und in ihrem Herzen und dem Herzen ihres Gatten war sie nicht zu Hause. Nur in ihrem und seinem Hirn, das mit Noten angefüllt war und mit Zahlen.

Erfolg — Erfolg!

Und sie blickte, wie ein Weib es tut, nach der Sonne aus. Heimlich erst und ohne klares Bewußtsein dessen, was die raunende Stimme in ihr denn eigentlich verlangte, durch die Hand, die sie über die sinnenden Augen gelegt hatte, dann durch ein Zipfel-

chen des Vorhangs oder hinter der Gardine stehend, bis sie auch diese hinwegschob und, die Stirn an das kalte Glas gelehnt, mit weitgeöffneten Augen hinausschaute in das Leben, das die anderen lebten. So war es geworden, Tag um Tag.

„Fühlst du dich wirklich nicht wohl, Helga?"

„Ich kann nicht warm werden. Das ist ein unerklärliches Gefühl."

„Wenn du es wünschest, schick' ich dir den Arzt her."

„Es ist nichts für den Arzt." Und sie griff nach seiner Hand, die er auf ihre Stuhllehne gelegt hatte, und faßte sie fest und sagte mit tiefem Atemholen: „Du kannst mir helfen, Robert."

„Ich —? Aber Kind, das ist doch selbstverständlich. Nur — ich, ich bin doch kein Arzt!"

„Nein, aber du bist mein Gatte."

„Dein Gatte —? — — Wie soll ich das in diesem Zusammenhang verstehen?"

„Robert," brach es aus ihr hervor, „ich komme mit mir nicht mehr aus. Ich lebe in der Ehe und bin doch mutterseelenallein."

„Kind, Kind," beruhigte er sie, „was sind das für Kleinmädchengefühle."

„Ach Gott, ein kleines Mädchen sein!"

„Helga, Helga, du hast deine Kunst! Leute wie wir haben damit ihren Lebensinhalt."

„Wer sagt dir denn, daß ich zu den Leuten wie ihr gehöre? Ich bin doch eine Frau, eine Frau! Verstehst du das nicht?"

„Du bist vor allen Dingen Frau Helga Braun-Nuntius. Mit anderen Worten: eine Sängerin von Namen."

„O ja, das ist sehr schön, aber es ist nicht alles."

„Es ist alles," sagte er, drückte ihre Hand und ging zur Tür, um sein Ankleidezimmer aufzusuchen.

„Robert!" rief sie ihm nach, und dann stand sie vor ihm und legte ihm beide Arme auf die Schultern. „Ich komme ja zu dir als meinem Gatten. So hilf mir doch! Ich kann das Leben so nicht mehr ertragen. Ich bin abgehetzt. Innerlich. Wenn du da hineinsehen könntest. Ich selbst sehe ja nichts, wenn ich hineinsehe. Das ist ja das Trostlose. Du hast mich zur Frau gemacht, ich war jung und bin an der Jugend vorübergegangen, bis du kamst. Du hättest sie mir bringen sollen, Robert, du hättest sie mir aufnötigen, auftrotzen müssen. Damit ich nicht eines Tages aufwachte und etwas vermißte. Nun höre ich immer etwas hinter mir herlaufen, Schritte, die mich nicht erreichen können, weil wir immer vor ihnen auf der Reise sind. Robert, laß mich diese Schritte endlich einmal erwarten, laß mich doch endlich einmal fühlen, daß wir nicht nur Künstler, daß wir auch Menschen sind. Junge Menschen . . ."

Er war verwirrt von dem Ausbruch ihrer Frauennatur. Darin fand er sich nicht zurecht. Und dann hielt er es für eine Weiberlaune. „Was möchtest du denn, Helga?" fragte er unsicher.

„Einmal mit dir an das Leben denken, eine Zeitlang, nur an uns und nicht an die Kunst."

„Kann es denn ein größeres Leben geben als das in der Kunst?“

„Ja, Robert, es kann. Sonst wäre nicht diese quälende Sehnsucht in mir. Ich möchte nach fünf Jahren Hasten und Jagen einmal zur Ruhe kommen, mich einmal auf die Helga Nuntius besinnen und was ihr nottut. Was hab' ich denn von dir gehabt? Wenn ich als lebensfremdes Geschöpf dir in die Ehe folgte, als ginge es in ein seltenes zwingendes Musikstück, so laß mich unter meinen kindischen Mädchenphantasien doch nicht leiden. Die Frau ist in mir später erwacht als bei anderen, glücklicheren Naturen. Und sie sieht sich nach der Jugend um, Robert. Ich komme ihr ja ferner und ferner.“

„Hast du über mich und mein Verhalten Klage zu führen?“

„Nein,“ sagte sie langsam und löste ihre Hände von seinen Schultern. „Ich kann mich nicht beklagen, denn ich bin dir freiwillig in dies Leben gefolgt, das ich ja auch als das größte ansah. Aber jetzt erblicke ich das alles ganz anders. Ich war unfertig damals, und die Musik hielt mich im Bann, daß ich nichts anderes wußte und fühlte als die Musik. Das ist ja alles so schön. Aber sie muß doch auch für den Menschen in uns etwas übrig lassen. Wir müssen doch auch einmal lachen können und schwärmen und wir selbst sein, ohne daß wir dabei nach dem Taktstock blicken müßten.“

„Ich habe die Helga Nuntius geheiratet wie sie war, nicht wie sie jetzt ist.“

„Sonst — sonst weißt du mir nichts zu antworten?“

„Die Frau die ich heiratete, mußte Künstlerin sein. Ich war damals nicht unfertig, ich kannte meinen Weg.“

„Das muß etwas anderes sein bei einem Mann und einer Frau,“ sagte sie vor sich hin. „Ihr geht einem bewußten Plane nach, weil ihr das Leben kennt, und wir handeln wohl zu sehr nach unseren Empfindungen, weil wir es nicht kennen. Bis — bis wir es kennen.“

„Nun siehst du, Helga, wir haben uns doch nichts vorzuwerfen.“

„Nein,“ wiederholte sie noch einmal, „ich kann mich nicht beklagen. Bis heute nicht, wo ich mit dir gesprochen habe. Aber das ist es: ich möchte mich nun auch nicht eines Tages zu beklagen haben, oder mich selbst anklagen müssen.“

„Du bist nervös,“ sagte Braun und strich ihr über das Haar. „Das wird sich wieder geben, wenn wir erst auf See schwimmen. Die acht Tage Überfahrt nach Neuyork werden dir die kleinen, sentimentalen Grillen vertreiben.“

„Robert,“ bat sie, „bring mir ein Opfer! Wir sind doch Mann und Weib, und einer muß dem anderen helfen. Ich habe dir doch geholfen, mit allem, was in mir war. Es ist nichts übrig geblieben. Nun hilf du mir! Ich bin krank nach der Heimat und einem Heim. Ich habe so viel nachzuholen. Und wenn ich das erst in mich aufgenommen habe, dann

werde ich auch das Glück in mir spüren, und das Glück wird mich noch ganz anders singen lehren als jetzt das Talent. Ich bitte dich, Robert!"

Robert Braun sah sie kopfschüttelnd an. „Du bist wirklich krank, Kind. Sonst würdest du mir nicht zumuten, Amerika aufzugeben und die Konventionalstrafe noch obenein zu zahlen. Ich glaube wahrhaftig, der Brief ist schuld."

„Der Brief! . . . Das war ja schon so lange in mir, bevor es den Mut zu Worten fand."

„Also kurz und gut, Helga, Unklugheiten, die Geld kosten, werden nicht begangen!"

„Es handelt sich nicht um die Konventionalstrafe. Jeder Arzt wird uns ein Attest ausstellen, daß wir übermüdet sind und unbedingter Schonung bedürfen."

„Ich bedarf der Schonung nicht. Außerdem: Ich bin kein Schäfer, ich bin Robert Braun. Und der gedenke ich zu bleiben. Das ist die Marschroute für uns alle beide. Und nun geh oder fahr ein wenig spazieren! Es ist keine Probe heute, da will ich mir einmal das Getriebe auf der Börse ansehen. Der Mensch soll lernen, wo er kann, und nicht untätig sein wollen, du kleine Schäferin. In fünf Jahren vielleicht. Und nun gib mir einen Kuß und Adieu!"

„In fünf Jahren vielleicht," sprach sie ihm nach, als er gegangen war. „In fünf Jahren werde ich nicht mehr die Energie haben, die dazu gehört, jung zu sein wie die anderen."

Das ist ein Fluch! schrie es in ihr. Die gefeierte Helga Braun-Nuntius ist ein Fluch! Ach, diese ge-

feierte Frau einmal abstreifen können und nichts sein, nichts, nichts, nichts als ein stilles, glückliches Eheweib. — —

Sie wanderte durch die Zimmerflucht, die sie für die Dauer des vierwöchigen Gastspiels hier draußen an der Außenalster gemietet hatten, in einem kleinen weißen Gartenhaus, das jetzt von herbstzerzausten Kastanien umstanden war. Und sie überblickte die Räume, in denen ihr nichts gehörte als eine Anzahl Bilder, an die sie ihr Herz gehängt hatte, und die sie immer mit sich schleppte, von Stadt zu Stadt, um doch ein paar Flecken an den fremden Wänden zu haben, die ihr gehörten. Manche waren ihr von bekannten Malern verehrt worden, einige hatte sie hinzugekauft. Und diese deutschen See- und Heidebilder, die Kornfelder, Berge und Täler waren für sie die Ausflüge ihrer Seele.

Sie war ruhig geworden und verließ das Haus. Die Sonne kämpfte den Nebel nieder, der die Straßen erfüllte, und vermochte sie auch nicht zu wärmen, so brachte ihr Licht doch den Schein der Wärme. Sie ging den Uhlenhorster Weg entlang nach dem Schwanenwik und nahm die Straße an der Alster. Und nach einiger Zeit vermochte sie sich der Schönheit des Bildes zu freuen. Glatt und blank lag die weite Wasserfläche, und die weißen Segelboote kreuzten lustig vor dem Winde hin und her. In schlanken Vierern übten die Mannschaften der Rudervereine, und die Kommandorufe des Trainers drangen hell und scharf ans Ufer. Durch das Gewimmel der kleinen

Kähne und der Scharen weißer Schwäne sausten die Verkehrsdampfer nach den Anlegestationen, und durch die Pfeiler der Lombardsbrücke zwängte sich gemächlich eine schwere, kohlenbeladene Schute wie ein Zeichen, daß auch das von Luxus überstrahlte Alsterbecken keine Ausnahme von Hamburger Art, der Arbeit, mache.

Helga Braun hatte die Lombardsbrücke erreicht, und nun stand sie und schaute nach den Ufern der Außenalster, die von hundertjährigen Baumriesen, Eichen und Rüstern, bestanden waren, durch deren Gezweig die Villen blickten, die Hamburger Kaufherren hier inmitten verschwiegener Gärten errichtet hatten. Wenn sie sich umwandte, blickte sie auf die Ufer der Binnenalster, auf den Alten und den Neuen Jungfernstieg, die Schlagadern der Handelsmetropole, durch die das Leben der internationalen Welt brauste. Nur eine Brücke schied den Lärm des Lebens um den Erwerb von der stillen Abgeschlossenheit, in der die Vorkämpfer, wenn es Abend ward, den Frieden suchten, die neue Kraft und das Glück. Nur eine Brücke . . .

Das kam ihr in den Sinn, als sie die Blicke von einem Ufer zum anderen Ufer schweifen ließ. Die Brücke! Eine solche Brücke sich zu schaffen, die nach hüben und drüben führt, aus der Einsamkeit ins Leben und aus dem Leben zurück in die Verschwiegenheit, die das Lachen des Glückes nicht aus dem Haus läßt, nicht über den Zaun des Gartens hinweg in die Ohren aller.

In diesen Gärten mußten Brunnen sein, Jungbrunnen!

Ihre Blicke klammerten sich an den Gärten fest, und eine lächelnde Verträumtheit glitt um den feinen Frauenmund, dessen Lippen die Farbe sehnsüchtiger blasser Rosen trugen.

Beim Pavillon des Jungfernstiegs pfiff schrill ein Dampfer. Sie wandte sich um und sah in ein drängendes Menschengewühl. Da ging sie weiter. Über die breite Esplanade zum Stadttheater.

Es war Probe zum „Troubadour". Einer jungen Sängerin wegen, die zum ersten Male die Leonore sang, Orchesterprobe. Leise öffnete Helga die Tür zum Zuschauerraum und suchte sich in der Dunkelheit einen Platz, um ein paar Takte lang zuzuhören. Nur das Orchester und die Bühne waren beleuchtet. Die Gestalt des dirigierenden Kapellmeisters ragte gespenstisch in den leeren Raum hinein. Durch die Stuhlreihen des Parketts huschten Putzfrauen, um mit hastigen Griffen die Lehnen zu polieren; in den Logen hantierten ein paar alte Weiber, um aus den Polstern den Staub herauszubürsten. Auf der Bühne stand ein junges Mädchen im Straßenkostüm und ein Herr in einer dicken Joppe. Man war bei der zweiten Szene des vierten Aktes angelangt. Die Probe stand bei dem großen Duett zwischen Leonore und Graf Luna.

„Ruhig, ruhig da oben!" schrie der Kapellmeister und klopfte dem Orchester ab. „Ich weiß ja, daß Sie kein Gehör haben, Fräulein, aber ich dachte, das

fehlte Ihnen nur für die Musik. Wenn ich ‚ruhig' hinaufschreie, so dürften Sie das schon vernehmen! Also — es war einfach schauderhaft."

„Herr Kapellmeister," sagte das junge Mädchen und warf einen gehetzten Blick in das Orchester, „würden Sie wohl die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, wo ich den Fehler begangen habe?"

„Wo?" rief der Kapellmeister ironisch zurück. „Wo Sie den Fehler gemacht haben? Ja, wenn Sie noch fragen wollten, wo Sie's richtig gemacht haben, dann könnt' ich Ihnen die Antwort vielleicht geben. Noch mal von vorn! Aber bitte ganz gehorsamst etwas mehr Interesse, Fräulein. Wenn Ihnen nichts an der Rolle gelegen ist, sagen Sie's gleich, dann ist die Quälerei zu Ende, und wir geben die Leonore einer anderen."

„Aber ich freue mich ja so furchtbar über die Rolle," lächelte das Mädchen, und die hellen Tränen der Angst standen ihr in den Augen.

„So? Na, dann drücken Sie Ihre Freude gefälligst im Gesang aus. Achtung!" Und er klopfte auf das Dirigentenpult.

Der Sängerin schien die Stimme erstickt zu sein. Dann aber sah Helga Braun, wie sie alle Willenskraft zusammenraffte und tapfer einsetzte: „In deiner Nähe! ... Du siehst es! ... Dem Tode nah ist schon der Teure" ...

„'raus mit der Stimme!" rief der Kapellmeister dazwischen. „Ich versteh' nichts."

Und das junge Mädchen oben auf der kahlen

Bühne sang immer tapferer ihr „Erbarmen, Erbarmen!“ und ihr schönes frisches Organ gab bis zum letzten Takt des Duetts so sehr alle Seelenregungen wieder, daß Helga Braun den Herrn in der dicken Joppe, der mit der Prätension des älteren verwöhnten Bühnenmitglieds den Grafen Luna nur markierte, ganz vergessen hatte.

„Folgende Szene!“ befahl der Kapellmeister. „Mit so einer blutigen Anfängerschaft ist das ja ein Stück Elenderei wie auf dem Kasernenhof. Herr Regisseur, Sie brauchen für die Kerkerszene nur einen Diwan und einen Stuhl stellen zu lassen. Wir wollen machen, daß wir mit dem Bettel fertig werden. Ich bin's leid.“

Das junge Mädchen war dicht an die Rampe getreten.

„Ich — wollte Ihnen noch danken, Herr Kapellmeister,“ sagte sie zitternd und versuchte, frohe Augen dazu zu machen.

„Warten Sie ab bis morgen! Das wird eine nette Vorstellung werden!“

In Helga Braun krampfte sich etwas zusammen. Weshalb mußten der jungen Novize denn alle Illusionen geraubt werden? Was hatte sie denn verbrochen, daß sie sich vor dem versammelten Orchester und dem ganzen Chorpersonal, das sich grinsend in den Kulissen herumdrückte, so anschreien lassen mußte? Das war doch eine junge Dame von Bildung und Erziehung. Und gut hatte sie ihre Sache gemacht, mit dreimal so viel Begeisterung für die Kunst als

der schläfrige Graf Luna, an den sich ein Verweis des Kapellmeisters nicht heranwagte.

Armes Ding, dachte Helga Braun, wie lange wird deine Begeisterung für die Kunst standhalten? Da tun sich nun die Herrschaften vom Theater zu großen und lauten Genossenschaften zusammen, und es ist ein Jammern über den Verfall der Bühne, und keiner denkt daran, erst einmal Hand im eigenen Hause anzulegen und durch ein Benehmen, wie es selbst beim kleinsten Handwerker als selbstverständlich betrachtet wird, den Stand zu heben. Und noch vieles sann sie vor sich hin, während auf der Bühne mit Eilfertigkeit die letzten Szenen probiert wurden, und sie dachte an den heiligen Altar, von dem das junge Mädchen da oben wohl auch als kleine Konservatoristin geträumt hatte, und an die Priester des Altars, die die Vorbereitungen zur feierlichen Handlung mit dem Geschrei und dem Anstand von Kesselflickern trafen. Sie sah das alles heute so merkwürdig scharf, so ganz ohne schmückende Phantasie, so grau und geschäftsmäßig, wie es in der Wirklichkeit war, und die Lombardsbrücke schwebte ihr vor Augen, die die Ufer trennt und verbindet, hüben der Lärm und der Ruß des Tages, drüben die köstliche Ruhe und heimelige Gärten ...

Und sie nahm sich vor, gleich zu dem jungen Mädchen in die Garderobe zu gehen und es in die Arme zu nehmen, damit es auch einen Blick tun könne in Gärten ...

Wie sie beim letzten Orchesterton das Parkett verlassen wollte, wandte sich der Kapellmeister um.

„Ah, unsere große Diva!" Und er kletterte eilig über die Orchesterbrüstung, um ihr wiederholt die Hand zu küssen. „Sind Sie schon lange bei der Probe zugegen, meine Gnädige? Ein bißchen viel Geschimpf, nicht wahr? Na," lachte er ein wenig verlegen, „wenn man die Nacht etwas länger als gewöhnlich gekneipt hat! Sie müssen schon entschuldigen."

„Sagen Sie mal, Herr Kapellmeister," warf Helga Braun hin, „die Kleine, die die Leonore singt, das ist doch sicher eine Entdeckung von Ihnen. Dazu gratuliere ich wirklich. Sie haben ein gutes Auge gezeigt."

„Meinen Sie, gnädigste Frau? — — Hm, von mir ist die Entdeckung nicht. — — — Sie kommt geradeswegs aus Trier, und unser Alter, der ja bekanntlich die Entdeckerwut besitzt, hat sie hergebracht. So, so, Sie haben auch gefunden, daß mit dem Frauenzimmer etwas los ist?"

„Aber das ist doch keine Frage, Herr Kapellmeister. Die frische, volle Stimme. So gesund ist das alles. Und wenn sich das erst unter Händen, wie den Ihrigen, entwickelt — ja, ich wollte ja zu ihr auf die Bühne. Werden Sie mir die Ehre schenken, in den nächsten Tagen einer Gesellschaft beizuwohnen, die wir vor unserer Abreise noch veranstalten möchten? Bei Pfordte, denk' ich."

„Tausend Dank, gnädigste Frau. Und was Sie über die Kleine da sagten — vollkommen meine Meinung."

Er öffnete ihr dienstfertig die Tür, haschte nach ihrer Hand und küßte sie sehr hochachtungsvoll. Helga Braun aber ging in die Garderobe, wo sie die junge Sängerin weinend vorfand. Sie saß allein an ihrem Schminktisch, hatte das Gesicht in die aufgestützten Arme gelegt und schluchzte, daß ein fortwährendes Beben über Schultern und Rücken lief. Sie schrak auf, als Helga ihr die Hand aufs Haar legte, und starrte aus großen, verängstigten Mädchenaugen die Besucherin an.

„Ich weiß nicht, ob ich den Vorzug habe, von Ihnen gekannt zu sein, mein Fräulein?"

„Den — Vorzug?" wiederholte das junge Mädchen herb und wischte hastig die Tränen ab. „Sie sind Frau Braun-Nuntius. Wer sollte Sie nicht kennen!"

„Dann gestatten Sie mir, Sie zu Ihrer Stimme und Ihrem Talent herzlichst zu beglückwünschen."

Das junge Mädchen erhob sich steil. In ihre Augen war eine Härte getreten.

„Waren Sie denn — in der Probe?"

„Ich habe den letzten Akt angehört. Das darf mir genügen."

„Gnädige Frau — wollen Sie sich auch — wie der Kapellmeister — lustig machen?" Und plötzlich vergaß sie sich und schlug die Hände vors Gesicht und schrie gepeinigt durch das Zimmer: „Das ist grausam, das ist ja so grausam!"

Helga Braun hatte schnell die Arme um sie geschlungen und hielt sie nun fest an ihrer Brust.

„Aber Mädchen, wie können Sie nur glauben? Sie wollen Frau Braun-Nuntius kennen und trauen mir das zu? Halten Sie es denn auch für möglich, daß ich Sie küssen würde, wie ich Sie jetzt küsse" — und sie küßte sie auf Stirn und Wangen — „wenn ich nicht gekommen wäre, um Ihnen zu sagen: Sie sind ein begnadetes Menschenkind? Sie haben Ihre Sache in der Probe ganz vorzüglich gemacht und werden, wenn Sie so frisch und gesund an Stimme und Empfindungen bleiben, bald die Primadonna Hamburgs sein? Nun, Sie liebe, närrische Kollegin?"

Das junge Mädchen hob den Kopf. Es schaute der trostreichen Frau fest in die Augen. Dann überzog eine Röte ihr Gesicht, und sie stammelte nur: „Sie sind so gut. Ich habe noch keinen guten Menschen beim Theater getroffen."

„Na, na," drohte Helga Braun lächelnd, „jetzt gehen Sie wieder durch. Es gibt auch Menschen von Herzensbildung beim Theater. Nur halten sie sich ein wenig versteckt, und man muß sich die Mühe geben, sie zu suchen, wenn einem daran liegt. Hätten Sie Lust, mich ein Stückchen nach Hause zu begleiten? Ich möchte gern noch mit Ihnen plaudern. Vorhin erst habe ich dem Kapellmeister mein Entzücken ausgesprochen."

Das junge Mädchen hatte schon den Hut gehoben, um ihn aufs Haar zu stecken. Jetzt stutzte sie.

„Dem — Kapellmeister?" — Und jedes Wort war wie ein Schrecken.

„Das war doch meine Pflicht, Sie ängstlicher

Vogel. Ich habe ihm meine Meinung über Sie und Ihre Begabung gesagt, und der Kapellmeister —"

„Der — Kapellmeister — —?"

„Gab mir vollkommen recht und wird Sie sicher im Auge behalten. Nur sich nicht bange machen lassen!"

Da ließ das Mädchen den Hut zur Erde fallen und warf sich ungestüm an die Brust der schönen, gefeierten Frau, die so sehr Weib geblieben war, daß sie die Qual ihrer Mitschwestern verstand, und wühlte ihren Kopf ganz dicht an Helgas Herz.

Helga Braun atmete unter der warmen Berührung hoch auf.

Nun hat das arme Ding auch seinen Garten, dachte sie und hielt ganz still . . .

Dann verließen sie miteinander das Theater, und die junge Sängerin, glücklich, eine Zuhörerin gefunden zu haben, erzählte von ihrer Laufbahn, ihren Enttäuschungen, ihren Hoffnungen und der Angst, sie könnten zu neuen Enttäuschungen werden.

„Ich bin erst zwei Jahre bei der Bühne, gnädige Frau, beide Jahre in Trier. Dort sah mich der Herr Direktor aus Hamburg. Der Jubel, wie ich nach Hause schreiben konnte: ‚Ich bin engagiert!' O Gott, der Jubel! Bei meinen Leuten daheim sieht es nämlich kärglich genug aus. Die letzten Groschen waren für mein Studium verwandt worden, weil man in den kleinen Nestern doch noch der Ansicht ist, einer Bühnenkünstlerin flösse das Geld nur so scheffelweise zu. Meine Garderobe hatte ich auf Abzahlung ge-

nommen. Die Ersparnisse aus Trier waren draufgegangen, für die Rollen, in denen ich in Hamburg gastieren sollte, besonders schöne Gewänder zu kaufen, denn in den großen Städten sieht man immer zuerst danach: wie ist sie angezogen? Mein dreijähriger Kontrakt mit Hamburg tritt erst in Kraft, wenn ich Publikum und Kapellmeister gefallen habe. Aber auf den Kapellmeister, das wissen Sie, kommt es allein an. Und nun die Angst, die furchtbare Angst, die einem beim Singen den Atem benehmen will, weil der Kapellmeister an so einer kleinen Sängerin seine Laune ausläßt und die Kollegen und Kolleginnen ihm bald nacheifern. Gnädige Frau, es ist nicht um die Kunst, es ist um das Leben. Die Angst, nicht engagiert zu werden, die Angst, als gekündigtes Mitglied wieder alle die vergeblichen und beschämenden Bittgesuche bei den Agenten machen zu müssen, die Angst vor den Schulden und den erschrockenen, verständnislosen Augen der Eltern daheim. Diese guten, erschrockenen Augen, das ist das schlimmste. Und dann beginnt man, gegen seine Natur zu handeln und den Mädchenstolz zu verleugnen und zu den Prügeln zu lächeln, als mache einem das Spaß und man sei ein forscher Kerl: nur um nicht auf die Straße zu müssen, wallfahren; nur um nicht hungern zu müssen. Ach, liebe, gnädige Frau, wie viel Gutes und Würdiges saugt einem die Kunst aus, bevor man oben steht. Wenn ich es nicht brauchte, wenn ich es nicht so blutnötig brauchte, jetzt, wo ich einmal begonnen habe und des Verdienstes wegen

nicht mehr zurück kann: ich würde meine Jugend nicht hergeben ... Was red' ich da! Es gibt auch Ausnahmen. Sie, liebe, gnädige Frau, zeigen es ja."

Es ist doch seltsam, dachte Helga Braun, daß wir Frauen in diesem Punkte alle so ähnlich empfinden. Die einen früher, die anderen später; einmal aber eine jede. Das ist das rätselhafte Liebesleben der Frau, das wir selbst nicht verstehen, und dessen Schmerzen unsere Freuden sind. Nun ist es also wirklich an mich gekommen ...

Drittes Kapitel

Richard Marschall war in Hamburg angekommen und im „Hotel zu den vier Jahreszeiten" am Alsterbassin abgestiegen. Als er seine Kleider gewechselt und sich erfrischt hatte, trieb es ihn trotz der späten Stunde noch einmal auf die Straße.

Das ist eine köstliche Unruhe, dachte er und versuchte, dem Gefühl auf den Grund zu kommen. War es die Freude, das, was er den Geistern abgerungen hatte, die in stillen Nachtstunden seinen Arbeitstisch wispernd umgaben, nun in plastischen, farben- und tonsatten Bühnenbildern vor sich erstehen zu sehen? War es die Kampfesfreude, die jeden Mann vor der Schlacht erfüllt und ihm gerade durch die Ungewißheit doppelte Spannkraft gibt? Oder war es die Luft, die vom Meere kam, dieselbe Luft, die auch Helga Braun seit Wochen atmete? — —

Er lachte wie ein Knabe, der sich über einem Geständnis ertappt hat. Es wird schon die Luft sein, sagte er sich, ehrlich währt am längsten.

Damit rückte er den Hut in den Nacken, ließ den Havelock flattern und begann in den nächtlichen Straßen alte Studentenlieder zu pfeifen. Die standen

der nüchternen Handelsstadt sonderbar zu Gesicht, und wo ein später Bürger vom mitternächtigen Stammtisch heimkehrte, blieb er stehen und sah dem aufgeräumten Wanderer verwundert nach. „Tetje, Tetje, pett di man nich up'n Slips!"

Aber das Staunen verschlug bei Marschall nichts. Er pfiff und sang vom Herrn von Rodenstein und vom Grafen von Rüdesheim, vom Zwerg Perkeo und von Frankreich und dem Böhmerwald, und strich durch die Straßen und hätschelte seine köstliche Unruhe. Das ist ja rein jungenhaft, dachte er, aber warum auch nicht? Noch ist die Jugend so schön! Und er trieb sein Wesen weiter.

Er sang und summte, bis er sein Hotel wieder aufgefunden hatte und ihm der diensttuende Hausknecht mit hochgehobenem Kerzenleuchter lautlos sein Zimmer wies. Dann schlief er, wie er nur in seiner Kinderzeit geschlafen hatte. —

Auf zehn Uhr war die Hauptprobe seiner „Hadwiga" angesetzt. Aber um acht Uhr war er schon auf dem Wege zum Blumenhändler. Und um neun Uhr hielt Helga Braun einen frischen Strauß in der Hand und las lächelnd die Worte: „Gruß aus Frankfurt — durch gütige Vermittlung Hamburgs."

„Sag mal, Helga," meinte Robert Braun, „er wird doch nicht erwartet haben, bei uns als Logiergast eingeladen zu werden?"

„Aber nein. Das würde er nicht einmal angenommen haben."

„Na, weißt du, das steht auf einem anderen Blatt. Hotelkosten spart jeder gern."

Helga Braun versenkte ihr Gesicht in den duftenden Strauß. Und aus den weichen Blumenblättern heraus sagte sie: „Er ist eben nicht ‚jeder'. Er ist ein sonniger, fröhlicher Mensch, dem nur das steht, was er und nicht was ein anderer tut."

„Hast wohl noch ein Restchen von Gefühl für ihn bewahrt?"

„Mit Gefühlsresten hätte ich dich nicht geheiratet, lieber Robert."

„Verzeih! Es war eine Dummheit und sollte ein Scherz sein. Wenn es dir recht ist, machen wir nach der Hauptprobe mit Marschall gemeinsam eine Fahrt durch Hamburg und speisen dann zusammen. Gegen zehn Uhr Abends habe ich zwar noch eine Zusammenkunft mit unserem Agenten, der mir heute schrieb, er würde herüberkommen. Aber bis dahin habe ich wohl auch in deinen Augen meine Pflichten gegen deinen Freund erfüllt."

„Ich freue mich, daß du dir ein kleines Opfer auferlegst."

„Na, siehst du, ich kann auch Opfer bringen."

„Robert, ein einziges — —"

„Was?"

„Bring mir ein Opfer. Das Opfer, um das ich dich gestern bat. Ich würde dir ja so unendlich dankbar sein."

„Helga, ich muß doch ernstlich bitten, mir am frühen Morgen nicht die Laune zu stören. Wir sind doch keine Kinder."

„Ich war es nie und möchte es einmal sein. Und wenn es nur ein Jahr wäre.“ ...

Er sah auf die Uhr. „Du hast wohl die Güte, dich zum Theater fertig zu machen. Die Probe beginnt pünktlich.“

Da nestelte sie die Blumen in den Gürtel, nahm Jakett und Hut und schritt wortlos neben ihm her. —

Richard Marschall hatte sich beim Direktor melden lassen und saß im bequemen Klubstuhl dem plaudernden Herrn gegenüber, der hinter seiner Jovialität einen ungewöhnlichen Geschäftssinn barg. Der kleine, graue Mann, dem Titel und Orden für Kunst und Wissenschaft verliehen waren, der die beste Oper in Deutschland unterhielt, wußte auf der Hamburger Börse so gut Bescheid wie im Hamburger Stadttheater. Seine Sänger und Sängerinnen, seine Autoren und Komponisten waren für ihn Spekulationswerte. Er selbst besorgte die Reklame. Und dafür, daß sie ihm nicht entschlüpften, wenn er sie in Kurs gebracht hatte, machte er Kontrakte von unübersehbarer Dauer. Wem er sein Interesse schenkte, der war über die Notdurft des Lebens hinausgehoben, aber seine Freiheit war verloren. Was wissen verwöhnte Kanarienvögel von Freiheit!

„Zigarre gefällig, Herr Marschall?“

„Danke sehr. Aber ich muß wohl gleich auf die Probe.“

„Dann darf es also eine Zigarette sein. Hier, bitte! Direkt vom Sultan.“

„Nicht schlecht, solche Bekanntschaften.“

Dann sprachen sie von Marschalls Oper und seiner Tätigkeit als Hofkapellmeister.

„Wissen Sie, Verehrtester, man soll nicht eher was voraussagen," meinte der Direktor, „als bis so eine Sache gespielt ist. Aber ich glaube, auf diese Oper ließe sich reisen. Ein erstklassiges Ensemble zusammengestellt und eine Opernstagione eröffnet. Ein paar Wochen hier, ein paar Tage dort. Wie würde Ihnen das gefallen? Unter Leitung des Komponisten natürlich. Ich würde als Impresario fungieren."

„Das wäre zu überlegen," erwiderte Marschall, „vorausgesetzt, daß ich von meinem gnädigen Herrn Urlaub erhielte. Glauben Sie denn, daß Sie Robert Braun und Frau Braun-Nuntius dafür gewinnen würden? Dadurch würde das Projekt für mich noch verlockender werden."

„Kennen Sie die Herrschaften?"

„Mit Braun war ich mehrere Jahre, mit Frau Braun ein Jahr auf dem Konservatorium zu Frankfurt am Main."

„Ah, Braun! Das ist ein Heros! Das ist ein Phänomen!"

„Sie sprechen nur von dem Gatten. Und Frau Braun-Nuntius?"

„Im Vertrauen, sie beunruhigt mich. War das eine interessante Sängerin, als ich sie vor zwei Jahren in Neuyork hörte! Sie zieht ja auch jetzt noch ganz bedeutend. Aber in der Zwischenzeit muß irgend eine Veränderung mit ihr vorgegangen sein. Ich merkte es auf der Stelle."

„Sie ist doch nicht — krank —?"

„Krank? So im besonderen sicher nicht. Sie hat's weder auf der Lunge noch sonstwo. Und es tritt sporadisch bei ihr auf. Aus heiterem Himmel überfällt es sie. Mitten in einer Szene läßt sie nach, bekommt ein müdes Gesicht und übernatürliche Augen. In der nächsten Szene hat sie sich wieder und reißt alles hin. Sie hatte ganz einfach geträumt. Aber auf die Dauer kann das unmöglich gut tun. Häufen sich diese Zustände, so können wir eines Tages erleben, daß sie die ganze Oper wirft und der Vorhang fallen muß. Das würde auch Brauns Renommee schaden. Ich habe mir schon vorgenommen, mal ernstlich mit Braun darüber zu reden. Er soll mal eine Saison allein auf Reisen gehen und seine Frau irgendwo in einem stillen Erdenwinkel zur Erholung installieren. Dann wäre allen Teilen gedient."

„Ja" — — sagte Richard Marschall, und seine Gedanken waren bei Helga Nuntius, „ja — jetzt muß ich wohl auf die Probe. Verzeihen Sie, Herr Direktor!"

Er warf das Zigarettenende hin, erhob sich schwer und wischte sich über die Stirn, die feucht geworden war.

„Aha," lachte der Direktor, „Lampenfieber! Da haben wir's."

„Möglich, möglich —"

„Kommen Sie, ich gehe mit. Wollen Sie auf die Bühne, ins Orchester oder in den Zuschauerraum?"

„Wenn Sie mir nur den Weg zeigen wollen — in den Zuschauerraum. Ich möchte Ihnen dann nicht weiter Ihre Zeit stehlen."

„Schön, schön. Ich schaue dann hin und wieder mal vor. Also hier hinaus, bitte!"

Richard Marschall befand sich in einer der letzten Sitzreihen des Parketts. Wie lange schon, das wußte er nicht. Eine Musik umrauschte ihn, von der er wußte, daß er sie geschrieben hatte. Bunte Gestalten bewegten sich auf der Bühne und sangen. Singt, singt, soviel ihr wollt, dachte er. Es war ihm so gleichgültig. Dabei horchte er ganz angestrengt. Und immer hörte er eine Stimme sprechen: „Sie hat ein müdes Gesicht — und übernatürliche Augen. — Sie hat ein müdes Gesicht — —." Er preßte seine Lippen so fest aufeinander, daß sie nur noch eine Linie waren. Und in seinen Augen war etwas Starres und Brennendes.

Krank? Helga Nuntius krank? — — Seelisch? — — Und so sehr, daß es selbst diesem spekulativen Theaterdirektor aufgefallen war? — Wer hatte denn gewagt, wer hatte denn nur wagen können, diese reiche, stille, diese einzigartige Mädchenseele erkranken zu lassen? Statt sie ganz, ganz weich und behutsam zwischen die Hände zu nehmen und sie zu streicheln und zu verwöhnen, diese Seele — —. Bis sie die Augen aufschlug und ganz leise sagte: Ich bin ja so glücklich . . .

Sie hatte doch ihren Mann. —

Und plötzlich würgte es ihn im Hals, und ein

wilder, gedankenloser Zorn brauste ihm durch die Adern, daß sich seine Hände ballten und sein Atem stoßend ging. Sie hatte doch ihren Mann! Mein Gott, ja, sie hatte ihren Mann!

Was war das für ein Mensch? Was für ein brutaler, verständnisloser Patron — aber was ging ihn das an? Robert Braun hieß er. Ro—bert — Braun! Wie hatte der Theaterdirektor gesagt? Das ist ein Heros! Das ist ein Phänomen! Ja, Richard Marschall, es gibt solche Leute! Und er lachte grimmig vor sich hin. Und durch sein Lachen erschrak er und wurde gewahr, wo er sich befand, und horchte mit offenen Ohren. Denn eine Stimme füllte den Raum, eine Stimme, die alle Schmerzen, alle Eifersuchtsqualen, alle tiefinnerliche Liebe wiedergab, alles, was er selbst soeben aufgewühlt empfunden hatte — Robert Brauns Stimme.

Was ist das für ein Zauberspuk? ging es ihm durch den Kopf. Was ist das für eine furchtbare Lüge, die Kunst! So schön und so furchtbar wie ein schönes Raubtier.

Aber er fühlte schon die Pranken in seinem Fleisch, er fühlte sich schon als Beute, die Musik schlug ihn in Bann, und wenn er sich bäumte, spürte er den heißen Atem des Untiers.

Robert Braun sang. Aus seiner Stimme strömte etwas heraus, was ohne Umweg ins Blut des Hörers eindrang und ihn glauben machte an meerestiefe Leidenschaften, an Seelen voll verzauberter Rätsel, an eine Liebe, die die unauslöschlichste ist, weil sie die schmerz-

hafteste ist. An Wunder! An Wunder für den wundersüchtigen Menschengeist!

Wundersüchtig! Das war das Wort. Das war's, was Männer zu Buben, Frauen zu Verlorenen machen konnte. Und auch Helga Nuntius war einmal wundersüchtig gewesen . . .

Da stand er auf der Bühne, der Wundermann, und war in Wahrheit nichts als ein rechnendes, berechnendes Menschenkind. Aber seine Kunst, seine Musik, seine Lüge — das warf um die Gewöhnlichkeit seiner Seele den Glorienmantel für Weiber und hoffnungsvolle Toren. Für Weiber!

Und neben dem Gatten stand Helga Nuntius und sang. Da vergaß er, was er gedacht hatte.

In ihm war es wie ein unaufhörliches Weinen. Und seine Männlichkeit empörte sich nicht dagegen. Er wußte nichts mehr von Wunder und Verwundern. Er gab sich gar keine Rechenschaft. Nur daß das, was wie ein Weinen in ihm war, Freude hieß, eine Wiedersehensfreude, die ihn rein wusch von allem Ungestüm und jeder Eigensucht, das empfand er.

Und er erhob sich nicht, als der Direktor kam, um ihn nach dem zweiten Akt auf die Bühne zu holen. Er bat, sich erst zum Schluß der Probe der vortrefflichen Künstlerschar vorstellen zu dürfen. Und dann saß er wieder allein und die Probe nahm ihren Fortgang, und er sah Helga und hörte Helga und fragte sich, ob er nicht still hinausgehen sollte und still weiter durch die lauten Straßen Hamburgs bis zum Bahnhof und still nach Hause fahren.

„Hätte ich das ahnen können, hätte ich das ahnen können!"

Er hatte das verträumte Kind im Gedächtnis gewiegt und die Jahre hindurch mit sich herumgetragen. Und nun war es eine sehnsüchtige Frau geworden, so ergreifend in der Schönheit, die sie wie ein Nutzloses trug. Mit einem Frauenmund, von dem er Erwartungen las, müde und heiße Erwartungen. Und seine Augen hingen an diesem Munde, und sein Herz tat schwere Schläge und immer schwerere, bis auch er wußte, daß er nicht derselbe geblieben war, daß die Sehnsucht seiner Jugend längst die Segel gestrichen hatte, und die Sehnsucht des Mannes über das Meer fuhr.

Nein, nein! stemmte er sich entgegen, und bekämpfte sich selbst. Ich weiß es ja allein. Ich sprach es ja nicht aus.

Da erhob er sich leise und hörte, im Dunkel des Parketts stehend, die letzte Szene der Oper an. Neben ihm ging eine Tür. Der Direktor berührte seinen Arm. „Darf ich Sie bitten, Herr Marschall? Die Herrschaften sind jetzt noch auf der Bühne." Und er folgte ihm und hörte die Namen nennen.

Er hatte dem Kapellmeister die Hand gedrückt und ihm herzlichst gedankt für die vollendete Einstudierung. Er hatte für jedes der Theatermitglieder ein Wort des Dankes, der Anerkennung, der Bewunderung gefunden, er hatte mit Robert Braun fröhliche Wiedersehensworte getauscht, und nun stand er vor Helga, hielt ihre Hand und hatte selbst die Anrede vergessen.

Und da ihr Frauenempfinden zu seinem peinigenden Schweigen die Brücken schlug, kam sie ihm zur Hilfe. „Wofür soll ich Ihnen nun zuerst danken? Für Ihr freundschaftliches Gedenken, für Ihren Blumengruß oder für die wunderbare Rolle, die ich singen darf?"

„Das ist doch alles nur ein Dank von mir, meine gnädige Frau," hörte er sich antworten.

„Nun, dann für die Freude, Sie wiederzusehen."

Er nickte nur, und die Hände lösten sich.

„Hast du schon über deine Zeit verfügt?" fragte ihn Braun und schob den Arm unter den seinen. „Wir möchten, bevor wir zu Tisch gehen, ein wenig Luft schöpfen. Vielleicht schließest du dich mir und meiner Frau an?"

Er blickte auf Helga, und da er ihre erwartungsvollen Augen sah, sagte er zu. Da gingen sie miteinander.

„Zum Hafen?" fragte sie, als sie den Holstenplatz erreicht hatten. Und sie wanderten den breiten, weltstädtischen Holstenwall entlang und bogen aus der stattlichen Häuserflucht in die idyllische, durch grüne Anlagen sich schlängelnde Helgoländer Chaussee, und sahen die Seewarte ragen und gelangten an das Hafentor.

„Hast du Hunger?" meinte Braun. „Du bist so schweigsam?"

Richard Marschall blickte ihn überrascht an. „Hunger — —?"

„Du mußt schon entschuldigen, alter Freund,

wenn wir dich hier herumschleppen. Aber wenn man eine so anstrengende Partie gesungen hat, ist es uns einfach ein Bedürfnis, erst eine Stunde herumzulaufen. Der Magen ist wie ausgepumpt. Nur frische Luftzufuhr kann den Appetit reizen."

„Finden Sie, daß er poetischer geworden ist?" scherzte Helga Braun.

„Ein Mann wie Robert Braun kann auf eigene Poesie leicht Verzicht leisten."

„Seid dankbar, daß ich die eure zum Ausdruck bringe, ihr Herren Komponisten. Wenn man sich den ganzen Tag auf den Proben und abends während der Vorstellung mit Anderleuts poetischen Empfindungen abzuquälen hat, so denkt man weiß Gott nicht mehr an die eigenen und freut sich, ohne Seufzen und Schmachten seinen Leib pflegen zu können."

„Das ist auch das Bekömmlichste," pflichtete Marschall bei und warf einen lächelnden Blick auf die mächtige Gestalt Brauns.

„Mach dich nur lustig, mein Sohn," sagte der mit einem Achselzucken. „Andern wirst du so wenig an meiner Lebensführung wie meine sehr verehrte Frau."

„O," meinte Marschall, und sein Ton sollte neckend klingen, „ich kann nicht glauben, daß du deiner Frau Grund zur Klage gibst — —"

„Sie waren in Frankfurt?" warf Helga hastig ein.

„Ja, meine gnädige Frau, ich war in unserem alten lieben Frankfurt. Ich dachte, es würde Sie vielleicht unterhalten, aus erster Hand von den einstigen Freunden zu erfahren."

„Deshalb waren Sie dort? Um meinetwegen?"

„Man muß doch, wenn man zu Besuch kommt, ein Gastgeschenk mitbringen. Ich weiß wenigstens, daß wir als Kinder den persönlichen Wert eines Gastes nur nach dem Inhalt seiner Düte beurteilten."

„Ja," sagte sie, „dann werde ich wohl auf dem Wege zum Kinde sein; denn ich blicke schon mit gespannten Augen nach der mitgebrachten Düte."

„Wollen wir nicht das Hafenbild betrachten?" lenkte Braun ab. „Seht mal, das ist die regelrechte Theaterdekoration. Eine Kulisse läuft neben der anderen hin."

Vor ihnen dehnte sich die weite Wasserfläche. Fern zur Linken schwammen Palissaden als Grenzwächter, und zu ihnen hin liefen die einzelnen Hafenbassins, in denen die Schiffe in langen Reihen, wie auf eine Schnur gezogen, hintereinander lagen, umkränzt von hochaufragenden Lagerschuppen. Schwerfällige Schuten schoben sich zu ihnen hin, Leichterschiffe tanzten neben den gewaltigen Kolossen und rieben sich an den eisenbeschlagenen Schiffsrümpfen wie Kätzchen, die um Futter schmeicheln. Ketten rasselten, Hämmer dröhnten, Menschen schrieen in allen Zungen, und die Schiffspfeifen und Sirenen heulten die Sprache des Meeres hinein.

Und jeder Laut, der erscholl, und die ganze Sinfonie von wogenden Tönen schrie: Arbeit, Arbeit!

Die Arbeit der Welt, im Hafen Hamburgs vereinigt.

Bis in die weiteste Ferne hin Masten und

Schlote, Schiffsrümpfe und Eisenkessel. Und um jedes der Ungetüme, die, aus allen Zonen kommend, mit ihrem Bug die Meere hatten aufseufzen lassen, Hunderte von schweißigen, rußigen, verarbeiteten Lebewesen, die sie nicht zur Ruhe kommen ließen im Geben und Nehmen, im Schleppen und Aufbürden, bis von der See, stromaufkommend, neue Ungetüme sich heranwälzten und die freiwerdenden Plätze einnahmen, und durch das Gerassel der Ketten, das Geknarre der Krane, das Hämmern und Heulen auch um ihre Rümpfe das Seufzen scholl, das Seufzen der Menschen, die die Ruhe nicht kennen und nur den Paradiesesfluch, das über die Meere kommende und über die Meere gehende trostlose und gierige Seufzen: Arbeit, Arbeit. — —

Und mitten im Gewühl der Tantaliden geschmückte Barkassen und flinke Jollen mit vergnügt beschaulichen Hafenbesuchern, die für Schweiß und Blut der Arbeit das Wort „interessant" fanden. — —

Helga Brauns Atem ging rasch. Ihre Hände waren kalt.

„Kommen Sie," sagte sie, und ihre Stimme klang müde, „Sie sollen mir von Frankfurt erzählen."

Da begann Richard Marschall zu erzählen.

Sie überschritten eine Brücke, die über ein Flet, einen der zahlreichen, von windschiefen, giebeligen Kontor- und Speicherhäusern eingefaßten, von löschenden Schuten bevölkerten Kanäle führte, und er wies auf eines der engbrüstigen Gebäude und sagte: „Das ist wie Johann Bettermanns Haus."

„Erzählen Sie, erzählen Sie!"

Und er sprach von den Freunden von einst und malte liebevoll ihr Leben aus, und überbrachte die Grüße von Bettermanns, von Johanna Grube und Professor Faller.

„Sie sollten nur einmal sehen, wie Ihr Name auf die Menschen wirkt," sagte er, und Helga Braun bekam große glänzende Augen und drängte nur immer: „Erzählen Sie weiter! . . ."

„Herr Johann Bettermann hat mir einen Spezialauftrag mitgegeben. Er fordert Sie auf, im Frühjahr an der Einweihung seines neuen Hauses teilzunehmen. Er ist nämlich unter die Bauherren gegangen."

„Lassen Sie mich raten. Wo wird er ‚Villa Phönix' errichten . . . Ach Gott, was bin ich mit ihm umhergeirrt in den verschneiten Straßen, wenn er Harun al Raschid spielte und ich den getreuen Großwesir, und wir uns an die Gartenstakete drückten und durch die Mauern wie durch Glasscheiben in die Häuser sahen. Wie war das schön! Das waren Stunden, die so jung waren und so jung machten. Aber es waren doch nur Stunden — —"

„Na, na, na, Helga! Keine Exkursionen in die Gefühle."

„Es war nicht für dich berechnet, Robert," sagte sie leise und wie entschuldigend; aber zum ersten Male klang ein herber, feindseliger Ton hindurch. „Also Meister Bettermanns weltbekannte ‚Spekulation' ist Wahrheit geworden!"

„Das muß ich leider verneinen, gnädige Frau," und Richard Marschall berichtete von dem kläglichen Ausgang der Bettermannschen Phantasiewelt. Da blieb Helga Braun stehen.

„Weshalb lachst du denn, Robert?"

„Weil ich die Geschichte furchtbar komisch finde."

„Komisch? Ich finde das tragisch und — — und so ergreifend, daß ich gleich helfen möchte."

„Ach nein, liebe Helga, ich möchte unsere Gelder doch besser angelegt haben als auf Mondhypotheken."

„Meine gnädige Frau, Sie brauchen sich um die alten Leutchen nicht zu sorgen. Johanna Grube — Sie erinnern sich wohl noch Franz Grubes Schwester im Grubeshof — hat am selben Abend noch die Bausumme flüssig gemacht, so daß Meister Bettermann auf dem schmalen Grundstück ein neues Häuschen errichtet. Eine Villa auf der Bockenheimer Landstraße wird's freilich nicht werden. Aber, im Ernst, was hätten die beiden dort gewollt? Es gibt Menschen, die gehören nun einmal nicht in die große Welt, und wenn man sie mit Gold behängen würde. Dafür aber, dafür machen sie die Poesie der kleinen Gassen aus. Freuen wir uns, daß die Bettermanns in der Bleidenstraße erhalten bleiben. Villenbesitzer gibt's genug."

„Wenn man Ihnen zuhört, wird einem wohl und leicht zu Sinn," sagte sie. „Sie sind ein großer Künstler, Herr Marschall. Wie kommt Ihre Natur, die doch immer leidenschaftlich war, zu all den schmerzstillenden, ausgleichenden Harmonien?"

„Weil ich das Leben liebe," antwortete er nur.

„Mehr als Ihren Beruf?"

„Mehr als ihn. Denn an dieser Liebe wächst auch mein Beruf."

„Ich glaube," meinte sie nachdenkend, „daß das die Wahrheit ist, die ich suche. Die Kunst kann nur eine Blüte des Lebens sein." —

Sie fuhren zum Jungfernstieg und wählten einen Fenstertisch im ersten Stock des Kempinskischen Restaurants. Auf der Straße wurden die Laternen angezündet. In endlosen Reihen umkränzten sie das Alsterbassin, und ihre funkelnden Lichter tanzten fernhin auf den dunklen Wassern und lockten die Blicke hinaus und die Sehnsucht. . . .

„Ja, und von Johanna Grube soll ich Sie grüßen und von Professor Faller. Erst wollte er sich auf den Spartaner hinausspielen, der über Gefühle erhaben ist. Aber dann kam er mir auf die Treppe nachgerannt und entlud sein Inneres in Grüßen an die Jugend, an Helga Nuntius. Er ist doch eine echte Künstlernatur. Sein einsames Alter betäubt er mit Beethoven. Faller und Beethoven. Das ist auch eine Tragödie."

Grüße an die Jugend, dachte die Frau Robert Brauns, und sie blickte hinaus auf die stille, glänzende Wasserfläche und spürte nicht Hunger und Durst. Ihre Glieder wurden so matt und ihre Augen so heiß.

Robert Braun schüttelte den Kopf. Dann winkte er dem Kellner und ließ Sekt bringen. „Alles zu

seiner Zeit," sagte er. „Wie kann man sich nur den Appetit verderben. Wir haben unsere Kräfte nötig, um vorwärts zu kommen."

„Man darf nicht immer in einem Eilzug fahren, lieber Braun. Es gibt Gegenden, die man zu Fuß durchwandern muß. Für die Tage, wo wir mit unseren Kräften festsitzen."

„Gibt's nicht. Gestern war ich auf der Börse. Herrgott, ist das eine grandiose Sache! Im Rollstuhl würd' ich mich hinfahren lassen, um mitzutun. Das frischt das Blut auf, und der Blick bleibt nüchtern. Gegenden, die man zu Fuß durchwandern muß! Als ob ich den deutschen Schulmeister hörte!"

„Und Hans Sachs? Die Lieblingsgestalt Wagners? Was weiß er für einen Spruch? ‚Ehrt eure deutschen Meister — dann bannt ihr gute Geister!' Nein, lieber Braun, laß uns nur unsere nationalen Eigentümlichkeiten. Selbst unser Träumen macht uns stark, denn es entspringt doch immer der Liebe zur Scholle."

„Streiten bei Tisch bekommt nicht. Prost, Marschall!"

„Dein Wohl, Braun!"

Helga hatte sich am Gespräch nicht mehr beteiligt. Wohl eine Stunde lang sah sie still durch das Fenster und blickte hinter ihren Gedanken her, die alle dieselbe Straße zogen. Wie müde das machte, immer denselben Gedanken, immer dieselbe Straße. Richard Marschall las ihr die Abgespanntheit vom Gesicht.

„Es ist zwar noch früh, gnädige Frau, aber ich möchte Ihnen doch raten, zur Ruhe zu gehen."

„Um acht Uhr?"

„Tun Sie es! Morgen ist ein Tag, der seine Strapazen hat. Und Sie wollen doch nicht Ihren Freund im Stich lassen."

„Sie haben recht," sagte sie, „der morgige Tag gehört Ihnen." Und sie erhob sich.

„Ich will zum Bahnhof fahren und meinen Agenten in Empfang nehmen," schlug Braun vor. „Ich bin dann schneller zu Hause."

„Wenn du gestattest, gebe ich deiner Frau das Geleit."

„Sehr aufmerksam. Besten Dank!"

Vor dem Hause trennte man sich. Behutsam führte Marschall Helga Braun über die Straße, als ob er ein krankes Kind am Arme führte.

„Gnädige Frau, das ist unmöglich. Sie haben sich zu viel zugemutet." Und er rief die nächste Droschke an.

„Ich bin so müde," murmelte sie, „so schlafensmüde," und sie lehnte sich tief in das Polster des Coupés. „Ich habe nur immer im Eilzug gesessen, immer im Eilzug, Tag und Nacht."

„Schlafen Sie," sagte er ganz mild. Da ließ sie wie ein Kind, das die Geborgenheit fühlt, den Kopf gegen seine Schulter sinken und schlief trotz des Rollens der Räder in selber Sekunde ein.

Richard Marschall saß unbeweglich. Die Scheiben des Wagens waren vom Abendnebel beschlagen, und

er konnte ihre Züge nicht erkennen. Aber er sah ihre Seele, die arme, ungeleitete, in der Irre umher gegangene Seele, die in den Gefilden der Kunst nach den Blumenwiesen der Jugend gesucht hatte. Und die nun müde und zerschlagen war — vom Suchen. Er wußte nicht, wie es kam. Es trieb ihn etwas, ein heißes Mitleiden, eine Liebe, wie man sie zu Kindern hat, die für ihr armes Leid keine Worte finden können. Er begann leise zu singen. — —

Kinderlieder, Schlummerlieder.

Richard Marschall sang und hütete der Freundin Schlaf.

„Guten Abend, gut' Nacht, von Englein bewacht,"

und als die Brahmssche Weise verklungen war, ließ er, ohne abzusetzen, das Mozartsche Wiegenlied sich anreihen:

„Schlafe, mein Prinzchen, es ruh'n Schäfchen und Vögelchen nun,"

und wenn er seinen Vorrat erschöpft hatte, begann er von vorn, ganz leise, ganz weich, so leise und weich, wie ihre Atemzüge geworden waren. —

„Sie sind zu Hause, gnädige Frau . . ." Der Wagen hielt, und sie erwachte.

„Zu Hause — —? Ich glaube fast — ich habe es geträumt. Ja, ja, zu Hause! Gute Nacht, lieber Freund."

Er behielt den Wagen und fuhr zum Hotel. Und immer weiter summte er lächelnd die Schlummerlieder, denn durch den engen Raum zog ihr Atem.

Viertes Kapitel

Heute morgen, sagte sich Helga Braun, als sie erwachte, muß ich mit mir allein sein. Dieser Morgen muß mir ganz allein gehören. Nach dem gestrigen Abend — —

Sie erhob sich leise, um den Gatten nicht zu stören, und kleidete sich zum Ausgehen an. Dann bereitete sie ihren Tee und stand, während das Wasser brodelte, am Fenster, das sie weit geöffnet hatte. Eine herbe würzige Luft drang herein. Die Morgensonne war schon heraus und entlockte der schimmernden Alsterfläche und den herbstlichen Baumalleen den Duft kräftiger Gesundheit. Der zog zu ihr herüber und in ihr Blut und ließ sie mit klaren Augen in den jungen Tag sehen. Gesund werden, gesund werden! rief es in ihr. Das wollte sie, das mußte sie. Sie hatte einen Anspruch darauf, sich auszuruhen, und über diesen Anspruch wollte sie nachdenken.

Als sie ihr Frühstück genommen hatte, verständigte sie die Aufwartefrau, daß sie einen Spaziergang machen werde. Die Frau möchte dem Herrn mitteilen, daß sie gegen Mittag zurück sein würde. Dann

nahm sie einen Wagen und ließ ihn über Barmbeck den Weg nach Ohlsdorf nehmen.

Aus ihrem Halbverdeck ließ sie den Blick über die Landschaft gleiten, ohne sie festzuhalten. Alle ihre Gedanken waren nach innen gekehrt. Sie erinnerte sich jedes Wortes, das Richard Marschall am Tage vorher mit ihr gesprochen hatte, jedes Wortes, das er ihr als Gruß mitgebracht hatte. Und ihrer Müdigkeit am Abend, gegen die es kein Ankämpfen gegeben hatte, bis die Müdigkeit in ein Wohlbefinden übergegangen war, wie sie es nie verspürt hatte, als wenn sie einmal in stillen Stunden ein Volksliedchen gesungen hatte. . . .

Sie wurde unruhig, denn in ihren Ohren lag es noch wie der Nachklang einfacher, beruhigender Weisen, wie man sie Kindern singt. Wo kam er her? Hatte ihr Gatte sie gesummt, als er am Abend in das Schlafzimmer getreten war? Nein, nein, Robert Braun summte keine Schlummerlieder. Aber am Abend war es gewesen. Immer deutlicher stieg es in ihrem Bewußtsein auf. Sie war in den Wagen gestiegen und hatte mit todmüden Sinnen ihren Kopf an Richard Marschalls Schulter sinken lassen. Sie hatte sich wieder aufrichten wollen und nicht gekonnt. Und dann war es gewesen. Während sie sich auf die Worte besann, kam es wie ein fröhliches Kinderlächeln auf ihre Züge. Und plötzlich stand der Augenblick vor ihr, da sie erwacht war, und durch das enge Coupé war noch der letzte Ton des leisen Gesanges gezogen.

Richard Marschall hatte gesungen. Hatte sie in den Schlaf gesungen. Hatte ihr, wenn auch nur wenige tiefe Atemzüge lang, die Ruhe gebracht, die sie wie eine Errettung ersehnte. Richard Marschall! — —

Und das Lächeln hielt an und hielt immer noch an, als ihr langsam die Tränen in die Augen stiegen und die schmalen Wangen hinabflossen, bis sie auf ihre Hände tropften, die sie im Schoß gefaltet hielt.

Er war ihr Freund. Und einmal hatte er ihr mehr sein wollen. Daran konnte sie sich ganz ruhig erinnern, ohne daß das Gefühl des Weibes in Mitleidenschaft gezogen wurde. Sie hatte ihn gern, und oft seiner gedacht. Wie man sonnenbeschienener Tage der Kindheit gedenkt. Ihre Erinnerungen, die so wenig zu verschenken hatten, konnten ohne ihn nicht auskommen. Ihr Liebesleben gehörte ihrem Gatten — hätte ihm gehören sollen, wenn er es geweckt hätte. Geweckt und gepflegt. Und er hatte nicht das eine und nicht das andere getan. Er hatte nur seine eigene Art gepflegt, hatte schnurgerade die Linie seiner Lebensbahn gezogen und war darauf einhergeschritten, sicher, daß ihre Füße in seinen Spuren folgten. Diese eigenmächtige Sicherheit aber, die die Wunschkraft anderer einfach beiseite schob, sie war das Beschämende für die, die widerspruchslos Gefolgschaft leistete. Und Helga, mit weitgeöffneten Augen über die flache Landschaft blickend, von der sie nichts sah, fragte sich zum ersten Male, weshalb sie denn, mit welcher Berechtigung sie denn — Helga Braun hieße.

Ich bin immer Helga Nuntius geblieben, sagte sie sich, auch nach dem Sakrament der Ehe, auch an seiner Seite.

Und sie folgerte weiter: Wenn ich aber Helga Nuntius geblieben bin, so bin ich fünf Jahre lang nicht seine Frau, sondern nur seine Kunstgenossin gewesen. Ich habe für ihn das Relief gebildet. Wohl, wohl, er hat mich lieb, auf seine Weise. Aber — blitzschnell tauchte der Gedanke in ihr auf — wenn ich meine Stimme verlöre? Würde er mich dann, wenn auch nur auf seine Weise, weiter lieb haben? Würde er mich nicht als eine Fessel empfinden, und ich viel ärmer von ihm gehen, als ich gekommen bin?

Und dann stellte sie sich, ernst bis in ihr letztes verschwiegenstes Denken, die Frage: Wie weit, da du immer seine Liebe berechnest, wie weit reicht deine Liebe? — —

Da war es ihr, als schaute sie in ein wildes, unbekanntes Land voller Dornengestrüpp, durch das angstvoll ein Sonnenstrahl sich wand, ohne hindurchzudringen. Und es zog wie ein kühler Luftzug über sie hin, obwohl der Tag windstill war und voll warmer Herbstschönheit.

Was ist das — meine Liebe?

Sie rüttelte sich auf und versuchte, das Wort in ein Bild zu verwandeln. Aber wie sie sich auch mühte und mühte, ein Bild zu gewinnen, auf das sie hindeuten könnte: Das ist meine Liebe, so ist sie! es wollte ihr nichts in den Sinn, daran sie sich klammern, das sie mit Armen umfangen konnte, keine

Stunde des Zueinanderdrängens, keine Stunde des Herzerschließens und Weltvergessens, keine Stunde seliger Furcht und noch seligeren Erlöstwerdens. Nur die Stunden gemeinsamer Kunst, gemeinsamer Triumphe, die von außen kamen.

Sie wußte nichts von ihrer Liebe, deren Regungen sie nur empfand wie das wesenlose Sehnen nach einer großen, großen Ruhe nach fünfjähriger Wanderung.

Nach fünfjähriger? — — Ihr war's, als müßte das länger sein, als zählten alle die Jahre mit, in denen sie mit dem immer stiller werdenden Vater einsam im Walde gesessen hatte, und ihre Seelen ununterbrochen auf der Wanderung gewesen waren.

Nein, von ihrer Liebe konnte sie kein Sprüchlein sagen.

Und mit einem Male wurde es ihr, als ob sie schreien müßte, einen Notschrei, der über Erde und Himmel jagte: Hier liegt eine Liebe, die man vergessen hat! Nehmt mich mit! Ich bin doch auch eine Frau wie andere. Weshalb bin ich ausgeschlossen? Weshalb gab man mir in meiner Kunst das Echo der Gefühle und nicht ihre Wahrhaftigkeit? — —

Ich weiß nicht mehr, was ich denke, sagte sie sich und setzte sich geradeauf. Das ist die Kunst — das ist das Leben. Ich habe nur die Brücke nicht gefunden. Deshalb schwebe ich in der Luft.

Und dann fühlte sie, daß sie diese Brücke finden müßte, wollte sie nicht an sich selbst sterben.

Der Wagen hielt vor dem Zentralfriedhof.

„Zurück?" fragte der Kutscher.

„Nein, warten Sie!"

Wie war sie nur auf den Gedanken gekommen, die Gefilde der Toten aufzusuchen, wo sie nach dem Leben verlangte? Was wollte sie auf diesem fremden Gelände, auf dem nur die Schatten unbekannter Schicksale lagen?

Sie gab sich keine Antwort. Sie ging durch das Eingangstor und stand in einem Wunderland. Mitten aus Sand und Heide wuchs es empor wie ein Garten Eden. Um die blanken Stämme der Baumalleen, die von allen Seiten aufeinandertrafen, ringelte sich die weiße Sonne. Immergrünes Gebüsch schmiegte sich die Wege entlang, Beete, gesättigt in den Farben bunter Herbstblumen, schufen dem Auge ein Aufleuchten und dem Herzen den Mut, weiterzugehen, stille Haine lockten die Verzweifelten zur Sammlung, und silberne Seen, die aus Rasengrün und Rankengewirr hervorlugten, goßen Heiterkeit in das abgewandte Gemüt.

Helga Braun wanderte durch die Alleen und Blumenwege und schaute über die Hügelreihen. Sie wartete auf einen schwermütigen Hauch, der sich von den Gräbern erheben würde, um in den Saiten ihres Herzens nach verwandten Klängen zu wühlen. Sie wartete auf ein Todesbangen, das noch stärker sei als ihr Lebensbangen. Aber je weiter sie schritt, desto lichter und freudiger wurde es in ihr, desto lauter wurden in ihr die Stimmen, die ihr von der Jugendkraft sprachen, von den Menschenhoffnungen,

die bis zum Grabe nicht schweigen sollen, von der Schönheit der Welt, die selbst über das Land der ewig Stummen noch Schönheit ergießt.

„O du wunderbarer Garten," sprach sie ganz laut. Und die Stimmen in ihr antworteten: Um wieviel wunderbarer muß erst der unermeßliche Lebensgarten sein für den, der Augen hat, zu sehen.

Und sie schritt weiter und weiter, über die zierlichen Brücken der Weiher, durch die dunkelgrünen Tannen- und leuchtendweißen Birkenhaine. Und mit jedem Schritt verlor sich mehr und mehr ihre Sehnsucht, und aus ihren Wünschen stieg ruhig wie die Sonne aus dem bewegten Meer das Wollen.

Nicht im Leben eine Tote sein! Wer sterben will am Ende der Tage, muß wissen, wofür! ... In der Stadt der Toten fand sie den Schlüssel zum Leben.

Und wie sie sich umwandte und die Wege zurückschritt, wußte sie, daß sie auch den Mut gefunden hatte, den Schlüssel zu gebrauchen.

Sie nickte den Denkmälern zu und strich mit weicher Hand über Rasen und Ranken der Hügel.

Ich danke euch, dachte sie, ihr habt mich ein Großes gelehrt. Wir müssen etwas mit hinabnehmen unter die Erde, einen Schein von der Sonne des Tages, einen Duft aus den Gärten, in denen wir glücklich waren, dankbare Erinnerungen. Denn das wird das Weiterleben sein.

Diese Erinnerungen sich zu schaffen, das war ihr Wollen.

Und ihre Augen blickten nicht mehr nach innen,

sie blickten fest und klar über den Ruheplatz der Toten hinaus auf die lebendige Flur, und als sie aus dem hohen Tor hinaustrat, schreckte sie die kahle herbstliche Landschaft nicht, die sich zum Winterschlaf bettete. Ihr war's, als hörte sie aus der Tiefe der Felder das Drängen der Wintersaat, die zuerst den Frühling erblickt.

Da atmete sie tief auf und dehnte den jungen Körper, daß das Blut schneller kreiste, und sie lächelte, als sie ihr rasches Blut verspürte, an das sie nie zuvor geglaubt hatte.

Mit heller Stimme rief sie den Kutscher an. Der fuhr zusammen und traute seinen Ohren nicht. Wie konnte ein Mensch, der vom Friedhof kam, so fröhlich sein!

„Nun zeigen Sie, was Ihr Pferdchen kann. Sie bekommen doppelte Taxe."

Da sauste das Gefährt an Heide und Acker vorüber die Landstraßen entlang, und der Kutscher knallte mit der Peitsche wie ein verliebter Postillon, und die reine, herbe Luft schuf Helga Braun rote Wangen und ihrer Brust, die sich unter dem weichen Tuche straffte, ein Glücksgefühl ohnegleichen.

Das ist ja Musik, dachte sie. Lieder ohne Worte, Lieder ohne Worte ... So trat sie in das Haus, aufrecht und frisch an Körper und Geist.

„Aber Helga — ja, aber Helga — mir fehlen die Begriffe!"

„Weshalb denn nur? Weil ich den Tag nicht mehr verschlafen will? Ach, Robert, du hättest mit

draußen sein sollen! Man wird wieder Mensch, und das ist über die Maßen herrlich."

„Ja, bist du denn ganz unklug geworden? Und erhitzt obenein! Du scheinst dir ja nicht einer einzigen Pflicht bewußt zu sein, nicht einmal der einfachsten des Sängers, sich zu schonen!"

„Dafür der Pflicht des Menschen, zu atmen! Versuch's auch, Robert!"

„In dieser tückischen Herbstluft zu atmen? Hast du denn vergessen, daß du heute abend eine große Rolle zu singen hast? Helga! Das ist doch das Benehmen eines Kindes, eines gedankenlosen Backfisches. Wie soll ich mich denn eigentlich zu dir stellen, um dir das begreiflich zu machen?"

„Schilt mich aus, schilt mich wie ein Kind. Das will ich ja gerade. Dann fühl' ich, daß ich jung bin."

„Helga," sagte Robert Braun und trat ihr mit gerunzelter Stirn näher, „dein Benehmen ist unverantwortlich. Aber heute will ich darüber hinwegsehen. Wir stehen vor einer großen Partie, die wir zum ersten Male singen, da möcht' ich keinen Streit. Nur weil ich meine Stimme für den Abend zu schonen habe, lass' ich deinem Vorgehen, das gegen jedes künstlerische Gewissen ist, für diesmal seinen Lauf. Du wirst jetzt mit mir frühstücken. Die Frau hat ein paar warme Gerichte telephonisch herbeordert. Und dann wirst du dich sofort hinlegen, gut zudecken und ruhen, damit du bis zum Theater diese alberne, mehr als einfältige Exkursion wieder aus den Knochen hast. Bitte sehr, und jetzt keine lange Wechselrede!

Ich von uns beiden weiß wenigstens, was ich an einem so überaus wichtigen Tage meinem Organ schuldig bin."

„Lieber Robert, dann mußt du mich eben allein reden lassen. Denn mit dir reden muß ich, so leid es mir tut, daß dir die Stunde ungeeignet erscheint. Ich habe keine geeignetere."

Robert Braun drückte auf die Klingel. Er war nicht willens, sich seinen Appetit schmälern zu lassen, zumal da er den Aufwand an physischer Kraft, deren er am Abend zur Bewältigung seiner anstrengenden Rolle bedurfte, genau zu berechnen verstand. Schweigend wies er seiner Frau einen Stuhl an, und die Aufwartefrau servierte.

Helga ließ sich ohne Zögern nieder. Sie nahm von den Speisen und trank ein Glas Wein. Und während längst Messer und Gabel bei ihr ruhten, beobachtete sie mit einer stillen Zufriedenheit, wie ihr Gatte der Mahlzeit alle Ehre antat. Nie zuvor war ihr aufgefallen, welch ein starker Esser er war.

Robert Braun legte die Serviette hin, nickte seiner Frau kurz zu und erhob sich, um sich ins Schlafzimmer zu begeben.

„Verzeihe, Robert . . ."

„Ja, was denn noch? Ich habe jetzt meine Ruhe nötig."

„Und ich? Ich möchte, daß auch ich einmal in Betracht gezogen würde."

„Es ist wohl selbstverständlich, daß auch du jetzt Ruhe nötig hast."

„Jetzt nur? Nein, Robert, ich habe sie schon so lange nötig und werde sie auch so lange nötig haben, daß diese Viertelstunde schon geopfert werden kann."

„Aber was willst du denn nur von mir? Ich hoffe doch, daß du nicht auf deine gestrigen Hirngespinste zurückgreifst. Also mach es kurz!"

„Das steht in deiner Hand. Du nennst Hirngespinste, was mir Lebensnotwendigkeit heißt. Robert, ich habe dich vor einigen Tagen schon darum gebeten. Es war kein Leichtsinn. Den habe ich nie besessen, und er wäre mir vielleicht ganz gut gewesen, um mich über manches leichter hinwegzusetzen. Ich fühle, daß ich am Ende bin, Robert, daß ich dicht vor dem Ende stehe, kann ich mir und meiner verlorenen Jugend jetzt nicht gerecht werden. Bitte, lache nicht! Es ist mir so furchtbar ernst. Wenn ich dies Scheinleben fortsetzen müßte, würde ich zu Grunde gehen."

„Liebe Helga, das sind Phantastereien. Wie oft soll ich das wiederholen! Es stirbt sich nicht so leicht, wie deine rückwärts gewandten Mädchengefühle dir vorspiegeln möchten. Besonders in der Kunst stirbt es sich nicht so leicht, die hält in Atem."

„So sehr, daß ich atemlos geworden bin."

„Warte den heutigen Abend ab. Deine ‚Hadwiga' wird ein Erfolg ersten Ranges sein, wenn du dich zusammennimmst. Und wenn man dich ein halbesdutzendmal vor die Rampe gerufen hat, wirst du nicht begreifen, woher du ein paar Stunden vorher

alle die dummen Gedanken nahmst. Bis dahin: Auf Wiedersehen."

„Nein, nicht bis dahin!" Sie trat neben ihn an die Tür und legte die Hand auf die Klinke. „Diese Aussprache muß zu einem Entschluß führen. Ich bin durchaus nicht aufgeregt. Ich bin so klar mit mir, wie ich es leider bis heute niemals war. Ich werde heute abend die ‚Hadwiga' singen und sie mit allem, was in mir ist, singen. Richard Marschall und seine Schöpfung sollen nicht unter meinen persönlichen Angelegenheiten leiden. Aber dann sollen auch meine persönlichen Angelegenheiten einmal in den Vordergrund treten, Robert. Das war während unserer Ehe noch nie der Fall. Da du selbst nicht darauf gekommen bist, da du selbst nur immer in dich hineinsiehst und nie in mich, so bin ich es mir schuldig, sie zur Sprache zu bringen."

„Wo hinaus willst du?" fragte er ärgerlich.

„Die Musik zehrt mich auf, die Musik und immer nur die Musik. Ich kann keine fünf Jahre mehr warten, bis ich anfangen darf, an mich zu denken. Du mußt es mir doch ansehen, daß ich ausspannen muß. Welcher Mensch führt denn ein so ruheloses Leben, ohne sich umzuschauen, ohne einmal zu verweilen!"

„Das klingt ja fast wie deines Freundes Marschall Moral von der Fußwanderung. Das ist doch ein eigentümlicher Gleichklang."

„Das ist gar nicht eigentümlich, das ist das Wahre und Natürliche. Dafür, Robert, wirst du doch in

den Jahren deines Bühnenlebens das richtige Empfinden nicht verloren haben? Dann müßtest du sehr unglücklich sein."

„Unglücklich —? Erlaube mal, daß ich dir mit einem Beispiel aus deiner nächsten Blutsverwandtschaft beispringe. Art läßt doch nicht von Art, nicht wahr? Also —: deine Mutter!"

„Was ist mit ihr?" fragte Helga rasch. Ihre Brauen zogen sich zusammen, und in ihre Mundwinkel kam ein Zucken. „Was hat meine Mutter mit dieser Unterredung zu tun?"

„O, ich erwähne sie nur, um dir zu zeigen, daß man sich im Getriebe des Bühnenlebens sehr wohl glücklich fühlen kann, ohne philiströse Anwandlungen an sich herankommen zu lassen. Ah ja, deine Mutter! Das ist eine Frau, das ist eine Künstlerin! Nimm dir ein Vorbild daran!"

„Nein!" sagte Helga Braun hart.

Er starrte sie an, als hätte er nicht recht gehört, als stände eine fremde Gestalt vor ihm.

„Nein —?" wiederholte er gedehnt. „Soll das etwa besagen, daß du deine Mutter — mißachtest?"

„Über meine Mutter steht mir kein Urteil zu, höchstens —"

„Höchstens —?"

„Ein tiefes, schmerzhaftes Bedauern," und sie sah zur Erde.

„Das ist doch geradezu lächerlich. Deine Mutter war ein Glückskind und ist es noch, weil sie in ihrem

Leben an nichts anderes gedacht hat als an ihre Kunst."

„Meine Mutter," sagte Helga Braun und hob den Blick nicht von der Erde, „hat in ihrem ganzen Leben an nichts anderes gedacht als — an sich."

„Helga!"

„Als an sich."

„An ihre Kunst! An die Musik!"

„O ja — ihre Musik. Die hatte sie lieb. Aber sie war ihr im Grunde doch nur ein Mittel zum Zweck. Denn sie konnte nicht leben, ohne gefeiert zu werden, und die Kunst half ihr dazu. Sie konnte nicht leben, ohne überall zu sein, und die Kunst deckte auch ihre Unrast. Und zum dritten konnte sie nicht leben, ohne sich so jung vorzukommen wie das jüngste Mädchen, wie — ja, wie ihre Tochter, und die Kunst gab ihr auch diesen Schein. Siehst du, so sehr war meine Mutter ein Glückskind, so sehr hat sie — an die Kunst gedacht."

„Und wenn es so wäre, es wäre für dich kein Grund, sie zu bedauern."

„Verstehst du das denn nicht?" fragte sie leise. „Weil meine Mutter die Kunst falsch aufgefaßt hat, nicht als eine Blüte des Lebens, mit der man die Menschen um sich her beschenkt, sondern so staunend selbstsüchtig, mit diesem verwunderten, naiven Eigennutz, deshalb bedaure ich sie so tief."

„Eine Künstlerin muß Egoistin sein."

„Und wenn die Künstlerin Gattin, wenn sie Mutter ist? Soll ich dir erzählen, wie es bei uns

zu Hause aussah? Weil der Egoismus der Kunst mit ins Heim getragen wurde? Als meine Mutter meinen Vater heiratete, war es eine grenzenlose Liebe. Meine Mutter, die sich auszusprechen liebte, hat mir daraus kein Hehl gemacht, und mein Vater, — daß er an seiner Liebe zerbrochen ist, das sagt genug. Aber bald nach meiner Geburt, da kam schon die alte Unrast wieder über meine Mutter. Zuerst versuchte es Vater mit Reisen. Sie verbrauchte sein halbes Vermögen in wenigen Jahren, wie ein launisches Kind, und er hatte gelernt, dazu zu lachen. Dann wieder saß sie tagelang stumm daheim und quälte ihn mit ihrem Schweigen. Oder sie marterte ihn mit ihren Zornausbrüchen, ihren Tränen und ihrer Verzweiflung. Da ließ Vater sie wieder hinaus, auf die Bühne, und bald sang sie als Gast an den größten Theatern, und der Zauber ihrer Persönlichkeit verhalf ihr in der Gesellschaft zu ebenso großen Erfolgen, wie ihre Kunst es auf der Bühne tat. Baireuth folgte, und Amerika verwöhnte sie, wie nie eine Sängerin verwöhnt wurde. So wurde sie die große Nuntius, die gefeierte Nuntius. Und wenn mein Vater bei ihren kurzen Besuchen — sie war so fremd in ihrem eigenen Hause, wie sie bekannt in aller Welt war — mit leisen, verschämten Andeutungen von sich sprach, oder mit ernsten, eindringlichen Worten an ihre Mutterpflicht appellierte und auf mich hinwies, so war ihr Endreim: ‚Was willst du, ich bin die gefeierte Nuntius.‘ — Sieh, das habe ich früher nicht verstanden, das ist mir erst in der

letzten Zeit ins Gedächtnis gekommen, und jetzt — habe ich es verstanden."

„Und was hat deine Mutter dabei versehen?"

„Sie hat dabei versehen," sagte Helga Braun und sah ihn an, „sich die Liebe zu sichern. Weil sie nur an sich dachte, nur an ihren Namen, nur an ihr Wohlergehen und die Erfüllung ihrer Wünsche, so sehr, daß sie sich selbst um das Seelenleben ihres einsam aufwachsenden Kindes nicht kümmerte, hat mein Vater eines Tages zum Gewehr gegriffen und sich erschossen, weil er in seiner Gemütserkrankung und Menschenscheu die Liebe zu seiner Frau für eine Schmach hielt. Er hat gewaltsam die Liebe zu ihr geendet, ich habe sie nie empfunden, weil meine Mutter zu spät daran dachte. Wenn du das Künstlerleben meiner Mutter als Vorbild für mich wählst, lieber Robert, so hast du den unglücklichsten Griff getan. Das ist unedle Kunst, die so furchtbar selbstsüchtig, so — unedel macht."

„Geht das letztere auf mich?" fragte Robert Braun hochmütig und kniff hinter den Kneifergläsern die Augen ein.

„Robert, ich bitte dich nochmals, hilf mir! Wir sind wohlhabend genug geworden, um uns eine längere Muße zu gönnen. Ich will ja auch nichts Übermäßiges von dir verlangen. Wenn du es für unmöglich hältst, jetzt noch das Gastspiel in Amerika gütlich zu lösen oder zu verschieben, so will ich alle Energie zusammennehmen und auch das noch absolvieren. Wenn du mir versprichst, fest versprichst, mich dann gleich nach

Deutschland zu bringen und mit mir ganz uns und unserer Ehe zu leben."

„Nein," sagte Robert Braun kurz, „ich lasse mir kein Ultimatum stellen."

„Besinne dich, bevor du meine Bitte abweisest. Denn ich kann dich nicht noch einmal bitten."

Er ging ans Fenster und trommelte gegen die Scheiben.

„Nein," wiederholte er und wandte sich nach ihr um. „Jetzt aufhören, wo wir derart in Mode sind, das hieße Selbstmord begehen. Unsere Ehe hat damit auch nicht das geringste zu schaffen. Über Mangel an Treue hast du dich jedenfalls nicht zu beklagen."

„Aus Treue allein besteht eine Ehe nicht. Wir leben nebeneinander hin aus Gewöhnung und Nützlichkeitsgründen. Ach du, das macht ja so mürbe, das ist ja, als ob man in lauter graue Spinnengewebe eingewickelt würde. Ich muß frische Luft spüren. Ich halt's nicht mehr aus."

„Soll ich etwa den schmachtenden Liebhaber spielen, der vor dir kniet und dich mit Rosen bekränzt?"

„Robert!" rief sie laut. „Den Ton nicht, hörst du, den nicht! Keinen Spott jetzt, wo es sich um Todernstes handelt. Du! Ich bitte dich noch einmal. Du siehst, daß ich innerlich leide, daß ich ganz vereinsame, daß eine Leere in mir ist, die du ausfüllen mußt. Kannst du mich denn so leiden sehen, stellst du denn deine Kunst um so viel höher als die Liebe zu deiner Frau? Dann — ja dann — ist es ein

unwürdiger Zustand, in dem wir uns schon lange befinden, und es ist höchste Zeit, daß wir ihm ein Ende machen."

„Wenn einer von uns beiden," sagte Robert Braun, „getäuscht worden ist, so bin ich es wohl. Ich hatte ein ganz anderes, zielbewußteres Wesen in dir gesehen. Und nun habe ich keine Lust, die Konsequenzen dieser Täuschung zu ertragen. Was wir auf uns genommen haben, werden wir zu Ende führen. In meinem Sinne!"

„Aber dann," erwiderte sie fragend, „ist doch ein gemeinsames Weiterleben — ausgeschlossen?"

„Du gefällst dir in Rätseln, Helga."

„Ich sage, wenn du der Ansicht bist, so hat doch unsere Ehe ihre Berechtigung verloren."

„Herrgott, sprich doch nicht immer von Ehe und Ehe, wie eine kleine Beamtenfrau. Bei uns handelt es sich um die Kunst."

„Nein! Jetzt handelt es sich bei mir um die Ehe. Und jetzt, wo das Gespräch uns so weit geführt hat, bin ich ganz ruhig geworden. O bitte, fürchte nur nicht, daß ich dir eine Szene machen werde. Dazu hast du mir ja alle Kraft genommen, selbst wenn ich wollte. Und ich würde nicht wollen, nie!"

Sie trat dicht an ihn heran, und ihre ernsten Augen ließen den Blick nicht von ihm.

„Du hast eine Täuschung empfunden, Robert. Ich bitte dich um Verzeihung, daß ich sie dir bereitet habe. Aber du hast sie ja früh genug erkannt. Und

ich — ich habe sie nun auch erkannt, in dieser Auseinandersetzung, die einen ganz anderen Ausgang haben sollte. Jetzt brauchen wir nicht mehr von einem Aufgeben der Pläne zu sprechen. Du kannst die deinen unbehindert ausführen. Du bist von dieser Minute an frei. Und da ich jetzt deine Frau nicht mehr zu sein vermag, wirst du mich wohl auch freigeben."

Robert Braun staunte sie an. Dann warf er die Achseln hoch und antwortete kurz: „Unsinn!"

„Es wird dir nichts anderes übrig bleiben, lieber Robert. Das Wort ist einmal gefallen."

„Ich sage: Unsinn!"

„Laß mich doch nicht an deinen Edelmut und deine vornehme Gesinnung appellieren."

„Die haben hier gar nichts zu schaffen. Man läuft nicht auseinander, wenn man einmal verschiedener Meinung ist. Dann hat sich die Frau der besseren Erkenntnis des Mannes einfach zu fügen."

„Und wenn die Frau an die bessere Erkenntnis des Mannes nicht mehr glaubt? Wenn sie überhaupt nicht mehr glaubt, daß sie die Frau dieses Mannes ist? Ich glaube nicht mehr daran, Robert. Uns bleibt nichts mehr übrig."

„Ich werde doch wohl noch tun und lassen können, was mir beliebt," sagte Robert Braun brüsk und wollte an ihr vorüber zur Zimmertür.

Aber sie vertrat ihm den Weg. „Das sollst du auch von diesem Augenblick an. Du — wie ich!"

Er stutzte. Der Ton in ihrer Stimme war ihm unbekannt.

„Ich gebe dich nicht frei."

„Ich bin es schon."

„Du bist meine Frau. Ich habe Gewalt über dich. O nein, so leicht spielt man mich nicht aus. Versuch's nur!"

„Von Versuchen kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Du hast unzweideutig die Täuschung ausgesprochen, und ich habe sie ebenso unzweideutig anerkannt. Muß ich denn deinen Stolz anrufen? Wärest du wirklich im stande, neben einer Frau herzuleben, die deine Frau nicht mehr zu sein wünscht? Fühlst du denn nicht, wie kläglich und erniedrigend das für uns alle beide sein müßte? Den Mut besitze ich. Ich gehe nicht mit."

Robert Braun war blaß geworden. Als er sprach, klang seine Stimme heiser. „Du willst es doch nicht — auf einen Skandal ankommen lassen?"

„Ich? — Mir ist nichts widerwärtiger. Man kann doch auch, wenn man sich trennt, groß bleiben."

„Aber wir trennen uns nicht. Es liegt durchaus kein sichtbarer Grund vor."

„Müssen wir denn so lange warten, bis der Grund vor aller Welt Augen erkenntlich ist und jedermanns Hände darin herumwühlen dürfen? Das, was wir bisher, mit Recht oder Unrecht, heilig gehalten haben, das wollen wir doch nicht nachträglich durch den Schmutz ziehen. Dann, ja dann müßten wir uns schämen."

Aber er wies sie heftig ab.

„Es liegt kein Grund zu einer Scheidung vor.

Nie habe ich dich so behandelt, daß du Klage führen könntest."

„Robert! Nimm mir doch nicht den letzten Glauben. Den an deine Ritterlichkeit. Ich will doch nicht von dir gehen und mit Haß und Verachtung an dich denken. Wirklich vornehme Menschen, Robert, warten doch nicht ab, bis sie mit Schelten und Schimpfworten sich die Kleider zerrissen haben. Menschen, die in einer Gemeinschaft gelebt haben, in der gegenseitige Achtung Grundbedingung war, wollen doch auch mit dieser gegenseitigen Achtung aus der Gemeinschaft heraustreten können. So nur allein ist es möglich. Mit besudelten Gedanken kann man doch nicht leben. Wir wollen uns die Hand geben und uns frei in die Augen sehen können. Dann ist es ein Dank, mit dem ich gehe."

Sie reichte ihm die Hand hin. Ihre Augen umfingen noch einmal seine Gestalt. „Morgen, Robert, soll es sein. Der heutige Abend gehört Marschall. Ich werde morgen reisen."

„Marschall — ah, Marschall!"

Sie lächelte nur. „Quäl dich nicht mit nutzlosen Gedanken, Robert. Meine Seele ist ganz rein."

„Und nein und tausendmal nein! Ich gebe dich nicht frei. Ich denke nicht daran. Es liegt kein Grund vor, und was ich gegen dich gesagt habe, nehme ich zurück. Unsere Kunst gehört zueinander. Das ist auch eine Verpflichtung."

„Es war, Robert, es war. Jetzt habe ich die Verpflichtung gegen mich."

„Es gibt nur eine gemeinsame."

„Es ist zu spät, Robert."

Da drängte er sie beiseite und stürmte ins Nebenzimmer. „Versuch's!"

„Robert!" schrie sie auf und sank vor der verschlossenen Tür in die Kniee. Und den Kopf gegen das Holz gelehnt, schluchzte sie wild auf, und die heiße Bitterkeit ging langsam in ein wehes, wehes Weinen über, und sie weinte, wie sie schon einmal um einen Toten geweint hatte, um den vom Schicksal vornübergebeugten Freund vom Grubeshof. Schon einmal um einen Toten. Denn nun wußte sie: Robert Braun würde ihrem Gedächtnis fortan ein Gestorbener sein. — —

Sie erhob sich von den Knieen und zerdrückte mit den Fingerspitzen die letzten Tränen.

Heute abend, dachte sie mit ruhiger Gefaßtheit, werde ich in Marschalls „Hadwiga" als Frau Braun-Nuntius auf den Brettern stehen — —

Und morgen — —?

Und morgen werde ich als Helga Nuntius meinen Weg von vorn beginnen.

Vor ihren Augen lagen die herbstlichen Felder und Äcker.

Aber unter der Scholle drängten die Spitzen der Wintersaat, die zuerst den Frühling sieht.

Und ihre Augen verloren die herbe Wehmut und wurden gläubig. — —

Fünftes Kapitel

„Mein lieber Freund," schrieb Johanna Grube an Richard Marschall, „es muß etwas wie ein Rapport zwischen Hamburg und Frankfurt bestehen, denn ich lebe seit einigen Tagen mit Ihnen und Ihren Freunden, als säßen Sie nicht in der Alsterstadt, sondern wie vor langen Jahren um Franz geschart hoch oben im Grubeshof, und wir blickten hinüber auf Bettermanns Haus und die winklige Bleidenstraße entlang. Ich höre Sie alle sprechen: Helga Nuntius' leise Stimme, die immer aus einem fernen Traumland zu kommen schien, in dem die Menschen auf weichen Sandalen wandeln, weiße Gewänder tragen und langgestielte Blumen in den Händen halten; die Stimme von Franz, der in beiden Welten daheim war und dessen Ton so trostreich klang, weil er von sich selber wußte, wie trostlos sich ein verschneites Herz durch den Frühling trägt; und Ihre Stimme, lieber Freund, die gar nicht zu begreifen schien, weshalb man nicht immer lachende Burschenlieder in die Welt sänge. Ich gehe im Zimmer hin und wider, horche auf dies und jenes Wort und nicke Ihnen allen zu, die nicht hier sind und deren Wesen

doch das alte Zimmer füllt. Es muß doch ein Zauber in jenen Tagen gelegen haben. Und ich fange an, die Menschen zu verstehen, deren Leben bis in das Alter hinein reich ist, weil ihre Jugend einmal reich gewesen ist. So werde ich denn auch nicht altern können.

„Und Sie? Nein, auch Sie nicht. Obwohl mir ist, als hätten Sie die Rollen getauscht. Als wären Sie auf dem Wege in Helga Nuntius' Traumland, und die wunderlich stille Freundin hätte inzwischen den Ton des Lebens erlauscht.

„Ich bange mich nicht um Sie, aber ich denke mit tiefem Ernst an alles, was Sie mit mir über Helga Nuntius sprachen, und ich, als Ihre Freundin wie als Frau, fühlte aus jedem Ihrer Worte den Unterton heraus, Ihre unveränderte Liebe. Zu Helga Braun. — — Ziehen Sie nicht die Stirn kraus. Ich komme doch nicht zu Ihnen mit einem Bändchen Moral oder guter Lehren in der Hand. Ich spreche das nur aus, damit Sie die Hand der Freundin auf dieser krausen Stirn spüren. Denn ich glaube, es muß gut tun, einen Menschen zu haben, den man sich — ich möchte sagen: körperlos vorstellen kann und mit dem man deshalb zu plaudern vermag wie mit sich selbst. Sehen Sie, dieser körperlose Mensch möchte ich Ihnen sein. Und ich bin es ja schon lange. Also plaudern Sie. Mit sich selbst!

„Da stand ein Mädchen an Ihrem Wege, und das Mädchen ist eine Frau geworden, und die Frau eines anderen. Und Sie sagen sich: ‚Das hat mit meiner

Liebe nichts zu tun, denn die Liebe ist selbständig und nicht vom erlangten Besitz abhängig.' Das klingt groß und ist groß, wenn diese Liebe wirklich entsagt hat und — mütterlich geworden ist.

„Aber, lieber Freund, das ist eine Liebe, mit der wohl nur Frauen zu lieben vermögen. Ein Mann wird nie darüber hinaus können, eine Frau, die er liebt, im Besitz eines anderen Mannes zu wissen und schweigend nebenher zu gehen. Er wird den Ton seiner Stimme, den Blick seiner Augen nicht in der Gewalt haben und vielleicht auch nicht in der Gewalt haben wollen. Nicht, um ihr wehe zu tun oder wissentlich ihren Frieden zu gefährden, sondern weil ein Mann immer wünscht, daß nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Entsagung bemerkt und anerkannt wird. Auch Sie, lieber Freund, werden trotz Ihrer vermeintlichen Resignation nicht mit Helga Braun zusammensein können ohne das Gefühl: bemerkte sie es doch!

„Und wenn sie es nun bemerkte? Richard, was dann? Glauben Sie wirklich, daß das für Sie einen Gewinn bedeuten würde? Selbst, wenn Sie wirklich eine Unruhe in ihr erzeugt hätten? O Richard, ich kenne Sie ja. Sie würden sich das nie vergeben, und alle die Bilder, die Sie jetzt mit sich herumtragen und in denen Sie mit glücklichem Lächeln blättern, alle die Bilder einer wunschfrohen Jugendzeit würden verzerrt und zerrissen sein. Lassen Sie sich an Ihrer Helga Nuntius genügen. Die Helga Braun, die Sie jetzt wiedergetroffen haben, ist ja

eine ganz andere, eine Neuerscheinung in Ihrem Leben. Verquicken Sie die beiden Gestalten nicht miteinander, wenn Ihnen an dem Glück der Erinnerung liegt. Wäre es anders, lieber Freund, lägen die Wünsche auf Helgas Seite, ich wäre die erste, die Ihnen zuriefe: Geh hin zu ihr und leg den Arm um sie. Dann, nur dann! Ein Richard Marschall muß wissen, daß man ihn braucht, soll er, wie es seine Art ist, die Sonne in die Kammer tragen, die spielend die Rätsel des Frauenherzens löst.

„Richard! Machen Sie nicht solch erstauntes Gesicht! Ich habe das wahrhaftig geschrieben. Ich, Johanna Grube, ein unverheiratetes Mädchen. Aber sagen Sie selbst, ist es nicht unaussprechlich töricht, daß ein unverheiratetes Mädchen von fast dreißig Jahren nicht über Dinge nachdenken soll, über die jeder unreife Jüngling laut sprechen darf? Darin, meine ich, sollten wir gleichberechtigt sein. Wir würden stolzer und freier sein und weniger — lügen.

„Wenn Sie sich morgen zum Theater rüsten, werde ich hinausgehen zum Grabe unseres Franz, nicht traurig, sondern fröhlich, wie er es liebte, daß man im Leben zu ihm kam. Und ich werde ihm von seinen Freunden erzählen, die in Hamburg um neue Kränze ringen, die zu den Höhen der Kunst, an der sein Herz hing, emporgestiegen sind und dennoch so frohgemute, prächtige Menschen blieben. Dann werden Sie auch empfinden, wie viele Wünsche für Ihr neues Werk, die in diesem Briefe fehlen, vom Main an die Elbe wandern, und daß es ebensoviele

Wünsche sind wie für Ihre Person. Denn Sie und Ihre Kunst sind eins, der Künstler ist bei Ihnen wie der Mensch und der Mensch wie der Künstler. Gott erhalte Ihnen diese sonnige Ursprünglichkeit.

Johanna Grube."

Richard Marschall faltete den Brief langsam zusammen und steckte ihn in die Brusttasche. Er öffnete das Fenster und blickte nachdenksam auf die spiegelnden Wasser des Alsterbassins.

Prachtmädel, dachte er dann. Die könnte einen Mann glücklich machen. Mich behandelt sie wie eine Mutter. Das ist ein Glück, sonst bildete ich mir noch sonst was ein. Trotzdem! Ich bin zu beneiden.

Eine Stunde später saß er in der Direktionsloge und sah nur Helga. Mit einem erstaunten Gesicht sah er auf Helga Braun, und jäh schoß es ihm durch den Kopf: Wie sie ins Zeug geht! Wie sie dem Gatten zuliebe ins Zeug geht! Mit solchen Augen schaut man keinen Partner an, mit dem man zu Hause gähnend Sechsundsechzig oder Dame spielt. Da! Diese Umarmung! Ich bin doch kein Tropf. Ich sehe doch deutlich das Weib aus der Verkleidung herauswinken. Sein Weib. Und jetzt hat Robert Braun Feuer gefangen. Kein Wunder. Ah, wie der Mensch singt! So hab' ich ihn nie gehört. Der Kerl heuchelt Seele, oder er besitzt doch mehr von dem Artikel, als ich Dummkopf geglaubt habe. Ah ja, die beiden müssen's wissen. Sie sagen's nur nicht und tragen verschmitzt ihr heimliches Glück! „Wie meinen Sie, Herr Direktor?" — „Ja, ja, das nennt sich

Applaus! Diese Hanseaten haben Hände!" — „Was, ich soll schleunigst auf die Bühne?"

Da stand er schon, durch die Logentür und die Kulisse geschoben, vor der Rampe, blickte betäubt und vom Rampenlicht geblendet in den dunklen Zuschauerraum und machte ein paar tiefe Verbeugungen. Dann fiel auf Sekundenlänge der Vorhang, und er stolperte zurück und stolperte über Robert Braun, der ganz vorn in der Kulisse stand und mit begehrlichem Blick auf ihn wartete. Und er verstand den Blick und ergriff des Sängers Hand, die sich ihm eilig entgegenstreckte, und ergriff die Hand einer anderen Person, die Robert Braun hastig herbeigewinkt hatte, und als der Vorhang sich aufs neue hob, zog er wieder vor die Rampe hinaus, und an der linken Hand führte er Robert Braun und an der rechten Hand Frau Helga Braun-Nuntius, und das Publikum applaudierte stürmisch, und die drei dankten miteinander für den Lohn ihres gemeinsamen Wirkens.

Famos, sagte sich Richard Marschall, als er wieder im Hintergrund der Direktionsloge saß, so ein Komödienhaus hat doch was für sich. Das registriert die Gefühle wie in einem Rollenschrank. Ich muß soeben aufs Stichwort zum Entzücken gelächelt haben. Und Herr Robert und Frau Helga erst!

Es war ein seltsamer Kampf auf der Bühne, den niemand ahnte, nicht die Sänger und Sängerinnen, nicht die tausend Menschen im Zuschauerraum, nicht Richard Marschall. Nur zwei wußten darum, wortlos, aber mit aufgewühlter Empfindung und geschärften

Sinnen. Helga Braun sang das Schwanenlied ihrer Ehe. Und Robert Braun hörte es, er fühlte, daß sie ihm entglitt, er gedachte des Tages im Konservatorium, da er sie durch die Macht seines Gesanges bezwungen hatte, und schwur sich, sie aufs neue zu fesseln. Er nahm alle Waffen seiner Kunst, und es war ein Werben und Befehlen in seiner Stimme, eine Größe und Gewalt des Tones, wie sie selbst an diesem alles überragenden Sänger unerhört gewesen war, und es ging ein Rausch von ihm aus, der sich den Menschen um ihn her mitteilte, daß sie mit heißen Beifallsrufen seine Kunst begleiteten. Wie im Triumph überblickte er sein Reich und seine Vasallen. Wo er über Tausende befahl und sie nach seinem Willen jubeln oder weinen machte, da sollte er nicht Macht haben über die Gefolgschaft der eigenen Frau? Und sein Gesang wurde zum Heldenlied der Kunst.

Und dieser Kunst, die keine Götter neben sich kennt, sang Helga Braun ihr Schwanenlied. Über die gemalten Kulissen hinaus blickte sie in weite, einsam sich erstreckende Wälder, auf die nun bald der Schnee fallen mußte mit dem heimlichen Gewisper altvertrauter Märchenerzähler; sah sie in die dämmerigen Gassen winkliger Städte, durch die der Knecht Ruprecht dahinschritt als Verkünder des heiligen Weihnachtsfestes; und ihre Seele öffnete sich, als breitete sie die Arme aus nach törichten, glückseligen Dingen, denen Kinder zujauchzen und Frauen nachweinen. Ganz allein würde sie gehen, durch die

Wälder, durch den stillen Schnee, durch die Gassen, so lange, bis sie sich zurechtgefunden hätte in der Natur und dem Menschentum!

Es war ein seltsames Ringen zwischen den beiden auf der erleuchteten Bühne.

Wie mit eines Königs Stimme rief der Sänger durch sein Reich, daß das Volk sich beugte. Nur die Königin beugte sich nicht. Seine Stimme drang nicht mehr an ihr Ohr. Denn die Königin war ausgewandert aus seinem Reich. — —

Und keiner wußte darum.

Auch Richard Marschall nicht.

Er nahm die Blicke, die abschiednehmend noch einmal Robert Braun umfaßten, für Blicke der Liebe, und ihr Abschiedslied, in das sie noch einmal alle Schönheit der Kunst bannte, für ein Vasallenlied. Und er stand auf der Bühne zwischen ihnen und hielt ihre Hände, während sie sich vor dem Publikum verbeugten und wieder verbeugten.

Der Direktor hatte ihn stürmisch umfaßt und schüttelte ihn hin und her. „Tun Sie mir eine Liebe. Reden Sie nicht mit mir. Reden Sie nur noch in Noten mit mir. Das war doch ein gesegneter Applaus! Den wollen wir fruktifizieren. Dem wollen wir ein Echo geben. Legen Sie die Geschäfte in meine Hand, und reisen Sie heim an Ihr Notenpult und Ihren Schreibtisch. Sie dürfen jetzt an nichts anderes denken als an Ihre nächste Komposition. Hören Sie? Nur nicht ausruhen wollen, nur keinen Gralsraub treiben. Der Kunst muß man sich

mit Haut und Haaren verschreiben, wenn sie uns gnädig sein soll."

Und er machte mit zwinkernden Augen die Gebärde des Geldzählens. „Was meinen Sie, Braun? Sie haben dafür ein grandioses Verständnis."

„Ohne Preis kein Fleiß," parodierte der Sänger lachend.

„Gnädige Frau," sagte Richard Marschall und zog Helga Brauns Hände an seine Lippen, „ich wollte, ich könnte Ihnen einmal danken für alles das, womit Sie mich immer wieder beschenken. Aber Sie sind ja so reich, daß es Ihnen auf meinen Dank gar nicht ankommen kann."

„Für alles, womit ich Sie immer wieder beschenke . . .?" wiederholte sie. „Was mag das gewesen sein, da ich mich an nichts, an gar nichts erinnern kann."

„O doch, meine gnädige Frau. Da sind ganze Stunden . . . die klingen immer wieder in mir nach. Doch das kann Sie nicht interessieren. Und heute der Erfolg meiner Oper, gnädige Frau. Nie, nie hätte ich geglaubt, daß Sie so voll tiefster, menschlich tiefster Empfindungen zu sein vermöchten. Mit meinem herzlichsten Dank muß ich eine Abbitte verbinden. Seien Sie mir nicht böse."

Helga Braun sah ihn lange an. Dann drückte sie ihm die Hand. „Wie konnten Sie das wissen, was ich selbst noch nicht wußte. Und nun will ich in die Garderobe gehen. Leben Sie recht, recht wohl, Herr Marschall!"

„Aber Helga," rief Braun ihr zu, „du vergißt wohl ganz, daß Marschall heute abend unser Gast ist? Wir fahren sogleich zu Pfordte. Der Direktor nimmt teil, der Kapellmeister und ein paar Kollegen. Es ist doch sozusagen auch unser Abschied."

„Gerade deswegen, Robert."

„Gerade deswegen? Verzeih, das ist eine sonderbare Anschauung."

„Ich kann nicht lauten Abschied nehmen." . . .

Sie reichte dem Direktor, Richard Marschall und zuletzt ihrem Mann die Hand.

„Leb wohl! Ich fahre heim."

Und dann ging sie. Mit gerafftem Kleid, als fürchtete sie die Berührung mit dem Staub der Kulissenwelt, schritt sie ruhig über die Bühne und verschwand in dem dunklen Hintergrund. Irgendwo fiel eine Tür ins Schloß.

„Die Weibsen, die Weibsen," sagte der Direktor nach einer Pause und klopfte Braun auf die Schulter.

Da kam Leben in den Regungslosen.

„Ich habe für meine Frau um Entschuldigung zu bitten," wandte er sich an Marschall. „Es ist das erste Mal, daß sie einer Laune nachgibt. Das ist mir so ungewohnt, daß ich nur annehmen kann, sie befindet sich nicht wohl."

„Aber ich dispensiere dich gern, Braun. Deine Frau geht vor. Das ist doch keine Frage."

„Was —? Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich den Amoroso spielen werde? Nee, nee, mein

lieber Freund, Schürzenheldentum gibt's nicht. Selbstverständlich gehen wir zu Pfordte. Jetzt gerade."

„Na, dann aber fix abschminken!"

„Ich möchte Sie nicht aufhalten, Herr Direktor," sagte Richard Marschall, als er mit dem Theaterleiter in der kalten Abendluft stand. „Während ich drüben im Telegraphenbureau schnell eine Depesche aufgebe, wird Braun halbwegs fertig sein, und ich bringe ihn mit."

„Schönsten Dank, daß Sie mit einem alten, geplagten Manne Nachsicht üben. Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Herr Direktor!"

Aber er ging doch nicht hinüber ins Telegraphenbureau. Er umkreiste das Theatergebäude, bis er zu dem Ausgang für die Bühnenmitglieder gekommen war, und drückte sich, wenige Schritte weit entfernt, in eine Ecke.

Wie ein seliger Primaner, dachte er und wartete geduldig auf das Erscheinen Helga Brauns. Nur wenn eine Gestalt in der Türöffnung erschien, zuckte er zusammen. Ein paar Choristen und Choristinnen eilten an ihm vorüber, ohne sich umzuwenden, glücklich, der Frone des Tages entronnen zu sein. Solomitglieder folgten nach, klappten in der scharfen Luft die Kragen auf und verständigten sich durch Zeichensprache, ob und wo man einen Trunk nehmen sollte. Dann wurde es still.

Und Richard Marschall sah sich im Geist in der Bleidenstraße zu Frankfurt am Main stehen und hinaufschauen zu einem erleuchteten Fenster des Better-

mannschen Hauses, wie er es oft getan hatte, wenn er von Franz Grube kam. Und plötzlich fiel ihm der Abend ein, an dem Helga Nuntius zum ersten Male öffentlich im Konservatorium gesungen hatte, und sie alle drei, Grube, Braun und er, angetreten waren, ihr das Geleit zu geben. Franz Grube hatte sie hingefahren, Braun war mit ihr auf der Bühne zusammen gewesen, und er — hatte sie heimbringen dürfen.

Heimbringen ...

Da war sie.

In ein flauschiges Jakett gepreßt, um den Hals eine Pelzboa gelegt, stand sie einen Augenblick auf der Stufe, um dann mit raschen Schritten die Straße zu erreichen. Hier rief sie eine Droschke an und stieg ein. Und während der Kutscher den Wagen wandte, und sie sich mühte, das Wagenfenster hochzuziehen, trafen ihre Augen Richard Marschall, der herangetreten war. Er sprach kein Wort. Er zog nur tief den Hut. Und sie beugte sich zum Fenster hinaus, mit bleichem, ernstem Gesicht, und winkte ihm zu ...

„Komm gut heim!" sagte er, als der Wagen rasselnd in der Esplanade verschwunden war.

Hinter sich hörte er Schritte. Es war Robert Braun, in einen langen Mantel gehüllt.

„Ist meine Frau schon heraus?"

„Sie ist soeben heimgefahren."

„Hast du sie noch gesprochen? Hat sie irgend etwas gesagt?"

„Ich habe nur den Hut ziehen können."

„Ich danke dir, daß du auf mich gewartet hast. Komm, laß uns gehen!“ Und er schob den Arm unter den Marschalls, als wollte er sich seines Begleiters versichern, und ganz unvermittelt fragte er: „Sag mal, wie gefällt sie dir?“

„Wer?“

„Wer? Helga!“

„Deine Frau? Ja, liebster Braun, das ist doch nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß sie dir gefällt.“

„Sei nicht schwerfällig. Da gibt's doch kein Mißverstehen. Ich meine, wie sie dir gefällt, ob du — du bist doch ihr Freund — mit ihr zufrieden bist, mit ihrem Aussehen, ihrer Gemütsverfassung. Du mußt doch was gemerkt haben.“

„Ums Himmels willen, Mensch, sprich doch deutlicher. Ist sie krank, oder habt ihr euch nur gezankt?“

„Beides. Soweit bei Helga von derlei die Rede sein kann. Aber wenn du nichts gemerkt hast mit deinen scharfen Augen, über die ich mich früher oft weidlich geärgert habe, dann steht's nicht schlimm. Im übrigen: wie werden dich just meine Angelegenheiten interessieren können? Verzeih!“

„Du hast recht, ich wäre ein schlechter Beichtiger.“

Als sie dicht vor dem Pfordteschen Restaurant standen, warf Braun noch hin: „Du weißt doch, daß bei den Wiederholungen deiner Oper für mich und Helga die Hamburger Kräfte in Aktion treten? Nur für die Erstaufführung konnten wir uns zur Verfügung halten.“

„Ich weiß es und danke dir für deine Bereitwilligkeit. Du brauchst es übrigens nicht zu bereuen. Die Rolle lag dir wundervoll, und du hast gesungen wie ein Gott. Das schafft dir für Amerika neue Reklame."

„Ja — Amerika, das war's. Ich will den nächsten Dampfer benutzen, der abgeht. Dies verwünschte Deutschland geht Helga bis zur bewußtlosen Sentimentalität an die Nerven. Weibernerven! Das ist doch nichts für mich!"

„Nein, das ist nichts für dich."

Sie stiegen die Treppe zum ersten Stockwerk empor, und Braun meinte überlegen: „Deine Ironie rührt mich nicht. Jeder ist sich selbst der Nächste, mein Lieber. Zum Beispiel: wie wär's, wenn du mir und Helga das Recht abträtest, in Amerika allein in den beiden Hauptrollen deiner ‚Hadwiga' aufzutreten? Du würdest sicher nicht dabei zu kurz kommen."

„Ich mache nur bei Tageslicht Kontrakte."

„Schön, also morgen. Vergiß nicht, daß mir daran liegt."

Dann öffnete sich die Tür zum Salon, und das Knallen der Sektpfropfen zeigte ihnen an, daß die Gäste sich schon bei der Vorfeier befanden. — —

Zur selben Zeit war Helga Braun vor ihrer Wohnung angelangt. Sie befahl dem Kutscher zu warten, stieg ohne Hast nach oben und machte Licht in den Räumen. Dann holte sie einen Handkoffer herbei, packte ein Kleid und Wäsche hinein, fügte

ihr Necessaire hinzu und ließ das Schloß einspringen. Alles das tat sie mit den sicheren Bewegungen, als handelte es sich um eine längst beschlossene Sache, die keine Aufregung zuließe. Mit der Lampe in der Hand begab sie sich ins Wohnzimmer und setzte sich an den Schreibtisch.

Ohne zu zucken, mit demselben blassen, ernsten Gesicht, mit dem sie Richard Marschall vor dem Theater zugenickt hatte, tauchte sie die Feder ein und schrieb:

„Lieber Robert! Seit heute mittag weißt Du, daß ich Deine Frau nicht mehr zu sein vermag. Laß mich nicht alles wiederholen, was uns seit heute trennt, und nicht untersuchen, ob es erst seit heute ist. Denn Menschen, die denselben Namen getragen haben und ein gut Stück Wegs miteinander gewandert sind, dürfen sich zum Schluß nicht beschämen. Ich gehe von Dir, weil ich Dir nur noch eine kranke Frau zu sein vermöchte, krank nach dem, was sie nicht besessen hat, krank, weil die Kunst so unerbittlich macht und das Leben mitleidiger sein wird. Nun ich es beschlossen habe, wird mich nichts zurückführen. Weshalb solltest Du es auch versuchen? Es ist ja auch zu Deinem Besten. Du würdest nur Ballast in Deinen Schnellsegler aufnehmen, denn mit Dir singen werde ich niemals mehr. Das wird ausschlaggebend für Dich sein, mein armer Robert, arm, weil ich fühle, daß ich jetzt reicher sein werde als Du, der Du nicht um Dich blicken willst und dadurch Dein Leben verlierst. Nach Amerika sende ich durch Kabel

ein Attest über mein ganz daniederliegendes Nervensystem. Sollte der Direktor trotzdem auf Konventionalstrafe erkennen, so muß sie bezahlt werden. Auf den übrigen Anteil unseres gemeinsam erworbenen Vermögens leiste ich Verzicht. Ich will mit dem kleinen Erbe, das bei meinem Kasseler Sachwalter liegt, von vorn anfangen, damit mir das Leben aufgehe. Und so bitte ich Dich denn, sofort die Scheidung einzuleiten. Dein Rechtsanwalt wird schon Gründe finden. Denke daran, daß wir uns geschätzt haben, daß es ehrenvoll ist, auseinanderzugehen mit der gegenseitigen Wertschätzung im Herzen, und daß es erniedrigend ist, sich erst zu trennen, nachdem man sich beleidigt hat und sich und die Jahre des Zusammenlebens verachtet. Habe Dank für die Jahre. Heute kann ich Dir noch danken, und meine herzlichsten Wünsche begleiten Dich auf Deinem Lebenswege. Vergib, daß ich abreise, ohne Dich verständigt zu haben. Ich tue es, damit wir ehrlich bleiben und uns nicht aufs neue täuschen. Was können Worte sagen ... Ich reiche Dir meine Hand und drücke die Deine. Lebe wohl, Robert!

Helga Nuntius."

Sie verschloß den Umschlag, adressierte ihn und legte den Brief neben die Lampe, die sie brennen ließ. Dann nahm sie den leichten Handkoffer auf.

Und ihr Blick flog noch einmal über die Wände, an denen die Bündel breiter Kranzschleifen, die Trophäen ihrer Kunst, hingen, und ihre Lieblinge, die

Bilder, die ihre liebsten Freunde geworden waren. Ganz starr waren ihre Blicke darauf geheftet.

„Arme Lieblinge. — — Zum letzten Male." . . .

Und plötzlich richtete sie sich auf und sagte ganz laut, während eine Röte in ihre Wangen stieg: „Ich muß euch verlassen. Denn ich darf keine Erinnerungen mehr haben. Nur noch — Hoffnungen!"

So schied Helga Nuntius aus ihrer Ehe mit Robert Braun.

Sechstes Kapitel

Richard Marschall hatte schon am frühen Morgen eine Elbfahrt nach Blankenese angetreten. Er wollte sich von den frischen Seewinden, die herüberströmten, den Tumult des nächtlichen Banketts aus dem Kopfe jagen lassen. Er selbst war diesmal ein mäßiger Zecher geblieben, denn er hatte zu seiner Verwunderung bemerkt, wie Braun, gegen seine sonstige Gewohnheit, den Champagner wie Wasser behandelte. Aber er war zu keinem tieferen Nachdenken gekommen. Denn die Redewut war entfesselt, und es gab Toaste über Toaste und einige darunter, die eine Erwiderung beanspruchten. Erst nach drei Uhr hatte er sein Hotel aufsuchen können, nachdem er vorher gesorgt hatte, daß Robert Braun, dessen schwere Zunge gewaltsam gegen Vormundschaft und Einmischerei in seine Privatangelegenheiten protestierte, in einer Nachtdroschke geradenwegs nach Hause gefahren wurde.

Nachdem er beim Erwachen einen Blick in die Morgenzeitungen geworfen hatte, die in fachmännischer Weise über seine Oper berichteten und einmütig die unbekümmerte Sonderstellung des Komponisten und die machtvolle Wirkung seines neuen Tongemäldes

anerkannten, begab er sich zum Telegraphenamt, drahtete kurz an Johanna Grube und die Generalintendanz seines Theaters und bestieg an den St. Pauli-Landungsbrücken ein Dampfboot, das ihn an Klein-Flottbeck und der Teufelsbrücke vorüber nach Blankenese führte. Er stieg die terrassenartigen Straßen hinauf, suchte vergebens einen Blick über die Elblandschaft zu gewinnen, über der noch ein silbriger Nebel schwamm, und begann ziellose Streifereien durch die märchenhaften Parks der Hamburger Handelsfürsten und das weithin sich erstreckende Land an der Unterelbe. Die Sonne arbeitete sich mählich durch, und es wurde ein heller, frischer Vorwintertag.

Richard Marschall wanderte und wanderte. Er lief in den endlosen Parks, die trotz ihrer winterlichen Starrheit das Bewußtsein ihrer Schönheit trugen, immer wieder in die Irre, aber was wollte das besagen! Bei jeder Wegbiegung stand er vor einem neuen, unvorhergesehenen Ausblick und sah im Elbtal siegreich die Sonne die Nebel niederzwingen. Dann verlor er sich auf Feldwegen und zwischen Ackerbrüchen, auf deren harten, braunen Schollen der Reif wie Filigrandeckchen ruhte.

In irgend einem ländlichen Wirtshaus nahm er eine Mahlzeit ein. Dann trieb es ihn weiter. Denn in seine Gedanken war noch immer keine Ordnung gekommen. Noch immer nicht konnte er den Ausgleich finden zwischen der Helga Braun, wie er sie als heißaufwallende ‚Hadwiga' gesehen hatte, und der Helga Braun, die im Wagen, still winkend, an

ihm vorübergefahren war. Und Robert Brauns wildes Zechen stand ihm vor Augen. Nie hatte er den nach strenger Vorschrift Lebenden über den ersten Durst hinaus trinken sehen, selbst in den Studienjahren bei Professor Faller nicht, der doch so gerne bewies, daß die Musikantenkehle „ein Ding an sich" sei.

Sollte das ungestüme Drauflostrinken Brauns ein Betäubungsmittel gewesen sein? Dann — ja dann mußte auch Helgas leidenschaftlicher Gesang — eine Betäubung — —? Aber weshalb? War etwas geschehen? Bereitete sich etwas vor? Oder war es gar schon zu spät?

Auf ihm lag es wie eine drückende Last. Aus der Ferne schien ihn etwas zu rufen. Er blieb stehen und horchte, und seine Lippen preßten sich fest aufeinander. Es fiel ihm ein, daß er diese unfaßbare Unruhe schon am Morgen gespürt hatte, als er das Schiff bestieg. Dann war sie in der frischen Seebrise verflogen. Und nun war sie wiedergekommen. Nun? Seit Stunden schon. Sie hatte ihn überhaupt nicht verlassen. Hinter jedem Gedanken lugte sie her. Jetzt wußte er es. Und in seinem Blut begann es zu sieden, trotzdem der Atem so mühsam ausholte und das Herz so harte, schwere Schläge tat. Bei jedem Schritt, den er weiter ging, riß ihn etwas zurück, und plötzlich machte er kehrt und sprang quer über die Acker und lief ohne Besinnen durch die Wiesen, bis ihm die Brust hämmerte und er einhalten und den tollen Lauf mäßigen mußte.

Die Sonne ging nieder. Kaum war es vier Uhr

nachmittags. Als er in Blankenese eintraf, mußte er eine Stunde bis zum Abgang des Schiffes warten. Wie er diese Stunde verbringen sollte, war ihm unklar. Nie, glaubte er, würde sie vorübergehen. Dann stieg er auf den Süllberg, setzte sich dicht an die Terrassenbrüstung des Wirtsgartens und blickte hinunter auf die Elblandschaft. Und die Natur gab ihm die Ruhe.

Goldrot leuchtete die unabsehbare Fläche des gewaltigen Stromes zu ihm auf, mit violetten Tinten durchsetzt und smaragdgrünen Farbenstreifen, wo flaches Wasser über Sandbänke glitt. Die niedergehende Sonne tauchte tief in ihn hinein, und ihre Glut drang bis auf den Grund und schuf eine Farbenpracht von überwältigender Größe, die bis in die weite Ferne reichte und sich die Horizonte unterwarf zu einer einzigen grenzenlosen Flut. Und der Purpur durchsetzte sich mit schwarzen Längsstreifen, über die das Dämmer kroch und vorsichtig den grauen Mantel warf über Glühen und Fließen. Aber den von der See hereinkommenden Schiffen, deren Signallichter bunt flimmerten, winkten aufflammende Feuerzeichen im Strom, weiße Laternen am Strand, und die Lichter der von Hamburg kommenden Dampfer. Als wären farbige Edelsteine über das Nachtgewand des Stromes gestreut. Ein mächtiger Schiffskoloß ließ in langgezogenen Tönen die Dampfsirene ertönen. Wie das Brüllen eines Stieres, der sich freie Bahn erzwingen will, klang die schaurige Musik.

Richard Marschall sprang auf. Es war dunkel

um ihn her, und mit der Dunkelheit war die Unruhe aufs neue gekommen und huschte hin und her durch seine Seele, daß er nicht begriff, wie er hier oben hatte sitzen können und genießen, während drüben in der Stadt — — Und wieder stand er am Rande seiner Erkenntnis und schalt sich einen Gespensterseher, den der Alb bedrücke, aber während er sich schalt, rannte er die Straßen hinab zum Anlegeplatz, und auf dem Schiff wanderte er rastlos auf und ab und maß es die Länge und die Breite, setzte sich nieder, starrte in die spritzenden Schaumwellen, sprang wieder auf und verglich seine Uhr mit der eines Matrosen. Bei der Landung rief er die nächste Droschke an und fuhr auf kürzestem Wege in sein Hotel.

„Endlich!"

Mit wenigen Schritten war er beim Portier. „Nichts angekommen?"

„Zwei Depeschen, Herr Hofkapellmeister."

Er riß sie auf, knüllte sie zusammen und steckte sie in die Tasche. Es waren Glückwünsche von Johanna Grube und von der Generalintendanz seines Theaters.

„Sonst nichts? Hat niemand nach mir gefragt?"

„Herr Opernsänger Braun."

„Ah — —", machte Marschall. Alles in ihm hielt den Atem an. „Wann war das?"

„Heute vormittag um zehn und heute nachmittag um vier. Der Herr sagte, daß er Sie in einer wichtigen Angelegenheit sprechen müßte."

„Danke," sagte Marschall. „Wenn Herr Braun

wiederkommt, lassen Sie ihn auf mein Zimmer führen."

Er stieg langsam die Treppen hinauf, drehte in seinem Zimmer das elektrische Licht an und setzte sich in die Sofaecke. Dabei dachte er nur immer, wenn Braun doch gleich kommen wollte, wenn er doch auf der Stelle käme — —. Ein paarmal trieb es ihn, die Wartezeit abzukürzen und nach Uhlenhorst hinauszufahren, um Braun in seiner Wohnung aufzusuchen. Aber er bezwang sich. Wer bürgte ihm dafür, daß Braun um dieselbe Zeit nicht bei ihm anklopfen würde.

Da klopfte es. Hart und heftig.

„Herein!"

Er hatte sich erhoben, und seine Augen suchten mit dem ersten Blick alles aus dem Eintretenden herauszulesen.

„Sieh da," sagte Robert Braun und blieb in der geöffneten Tür stehen, „also wirklich!"

„Es tut mir leid, daß du dich zweimal schon vergeblich herbemühtest. Ich war in Blankenese. Tritt näher."

Braun trat ein und ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen.

„Also wirklich!"

„Was willst du denn nur mit deinem ‚Also wirklich'? Natürlich bin ich's. Überzeug dich."

„Mit deiner gütigen Erlaubnis." Und rasch auf ihn zutretend, fragte er heiser: „Bist du allein?"

„Aber, Menschenskind, ich bin doch ein alter Einspänner."

„So plötzlich?"

„Du, hör mal, das ist beängstigend. Was ist denn los? Was willst du von mir wissen?"

„Wo du seit aller Herrgottsfrühe gewesen bist, will ich wissen."

„In Blankenese. Hat dir das denn der Portier nicht gesagt?"

„Portiers sagen, was man ihnen aufträgt. Also du bleibst dabei, in Blankenese gewesen zu sein?"

„Das klingt ja fast wie ein Verhör!?"

„Ist es auch."

Richard Marschall reckte sich auf.

„Wir sind keine dummen Jungens mehr, Braun. Wir wissen, was ein Wort wiegt. Vergiß das gefälligst nicht. Und nun erkläre dich deutlicher, wenn ich bitten darf."

„Schön, schön. Wir wollen uns nicht aufregen. Ob das die Sache jetzt überhaupt noch wert ist! Also auch in — in Blankenese warst du allein?"

„Selbstverständlich."

„Und — und — du hast gar keine Ahnung, wo Helga ist?"

„Helga?!"

Richard Marschall griff nach der Tischkante. Totenblaß starrte er dem Frager ins Gesicht. „Um Gottes willen, weiter, weiter!"

„Du hast — gar keine Ahnung?"

„Spar dir doch die unnütze Fragerei! Weiter!"

„Und du hast auch — keine Ahnung von ihrem Vorhaben gehabt?"

„Um alles in der Welt, Mensch, von welchem Vorhaben? Wovon redest du denn eigentlich?"

„Daß sie bei Nacht und Nebel auf und davon ist."

„Helga?"

„Frau Braun-Nuntius."

Er überhörte die Zurechtweisung. Vor seinen Augen flimmerte es, tanzten Sterne und dunkle Punkte, und sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Dann schüttelte er den Kopf. „Wahnsinn, Tollheit."

„Mein lieber Freund, ich bin durchaus bei Verstand. Sonst wäre ich nicht hier."

„Hier? Immer wieder: hier? Deine Kombinationen werden unheimlich . . . Du!" mit fester Hand packt er ihn beim Rockaufschlag, „du willst doch damit nicht etwa sagen — —?"

„Was denn? Nun bin ich wirklich gespannt."

Richard Marschall ließ den Rockaufschlag fahren.

„Nein," sagte er, „das käme einer Beleidigung deiner Frau gleich."

„Bitte, geniere dich nicht."

„Braun! Du bist nicht bei Sinnen."

„Ich wiederhole es dir im vollsten Bewußtsein seiner Tragweite."

„Braun!" Er schrie es ihm ins Gesicht. „Ich verbiete dir, in diesem Ton weiterzureden. In meinem Beisein wird die Frau, die ich als Helga Nuntius gekannt habe, nicht beleidigt. Auch nicht von dir! Auch nicht von ihrem Mann!"

„Was fällt dir ein?"

„Mir fällt ein, was jedem anständigen Menschen

einfällt. Die Ehe ist doch nicht das Verhältnis eines Paschas zu seiner willenlosen Sklavin, die er malträtieren kann? Du hast um Helga Nuntius geworben, du hast sie gebeten, deine Frau zu werden, freiwillig ist sie es geworden. Ja, sinken denn Frauen, die man bis zur Hochzeit angeschwärmt hat als das Höchste, vom Tag der Eheschließung an auf das Niveau eines unmündigen Kindes herab, das man schuhriegeln, schelten und strafen kann?"

„Du verteidigst diese Frau, als ob du besondere Rechte hättest —"

„Zwischen Mann und Frau gibt es nur gegenseitige Rechte. Die habe ich nicht. Ich habe nur meine Verehrung für eine Frau, die ich vor Jahren lieb gewann."

„Und die du noch liebst?"

„Die ich noch liebe."

„Und Helga — wußte darum? Du hast es ihr gesagt?" stieß Braun hervor.

„Armer Freund," sagte Richard Marschall, „du scheinst dir sonderbare Begriffe von einer wahrhaftigen Verehrung zu machen. Man beleidigt doch das nicht, was man verehrt."

Robert Braun ging mit zusammengezogenem Mund im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Marschall stehen.

„Dein Wort darauf, Marschall."

„Wenn du es für nötig hältst: ja! Deine Frau denkt übrigens gar nicht an mich."

Robert Braun ließ sich schweratmend auf einen

Stuhl nieder. Er starrte vor sich hin und überlegte. Dann zog er einen Brief aus der Tasche und reichte ihn, ohne aufzusehen, Marschall.

„Da, lies. Ich muß zum Entschluß kommen."

Und Richard Marschall las Helga Nuntius' Brief an den Mann, von dem sie sich geschieden hatte. Als er ihn zu Ende gelesen hatte, las er ihn zum zweiten Male. Und zum dritten Male begann er ihn von vorn, und nun las er langsam und in greller Deutlichkeit zwischen den Worten . . .

„Bist du fertig?"

„Du brauchst mir keinen Kommentar zu geben, Braun. In der einen Briefseite liegt ein ganzes Tagebuch."

„So! Und damit hättest du deine Ansicht ausgesprochen?"

„Ja, Braun."

„Auf gut Deutsch: du rätst mir, in die Scheidung zu willigen?"

„Von ‚raten' kann nach meinem Dafürhalten keine Rede mehr sein. Die innere Scheidung ist ja schon erfolgt."

„Und du meinst, daß Helga dabei beharren würde? Daß ich ihrer Laune einfach die Zügel lassen sollte?"

„Du mußt selbst am besten wissen, ob die Frau, die fünf Jahre an deiner Seite gelebt hat, im stande ist, den schwersten Schritt im Leben aus einer Laune heraus zu tun."

„Nichts weiß ich, nichts! Was kenn' ich denn von ihr? Wie sie aussieht, ja! Wie sie singt, ja!

Aber was sie denkt, während sie so oder so aussieht oder dies oder das singt: was hinter ihrer Stirn vorging, das hab' ich nie gewußt. Sie war nicht mitteilsam. Hab' auch nie gefragt. Denn ich war nicht neugierig darauf. Ich hatte genug mit der Kunst zu tun, und daß wir nicht zu lang' in der zweiten Reihe ständen. Und dafür hab' ich gesorgt. Ich hab' meine Pflicht erfüllt. Sie nicht!"

Da sah Richard Marschall tief hinein in ein armes, vereinsamtes Frauenleben, dem man sein Recht an die Jugend gestohlen und das man mit goldenem Flitter statt mit der goldenen Sonne geschmückt hatte. Und er sah sie, wie sie aus den Fenstern des Eilzugs mit immer müder werdenden Augen hinausgeblickt hatte auf die vorübergleitenden fruchtschweren Felder und die lockenden Wälder, deren grüne Zweige die Fenster streiften, als streckten sie die Arme aus nach der gejagten Frau. Und seine lebensfrohe Natur stand erschüttert vor dem Bild eines jungen Menschenkindes, das endlich aus einem täuschenden Traum des Scheins erwacht war und sich todwund nach Dingen sehnte, die er und die Lebensstarken und Lebensfrohen als die natürlichsten Lebensbedingungen blindlings zu nehmen gewohnt waren. Sie war aufgewacht, Helga Nuntius war aufgewacht. Und war gegangen und wußte nicht, ob sie das Gehen nicht verlernt hatte. Wo blieb denn der Freund, daß er grünen, erdkräftigen Boden unter ihre heimatlosen Illusionen schob als Wurzelland? Und auf einmal war ihm, wie am Tage schon, als hörte er ein fernes

Rufen ... Da verstand er es, und er verstand seine Freundespflicht.

„Du also," sagte er, „würdest ihr zuliebe dein Leben nicht ändern?"

„Frag doch gleich, ob ich mir mein Begräbnis bestellen möchte. Mein Leben, das ist mein Beruf. Ich brech' meinen Weg nicht in der Mitte ab."

„Selbst wenn du siehst, daß sie zu Grunde geht?"

„Andernfalls geh' ich zu Grunde."

„Dann bleibt nichts als die Lösung. Braun, willige ein. Ihr könnt nicht euer Lebenlang Tote mit euch herumschleppen. Ich will jetzt nur von dir sprechen, da du die Sprache doch am besten verstehen wirst. Was würdest du gewinnen, wenn du Zwang ausübtest und sie nicht freigäbst? Die Partnerin deiner Kunst hast du verloren, denn gemeinsam mit dir auftreten wird sie nie wieder. Um ihre Gedankenwelt aber hast du, wie du selbst sagst, dich nie gekümmert, also hast du sie auch nicht verlieren können. Du würdest dir daher deinen Weg nur nutzlos erschweren und dein Gleichgewicht einem Phantom opfern. Willige ein, Braun, willige ein. Helga hat, als sie sich frühzeitig genug von dir schied, auch für dich das Beste getan."

Robert Braun war ans Fenster getreten und ließ seine Blicke über das abendliche, großstädtische Treiben am Alsterbassin schweifen.

„Was du sprichst, ist sehr klug."

„Diesmal ist die Klugheit die Wahrheit."

„Diesmal nur? Sonst nicht?"

„Das hat dich deine Ehe gelehrt."

„Ah so — —!"

Dann wandte er sich um und griff nach seinem Hut. Der hochmütige Zug, den schon der Konservatoriumsschüler gehabt hatte, lag auf seinem Gesicht.

„Nein," sagte er, „ich bin nicht gewohnt, anderen nachzulaufen. Wer nicht mit will, der mag am Wege sitzen bleiben. Einer vagabundierenden Frau wegen werde ich mir meine Kunst und meine Zukunft nicht zerklittern lassen. Morgen übergebe ich die Scheidungsklage dem Rechtsanwalt. Du kannst es ihr sagen, wenn du sie siehst. Denn du siehst sie ja."

Kein Wort entgegnete Richard Marschall. Mochte der andre in Bitterkeit oder Spott verfallen, er hörte es nicht. Er hörte nur ein fernes Rufen, und nun hatte er die Botschaft darauf.

„Gute Nacht," sagte Robert Braun. „Verzeihe die Belästigung."

Da trat Richard Marschall auf ihn zu und wollte seine Hand fassen. Es war eine starke, drängende Dankbarkeit in ihm, der er eine äußere Form geben mußte. Aber der Sänger blickte schon nach der Tür.

„Leb wohl," sagte er da nur.

Vom Fenster aus sah er den einstmaligen Kameraden davonfahren.

Und dann wandte er sich um und reckte die Arme weit aus, als täte er aus tiefster Seele einen Schrei...

„Helga! Keine Furcht! Freunde sind da!" —

Was nun zuerst? Wo sie suchen, die Weltfremde?

Das Blut strömte ihm zum Gehirn, wenn er

dachte, sie ginge jetzt durch eine fremde Stadt, planlos, müde ... Und schutzlos! Schutzlos!

„Nein, nein," beschwichtigte er seine Aufgeregtheit, „sie wird den Fuß zuerst auf vertrauten Boden setzen. Frankfurt," schoß es ihm durch den Sinn. Und jubelnd und lachend wiederholte er: „Frankfurt!"

Um fünf Jahre war er jünger geworden. Nur der Richard Marschall war geblieben, der, wo er hinschaute, Sonne erschaute. Mitten im hastigen Kofferpacken war er — da hielt er inne, und seine Arme fielen schlaff herab.

„Und wenn sie sich nun nicht nach Frankfurt gewandt hat — —? Dann wäre die Reise umsonst und ein, zwei Tage verloren. Herrgott, was kann ihr in den Tagen passieren? In dieser Verfassung? Wenn die Schwermut sie packt —? Was tun? Ich darf doch nicht ins Blaue hinein abenteuern!"

An Johanna Grube depeschieren!

Und ohne weiteres nahm er Hut und Mantel und eilte zum nächsten Telegraphenbureau.

„Helga Nuntius gestern nacht abgereist. Bitte um Drahtantwort, ob sie bei Ihnen ist oder bei Bettermanns. Dringend! Marschall."

Dann ging er mit ganz langsamen Schritten, als könnte er dadurch die Zeit abkürzen, in sein Hotel zurück, suchte sein Zimmer auf, packte den wahllos hineingezwängten Inhalt seines Koffers wieder aus und begann, ganz systematisch Kleider, Wäsche und Noten zu ordnen und sie sachgemäß aufs neue zu verpacken. Das half ihm über ein halbe Stunde hinweg. Und dann saß er in einem Fauteuil des

Hotelzimmers, die Arme auf den Knieen aufgestützt und den Kopf in den Händen vergraben, um nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören, um nur die Minuten zu zählen. Während der elektrische Funke seine Worte über Berge, Täler und Flüsse jagte, bis sie sich in Frankfurt am Main auf schmalem Papierstreifen wieder zusammenfanden, und ein Bote ihn nahm und ihn in die Bleidenstraße zu Johanna Grube trug, und Johanna Grube die Worte tief erblassend las und hinübereilte zu Bettermanns und nach wenigen Minuten weiter zum Telegraphenamt. Und wieder machte sich der elektrische Funke auf und jagte die Antwort von Süden nach Norden, und als die Petrikirche die zehnte Stunde hinüberrief zum Alsterbassin, stand Richard Marschall aufrecht in seinem Zimmer und riß die Verschlußmarke von einem Telegramm und las:

„Helga weder bei mir, noch bei Bettermanns. Zu jeder Hilfe bereit. Bin in Sorge um Sie beide. Johanna."

Da wurde es dem Mann zu eng zwischen den Wänden, und er warf den Mantel über und zog den Hut in die Stirn und wanderte durch die Straßen, immer grübelnd und mitten in Gedanken aufgeschreckt und dann hastig und quälend weiter grübelnd. Todmüde und abgespannt bog er beim Millerntor in das St. Pauli-Viertel ein, und als der Lärm der ewigen Jahrmarktsstadt auf ihn eindrang, rettete er sich in das nächstgelegene Weinrestaurant und saß ganz hinten in einem kleinen Eckſofa und trank ohne abzusetzen ein Glas schweren Rotweins und schenkte

sich aufs neue ein und trank wieder. Das rieselte durchs Blut und gab neue Spannkraft und rief die zerflatternden Lebensgeister zur Ordnung.

Er lehnte sich zurück und sah sich um. Nur wenige Gäste saßen im Lokal und horchten auf die Weisen einer Zigeunerkapelle, die vom Podium herab ihre Pußtalieder geigte. Und auch die wenigen gingen, um vor Mitternacht noch in einem Bierrestaurant unterzukommen oder in einem der vielen Schanklokale, in denen der Trunk von zarten Händen, wie es seebefahrene Männer lieben, auf die Tischplatte gerückt wird.

Dann war Richard Marschall allein mit dem grollend rechnenden Wirt und den braunen Ungarn, die nach ihm hinüberschielten und ihre Instrumente verpackten.

„Weshalb spielen die Leute nicht?" fragte er den Wirt.

„Es lohnt sich nicht," knurrte der Mann. „Nach Polizeistunde ist nichts mehr zu verdienen."

„Aber ich möchte noch nicht gehen."

„Ich kann doch für Sie allein nicht Licht brennen. Wenn's noch eine ganze Gesellschaft wär', schlöff' ich die Tür ab."

Da sah sich Marschall aufs neue durch die Straßen irren, ohne den Gedanken, den er suchte, gefunden zu haben, und er fühlte, daß er bleiben müsse, um hier zu suchen.

„Schließen Sie ab," sagte er, „Sie sollen schon auf Ihre Kosten kommen, und die Burschen dort auch, wenn sie spielen. Geben Sie mir eine Flasche Henkell und stellen Sie jedem der Leute auch eine hin. Na also!"

Der Wirt ließ die eisernen Rollläden herab, verschloß die Tür und holte den Sekt. Auf dem Podium entstand ein Tuscheln. Dann trat der Primas an Marschall heran und fragte unterwürfig: „Befällen der gnädige Herr aus Oper oder Walzer oder ungarisches Lied — —?"

„Spielt, was ihr wollt. Hier habt ihr Handgeld."

„Küss' die Hand, gnädiger Herr."

Und wieder entstand ein freudiges Tuscheln auf dem Podium, und der Wirt stellte die Sektflaschen hin und bediente Marschall selbst, der mit halbgeschlossenen Augen in der Sofaecke lehnte, und der Primas trat wieder vor und rief: „Ihr Wohl, gnädiger Herr," und das halbe Dutzend brauner Burschen rief es ihm nach. Dann wurde es plötzlich still. Und nun sang die Primgeige vor, und die zweiten Geigen und Bratsche und Cello nahmen die Melodie auf und gaben sie an den Zymbalspieler weiter, der sie mit silbernen Sternen untermalte. Die Dämpfer auf den Instrumenten, spielten die Zigeuner. Träume im Mondschein ...

Die spannen sich durch den Raum und umspannen jeden Gegenstand und umspannen Richard Marschall, bis er vom Sekt abließ und die Augen schloß und sich gefangen nehmen ließ.

Wie das wohl tat — —! Die Geigen für sich denken, seine Gedanken in verzitternde Töne umsetzen lassen. Ganz leicht fühlte er sich und fast körperlos. Ach du geliebte Musik, dachte er nur noch, du kannst auch Helferin sein ... Und er empfand einen Strom von Wärme.

Der Primas setzte die Geige kaum von der Schulter. Der Sekt spornte ihn und seine Leute an, und die Hoffnung auf Beute. Die klagenden Lieder gingen in tolle Walzerweisen über, die heißen Tanzrhythmen in weiche, schwerblütige Phantasien, die ins Blut drangen und die Seele weinen ließen ohne Grund und Ursach'.

Und wie von seinen Melodien fortgezogen, stieg der Primgeiger auf den Fußspitzen vom Podium herab und immer geigend kam er dem einsamen Träumer näher und näher und beugte sich zu ihm hinab, und die Geige sang in das Ohr hinein wie ein Hauch, und in dem Hauch war dennoch die Sinnlichkeit des Lebens, und Wünsche, Hoffnungen, Erinnerungen . . .

Wie eine ferne, kaum vernehmbare Traumresonanz tönte das Orchester. Nur der feine, singende Ton der Primgeige blieb lebendig und wurde so fein, daß er in die verschlossenste Seelenfalte drang und Antwort heischte.

„Ah, die Musik, die Musik . . ." wiederholte Marschall und sein Atem ging tief und behutsam, um die Bilder nicht zu verjagen, die wie Gespinste an seinem inneren Blick vorüberzogen.

Und der Bursche wiegte die Geige vor ihm hin und her, und es war, als ob singendes Mondlicht aus den Saiten flösse, und das singende Licht nahm den Träumer auf und wanderte mit ihm zu der Frau, die er als Mädchen in der alten Mainstadt gesehen hatte, das Mädchen aus der Fremde, das aus stillen Wäldern herabgestiegen war in die lauten, verwirrenden Täler der Menschen.

Aus — stillen Wäldern — —?

Richard Marschalls Augen öffneten sich weit. Er sah den Primas nicht, der mit wiegender, singender Geige, unterwürfig wie ein Hund, vor ihm herumkroch, die Burschen nicht, die mit verträumten Augen die Phantasien ihres Meisters aufnahmen und auf ihren Instrumenten nachzittern ließen. Er sah nur immer, hochaufgebaut, stille Wälder vor sich und ein kleines Jagdhaus darin, vor dem ein Kind saß und sich mühte, durch die Wipfel zu schauen.

„Der Kaufunger Wald," sagte Richard Marschall laut.

Die Musik brach ab.

„Was befällen gnädiger Herr?" tönte es durch das Schweigen.

„Der Kaufunger Wald," sagte Richard Marschall und stand steil und strack aufrecht. „Weg da, ihr Kerle! Das habt ihr gut gemacht. Der Kaufunger Wald!"

Der Wirt kam herbeigeeilt.

„Der Mann versteht Sie nicht. Haben Sie Wünsche?"

„Das Kursbuch."

Er schlug den Frühzug auf. Seine Augen glänzten. Dann zahlte er die Zeche, belohnte die Zigeunerkapelle, die sich um ihn drängte, und drückte dem Primas kräftig die Hand.

„Bist ein braver Kerl. Und die Musik, die Musik — Herrgott nochmal, und nun hinaus aus der Bude!"

Durch die kalte Nacht fuhr er zum Hotel. Totenstill lagen die Straßen. Aber um ihn her jubelten tausend Geigen.

„Ich hab' dich, Helga, ich hab' dich. Du bist nach Hause gerannt. Wie alle Kinder es tun. Wenn man neue Kraft braucht, denkt man an die alte Scholle!"

Im Hotel schrieb er einen Brief an den Direktor des Stadttheaters, in dem er seine plötzliche Abreise entschuldigte, und einen zweiten Brief an die Generalintendanz seines Hoftheaters, in dem er um ein paar Tage Nachurlaub einkam. Die Uhr zeigte vier. Angekleidet warf er sich aufs Sofa. Aber schlafen konnte er nicht. Er horchte auf jedes Geräusch, das im Hotel entstand. Und er ertappte sich, wie er schon minutenlang immer denselben Refrain durch die Zähne pfiff:

Laßt' uns die Becher bekränzen — kränzen,
Laßt bei Gesängen und Tänzen — —

Da sprang er auf, wusch sich Gesicht und Hände in kaltem Wasser, öffnete die Tür zum Korridor und rief den Hausknecht an, der verschlafen über die Stiege schlürfte.

Eine Stunde darauf saß er im Schnellzug, der über Hannover auf Kassel zueilte.

„Nun aber vernünftig," sagte er sich, als er wieder zu pfeifen begonnen hatte. „Kaufunger Wald! Zwei Worte, die meine ganze Wissenschaft bilden. Denn Jagdhäuser wird es dort ein Dutzend geben, und der Wald ist groß, der Himmel hoch und Helga Gott weiß wo."

In Göttingen erkundigte er sich. Er habe eine Wanderung vor. Der Stationsvorsteher nannte ihm Witzenhausen. Dort solle er aussteigen und weiter fragen.

Von dem hochgelegenen Bahnhof wanderte er in

die freundliche Werrastadt. Der Wirt „Zum Löwen" stellte ihm einen Wagen. Aber die Jagdvilla eines Herrn Nuntius, der vor so und so viel Jahren verstorben sei, kannte er nicht. Vielleicht wüßte sie der Pfarrer, der am Ausgang der Stadt wohne und früher in Kleinalmerode gestanden habe, das ja nicht so weit vom Kaufunger Wald entfernt sei. Und Richard Marschall setzte sich in das Gefährt und fuhr zum Pfarrer. „Schade," sagte der frohgemute Herr, „daß ich nicht mitfahren kann. Aber des Namens entsinne ich mich. Die kleine Jagdvilla muß gleich hinter dem Umschwang liegen. Das ist ein wundervoll einsamer Hochwaldrücken. Der hessische Förster in Kleinalmerode — es gibt nämlich dort auch einen hannöverschen — wird es dem Kutscher bestimmt sagen können. Gute Reise! Drei Stunden Fahrt werden Sie haben. Wirklich schade, daß ich nicht mit kann."

Und Richard Marschall fuhr durch die befreiende Gottesnatur, die auch der Herr Pfarrer so sehr liebte, bald den Wald zur Rechten, bald den Wald zur Linken, und vor sich, den ganzen Horizont einnehmend, nebelgrau ein mächtiges Waldgebirge. Die Luft war lautlos. Und als der Wagen nach einstündiger Fahrt bergan vor dem Forsthaus hielt und der reckenhafte Förster den Reisenden freundlich beschieden hatte, begann es zu schneien. Ganz dicht fielen die Flocken, und Richard Marschall fuhr in den Kaufunger Wald hinein wie in einen Zauberwald, der sich geheimnisvoll verwandelt, wenn ein Mensch ihn betritt. Hinter ihm deckte der fallende Schnee jede Spur.

Die Dämmerung brach an, und noch immer fuhr Richard Marschall durch den schweigenden Wald. Kein Lebewesen kreuzte den Weg. Fern nur knackte es im Gehölz von wechselndem Wild. Der Schnee lag hoch auf Hut und Mantel. Aber er spürte nichts wie Freude. Wie eine heimliche Weihnachtsfreude, zu der der Schnee gehört und der deutsche Wald.

„Dort," sagte der Kutscher und wies mit dem Peitschenstiel nach einer Lichtung, die an eine Waldwiese grenzte. Es war das erste Wort, das der Mann seit Stunden sprach. Der Schnee hatte ihn mundfaul gemacht.

Marschall sah ein Licht aufblitzen. Es warf einen weiten, breiten Schein.

„Ist das Haus bewohnt?" fragte er.

„Der Förster sagt, der jetzige Besitzer hätt' einen Jagdaufseher drin."

„Da werd' ich also wohl für eine Nacht unterkommen können."

„Ein gut' Trinkgeld tut immer Wunder."

„Ach so. Prrr. Halten Sie mal."

Richard Marschall stieg aus. Die letzte Wegbiegung wollte er zu Fuß gehen. Beim Schein der Laterne suchte er ein Zehnmarkstück heraus. Der Knecht sollte heut auch seinen Festtag haben.

Dann schritt er über den glitzernden Schnee dem Lichte zu, das jetzt im weiten Kreise auf Baum und Strauch ruhte. Der Schnee fiel nicht mehr. Eine heilige Waldesstille war ringsumher.

Und Richard Marschall trat aus dem Wald her-

aus in den Bannkreis des Lichtes. In seinen Ohren tönte die leise Heimatsmusik, die die Zigeuner gespielt hatten, als er in seinen Träumen den Wald sah und das einsame weiße Haus darin und vor dem Hause das Kind, das sich mühte, durch die Wipfel zu schauen.

Da stand es!

Aber es war hoch und schlank gewachsen und zum Weibe geworden.

„Helga!"

Sie stand ohne Hut und Mantel draußen und schaute in den nächtlichen Wald, den der Schnee mit einem Königshermelin geschmückt hatte. Mit einem Blick, in dem die Frauensehnsucht still die Flügel spannte.

„Helga!"

Da wandte sie sich um.

„Richard Marschall — —! Wie sonderbar, gerade dachte ich an Frankfurt und auch an Sie. Ich suchte mir meine Freunde zusammen."

„Da bin ich, Frau Helga," sagte er.

Es zitterte ein Lächeln um ihren Mund, ganz schwach, aber doch ein Lächeln.

„Kommen Sie. Ich bin hier zu Haus, wenn auch nur als Gast. Der Verwalter wird Sie beherbergen."

Da ergriff er ihre Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und führte sie in das Haus, aus dem sie den ersten ungeleiteten Flug in die Welt unternommen hatte, das Reich der Kunst zu suchen.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

„Hier hinauf geht der Weg!"

„Wetten, daß nicht?"

„Aber ich werde doch meine Heimat kennen?"

„Ich kenn' sie auch. Hab' ich mich gestern nicht tadellos zu Ihnen gefunden?"

„Lieber Freund," sagte Frau Helga und schloß einen Moment die Augen. Aber sie hatte es warm und tief gesagt.

„Na, na — —," wehrte Richard Marschall den Ton der Dankbarkeit ab. „Nur keine Verabredungen brechen."

Da öffnete sie die Augen und sah ihn mit klaren Blicken an.

„Ich breche sie nicht. Was ich Ihnen gestern abend versprochen habe, das behält für immer und immer seine Gültigkeit. Ich werde nicht mehr zurück, ich werde nur noch vorwärts denken. Gerade so, als hätte ich einen schweren, törichten Traum geträumt und freute mich beim Erwachen, daß mir die Sonne in die Augen scheint."

„So ist's recht, Frau Helga. Und nun passen Sie auf, was so eine echte, rechte Sonne für ein Ding ist!"

„Da! Schauen Sie hin! Da steht sie!“ rief sie erfreut und blickte gen Himmel.

„Sie hat noch etwas bleiche Backen,“ meinte Richard Marschall, „aber das gibt sich, wenn sie erst alle die heimliche Schönheit entdeckt hat, die über Nacht entstanden ist. Sagt' ich's nicht? Da beginnt sie schon sich zu verwundern. Ganz rot läuft sie an. Schönen guten Tag, und ausgeschlafen? Jawoll, das ist eine Überraschung! Zwischenakt nennen wir's beim Theater, Frau Sonne, Verwandlung! Darauf baut sich ein funkelnagelneuer Akt auf.“

Er schwenkte den Hut in die blanke Morgenluft.

„Sie hat was gemerkt, Frau Helga, sie hat was gemerkt! Wie sie die Fühler ausstreckt, als könnte sie sich an dem glitzernden Schnee die Finger verbrennen. Schwupp, zieht sie sie zurück. Aber die Neugier, die Neugier! Sie riskiert's wieder. Oh — oh — diesmal hat's behagt. Wie sie vergnügt über das saubere weiße Hemdchen blinzelt, in dem sich ihre alte Liebe, die Erde, so jungfräulich präsentiert. Und nun lacht sie über das ganze Gesicht!“

Helga lachte mit.

„Nein, wie Sie aus allem, was um Sie her ist, das Helle und Heitere ziehen können!“

„Werden Sie auch bald lernen. Deshalb bin ich ja hier!“

„Deshalb?“

„Nur allein deshalb. Betrachten Sie mich ruhig als Ihren Brückenbauer. Wenn Sie wollen, hab' ich Sie als Lehrling angenommen. Gilt's?“

„Es gilt. Ich werde zwar viel Lehrgeld zahlen müssen."

„Hm — ja — es ist gut, daß Sie die Frage anschneiden. Wegen des Lehrgelds, da müßten wir uns verständigen."

Ihre Augen wurden ernst.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „ich hab' es mir ja eigentlich schon vorweggenommen. Aber es wäre mir doch ein angenehmes Gefühl, wenn ich so 'ne Art kontraktliche Berechtigung darüber hätte. Das steht nun bei Ihnen."

„Bitte — —" sagte sie nach einer Pause.

„Es ist wegen der Anrede. Den Namen, den ich Ihnen in Hamburg gab, den möchte ich nicht mehr gebrauchen. Denn Sie haben ihn zurückgegeben, wenn er Ihnen für die Öffentlichkeit auch weiter gehört. Und — Frau Helga Nuntius? Das stimmt auch wieder nicht. Darf ich Sie nun, der alten Freundschaft wegen, Frau Helga nennen?"

„Der neuen Freundschaft wegen," sagte sie und gab ihm die Hand.

„Das wär's Lehrgeld," meinte er, „und nun haben Sie nichts zu tun, als mir zu folgen."

„Meister Brückenbauer," und das heitere Lachen kam ihr zurück, „Sie verfügen über Ihren Lehrling — —"

„Also nicht den Weg hier hinauf, sondern dort hinauf!" unterbrach er sie.

„Aber wir wollen doch nicht nach Kassel, wir wollen auf den Bilstein!"

„Ich blase die Feder wohl über die Mauer,
Und fällt sie grad' oder schräg:
So geht mein Weg!"

sang er Hans Sommers junge Weise mit schmetternder Stimme und warf, das Orakel zu fragen, den Hut in die Luft. „Achtung, was gespielt wird! Da saust er herunter! Baus! Donnerwetter! Da sitzt er fest."

„Auf einem Wegweiser!" rief Frau Helga und reckte den Arm hoch.

„Wahrhaftig," sagte Marschall beschämt.

„Holen Sie schnell Ihren Hut, damit Sie sich nicht erkälten, Meister Brückenbauer."

„Spotten Sie nur," knurrte Marschall, „dafür werde ich sogleich Ihre Heimatskunde zu schanden machen. Dort hinaus liegt der Bilstein. Das werde ich Ihnen vermittelst des Wegweisers sofort beweisen."

Nun standen sie vor der beschneiten Stange, deren Richtarme nach allen vier Seiten auseinanderliefen.

„Oh — —," machte er bedauernd, „nichts zu lesen. Der Schnee klebt einen Zoll dick auf den Brettern."

Er hob sich auf den Zehen und streckte die Arme, um den Schnee herunterzuwischen.

„Die Stange ist infam hoch," sagte er nach einigen fruchtlosen Bemühungen, „und ein Hut bleibt ein Hut, wenn man keinen zweiten hat. Ich werde mich mit Ihrer gütigen Erlaubnis als Kletterer produzieren."

„Gehört das zum Lehrfach?"

„Wie's fällt, Frau Nachbarin. ‚Nur nix auslassen,' sagte der Major des wackeren Herrn Bettermann."

Mit zwei Klimmzügen war er oben.

„Für alle Tage möcht' ich den auch nicht als Taktierstock zwischen den Fingern haben."

Er nahm den Hut und schob ihn lachend in den Nacken. Dann beugte er sich vor und griff nach den Brettern, um den festgefrornen Schnee herunterzukratzen. Da murrte das Holz, solcher Belastungsproben nicht gewöhnt, durch den ganzen Schaft.

„Herr Hofkapellmeister, der Stamm ist morsch!"

„Himmelsaperment," rief Richard Marschall und umklammerte die Richtarme.

„Umdrehen, Frau Helga! Drehn Sie sich herum!"

Sie hielt vor Schreck die Hände vor die Augen. Und krachend schlug der Stamm um, daß die Bretter links und rechts flogen.

Als sie verängstigt aufzublicken wagte, schien ihr die Sonne einen Luftsprung zu machen und die alten Fichten ringsum vor Vergnügen mit den Schneebärten zu wackeln. Richard Marschall saß im Schnee und klaubte die Richtarme zusammen.

„Ja," sagte er, „lesen könnt' ich sie jetzt. Auf diesem steht Kassel, auf dem hier Großalmerode, auf dem dort Roßbach und hier — Bilstein. Bitte zu wählen."

„Bilstein!" rief sie. Und ihr junger Mut wuchs zum Übermut.

„Ganz meiner Meinung," erwiderte er mit hochgezogenen Brauen. „Jetzt brauchte das Brett nur vor uns herzulaufen."

„Versuchen Sie's!" rief sie ihm zu. „Hier ist ja doch alles verzaubert!"

Da gab er dem Brett einen Ruck, daß es in der Richtung des Wegs, auf den er bestanden hatte, sprang. So, wie man ein Taschentuchhäschen aus der gehöhlten Hand springen läßt.

„Oh, Frau Helga," meinte er und erhob sich, „das hätten wir bequemer haben können. Aber der Frauengeist verlangt nach halsbrecherischen Wundern, bevor er gläubig wird. Nun aber 'rein in den Wald, wo er am dichsten ist. Es geht gegen Mittag."

Da folgte sie ihm, und ihr Herz war ganz leicht, und all das schwere Denken, das bis gestern gewährt hatte, war von ihrem Kopf genommen, und in ihr war eine Mädchenfröhlichkeit voll Unberührtheit und schimmerndem Glanz, wie sie in Kindern ist, die noch vor dem Leben stehen . . .

Zwischen edlen, breitnadeligen Tannen, zottigen Fichten und stattlichen Buchen ging es einher, von denen es wie Puder stäubte, wenn Marschalls Hand die Zweige zum Durchschlupf beiseite bog. Mit der elastischen Anmut, die ihr eigen war, wand sich Helga durch das Gewirr. Ihre Wangen waren von der kalten Winterluft gerötet, an ihren langen Wimpern hingen ein paar Schneekristalle und ließen das Leuchten ihrer Augen noch glänzender erscheinen. Ihr Jakett sah aus wie ein Müllerkittel, so weiß hatte

es der von den Bäumen rieselnde Schneestaub gefärbt, aber die Brust hob und senkte sich darunter wie unter einem Festkleid. Wenn Richard Marschall die Zweige hob und sie an sich vorbeischlüpfen ließ, weitete sich sein Blick vor Staunen. Aber er hütete sich, es zu verraten. Er fühlte, daß er sie nicht stutzig machen dürfe, daß er heimlich nur, aber stetig, nachhelfen müsse, so daß sie glaubte, alles käme aus ihr selbst. Das würde ihr das Selbstvertrauen geben, bis sie eines Tags auf festen Füßen stände und mit gefestigter Seele. Ohne das Hinübergleiten empfunden zu haben. Wofür war er denn auf der Welt, er, der Freund, der Brückenbauer?

Er lachte in sich hinein. Aber sie hatte es doch bemerkt.

„Was ist?" fragte sie, als sie aus einer Schneise auftauchte und sich den Schnee aus den Haaren schüttelte. „Wenn es was Gutes ist, lassen Sie mich teilhaben."

„Ich dachte, es krauchte ein Elflein daher."

„Der Wald steckt voll davon. Als Kind hab' ich immer hinter einem Baum gestanden und sie gelockt."

„Wie haben Sie denn das gemacht?"

„Gott, wie man als Kind das tut, was man in Märchenbüchern gelesen hat. Ich hab' mein Schürzchen abgebunden und das Kleidchen und die Schuhe ausgezogen und alles auf die Waldwiese gelegt. So recht schön augenfällig. Und dann hab' ich barfuß und im wollenen Röckchen hinter einem Baum gekauert und mit ganz feinem Stimmchen gesungen."

„Kamen dann die Elfen?"

„Ich weiß nicht recht. Es kamen Hasen über das Moos gehumpelt, und bunte Häher über die Zweige gehüpft, und einmal, in der Dämmerung, eine ganz tief revierende Eule. Die strich mit ihren runden Flügeln so nah' über mich hin, daß ich vor Bestürzung keinen Ton von mir geben konnte. Als ich wieder zu mir kam, rannte ich nach der Waldwiese. Aber Schuhe, Schürzchen und Kleidchen waren weg. Da hatte ich nicht acht gegeben und gerade an dem Abend, an dem die Elfen gekommen waren, der dummen Eule wegen meinen Herzenswunsch verpaßt. Laut weinend bin ich nach Hause gelaufen. — — Wie seltsam. Heute steht das alles ganz klar wieder vor mir, und ich habe jahrelang nicht daran gedacht . . ."

„Und die Elfen?" forschte Richard Marschall, um sie nur nicht an den neu sich einstellenden Gedanken haften zu lassen. „Hat sich das undankbare Gesindel denn nicht nachträglich gemeldet?"

„Leider ja. Aber auf Kosten meines Elfentraums. Da ist eine Wirtschaft in dem Dorf Kleinalmerode, direkt neben dem Pfarrhaus, mit einer fröhlichen, dicken Wirtin, die von aller Welt Minchen genannt wird in ganz Kurhessen. Dorthin ging der Vater zuweilen in früheren Jahren, wenn die Jagd ihn weiter geführt hatte. Später hat er auch das unterlassen. Nun, und bei Minchen hörte er dann Tags darauf, daß am Abend ein Handwerksbursch ins Dorf gekommen wäre, und der hätte versucht, Kinder-

zeug zu verkaufen. Die Bäuerin aber, die das Kleidchen um und um drehte, um die Nähte zu prüfen, hatte auf einem Leinenbändchen meinen Namen entdeckt. Und dann haben die Bauern den Mann furchtbar durchgeprügelt und ins Spritzenhaus gesteckt. Aus dem ist er dann nach einer gutverbrachten Nacht am anderen Morgen dankbar ausgebrochen."

Sie lachte.

„So geht's, wenn man träumt. Da entpuppt sich das feine Elflein als ein borstiger Handwerksbursche."

„Wer weiß?" meinte Marschall nachdenklich. „Wenn er so mir nichts dir nichts aus dem Spritzenhaus verduftet ist, könnte es doch schon ein Elferich gewesen sein. Die haben ihre Marotten."

„Gehen Sie! Sie möchten mir wohl meine dummen Kinderträume wiedergeben?"

„Das möcht' ich schon. Einige wenigstens."

Und dann gingen sie weiter, bis sich die Schneise weit öffnete und sie auf einer Anhöhe standen. Rings um sie her schoben sich die Waldwege ineinander, und über die Gipfel der Tannen lugten immer neue waldige Bergkuppen hervor in schneeweißem Gewand, das die Wintersonne mit roten und feurigen Streifen säumte. In der Luft stand mit ausgebreiteten Schwingen ein Bussard, der, vom Schneefall des letzten Abends überrascht, scharf nach den Waldwiesen äugte, um ein verlaufenes Rebhuhn zu schlagen.

„Woran denken Sie, Frau Helga?"

„Ich denke an eine andere Waldwanderung vor Jahren."

„Nehmen Sie nur das Schöne heraus, ich rate Ihnen gut."

Sie nickte und sah ihn offen an.

„Wissen Sie noch, wie wir durch den Taunus zogen, zu Ihrem Vater? Es war der wunderbarste Sommertag, den ich erlebt habe. Wie oft habe ich ihn vor mir erstehen lassen. Dasselbe herrliche Schweigen wie hier, das Schweigen, das alle Stimmen der Seele auslöst und dadurch so wundersam beredt wird. Nachmittags waren wir mit Ihrem Herrn Vater in der Kirche, und er spielte die Orgel —"

„Und ich tanzte, die Annahmebescheinigung der Weimarer Intendanz über meine Erstlingsoper in der Tasche, auf dem Blasebalg —"

„Und ich sang die Arie aus dem ‚Messias'."

„Die Erlöserarie. Da verliebte sich mein alter frommer Herr in eine kleine Sängerin —"

„Und abends —" sie stutzte plötzlich.

Und Richard Marschall stutzte auch. Und dann nahm er all seinen Humor zusammen und voltigierte über die jäh sich auftuende Schlucht des Gesprächs hinweg und rief, als ob es sich nun erst um die lustigste Episode handle: „Ach ja, und abends! Da gab's ein Gewitter, daß es nur so rasselte, und die Bäume im Wald sich duckten wie geprügelte Schulbuben. Und als Gott den Schaden besah, da hatte auch ich meine Kopfwäsche weg. Die war nicht von schlechten Eltern und in der Wirkung, wie's die

Barbiere auf ihr Haarwasser schreiben: ‚Erfrischt die Kopfhaut, benimmt den Schwindel!‘ Juhu, Frau Helga, und da ist der Bilstein!“

„Geben Sie mir mal erst Ihre Hand.“

„Gern,“ sagte er und nickte dabei dem ragenden Aussichtsturm zu.

„Sie haben es mir nicht nachgetragen?“

„Aber was denn? Vorwärts, in zehn Minuten haben wir die letzte Höhe.“

„Das mit dem — Gewitter, Herr Marschall.“

„Ach was, die Kopfwäsche kam mir ganz gelegen. Nun aber: frische Schneid zum Einzugsmarsch!“

„Verstellen Sie sich wirklich nicht? Sie sind mir nicht böse? Bitte, sehen Sie mich an.“

Da sah er sie an. In seinen Augen blinkerte es ein wenig. Dann wurde der Blick groß und offen.

„Zufrieden?“ fragte er.

„Das hat mir auf der Seele gelegen, den ganzen Tag über. Nun steht nichts mehr zwischen unserer Freundschaft.“

„Nein,“ sagte er, und das Wort, das so lustig erklang, tat ihm weh . . .

„Lieber Freund. Wenn ich Sie nicht hätte — —.“

Er schaute in das stille, vertrauende, hoffende Gesicht. Und dann gab er sich einen Ruck.

„Das Hifthorn heraus! Trara — Trara! Bilstein, wir kommen! Heda, Wirtschaft, einen Ziemer an den Spieß! Wirt, roll das Faß herein — Mädel, schenk ein, schenk ein — Mädel, schenk ein!“ Und

er sandte die Strophe wie einen Juchzer aus durstiger Kehle, und doch war ihm die Kehle nicht eingeschnürt vom Durst.

Sie kletterten hinan, und er hielt das Gezweig und ließ sie hindurchschlüpfen, und der Schnee stäubte ihnen von den Zweigen ins Haar, daß sie ausschauten wie ein Rokokopärchen, und als sie oben standen, sauste das Blut wieder lebendiger durch ihre Adern, und die Brust hob sich hoch nach dem raschen Anstieg, und die Augen blitzten vor frisch erwachter Daseinsfreude.

„Noch nicht umschauen, noch nicht!" gebot sie. „Erst auf dem Turm. Ich habe hier für meine Heimat die Honneurs zu machen."

Und sie tasteten sich in dem Turm zurecht und klommen die scharfgewinkelten Stiegen hinauf und erreichten tiefatmend die Plattform.

„Meine Heimat," sagte sie, „mein Hessenland."

Und sie schwiegen beide und ließen überwältigt die Blicke schweifen. Durchsichtig war die blanke Winterluft. Die Fernen schienen näher gerückt, wie die Rundkulissen eines gewaltigen Panoramas, aus mächtigen Bergzügen gebildet. Und tief zu ihren Füßen, meilen- und meilenweit, breitete sich die beschneite Landschaft mit Wäldern, Städtchen, Dörfern und Weilern, wie aus einer Spielzeugschachtel unter flockigem Weihnachtsbaum aufgebaut.

„Dort, in der Ferne, sehen Sie —?"

„Das silberne Band? Herrgott, ist das schön!"

„Die Werra. Und das ist das Werratal. Dort

hinaus liegt Witzenhausen, wo Sie gestern ausgestiegen sind, um Ihre Freundin zu suchen."

Er spähte nach den alten Türmen, den Resten vergangener Jahrhunderte, aber eine Hügelreihe deckte sie.

„Dich werd' ich nie vergessen, Witzenhausen," murmelte er.

Und sie fuhr fort, ihm die Namen der Dorfschaften zu nennen, soweit sie ihr geläufig waren. Dann nannte sie mit Stolz die Berge.

„Dort, der mächtige, behäbige Rücken mit der überhängenden Bergnase, das ist der Meißner. Der ist verwunschen, denn auf ihm, dem höchsten Gipfel Hessens, saß Frau Holle, und in den seltsam gegliederten Basalthöhlen, die noch heute im Berg sich befinden, hausten die Zwerge."

„Ist das auch wahr?"

„Mein Vater hat's mir gesagt. Dort hinten, das ist das Eichsfeld. Wenn Sie scharfe Augen haben, können Sie den Harz erkennen und den Thüringer Wald."

„Und die famose Burg mit den beiden drohenden Türmen?"

„Das ist mein Liebling, der Hanstein. Folgen Sie einmal mit dem Blick dem Werralauf. Dem Hanstein gegenüber, auf einem niedrigen Hügel — haben Sie ihn? — auch die eintürmige Burg, die fast wie eine Kirche aussieht? Das ist der Ludwigstein. Aus dem Gequader springt eine greuliche Fratze heraus, die zeigt dem Hanstein die Zunge."

„Und das läßt sich der Kerl, der Hansteiner, gefallen?"

„I wo, er hat auch eine Fratze angebracht, die macht's ebenso."

„Gott sei Dank," sagte Richard Marschall, „sonst wär's hier ja wie im Paradies so schön. Jetzt fühl' ich mich wieder unter Menschen."

„Und die kahlen Berge, dicht vor Witzenhausen, die aus der Ebene aufspringen und nur auf der Spitze je ein Häuflein Bäume wie einen Haarschopf tragen, das sind die Warteberge."

„Das klingt ja ganz kriegerisch."

„Von dort aus werden die alten Deutschen wohl ins Land gelugt haben, denn hier herum stoßen heute noch allerlei Grenzen zusammen: Sachsen, Thüringen, Hannover, Hessen. Ist es nicht schön hier oben?"

Da nahm er ihre Hand und drückte seine Lippen darauf.

„So schön," sagte er, „daß ich verstehe, weshalb Sie zuerst hierher gegangen sind."

Sie schwieg, ließ ihm die Hand und umfaßte mit weitem Blick noch einmal alle die Wunder der Landschaft. Und der Schnee, der Wälder und Felder, Berge und Täler überzog, erschien ihr nicht als ein Bahrtuch, er erschien ihr als ein neues, weißes Blatt im Lebensbuch, bereit, ein neues Lebensmärchen zu beginnen . . .

Sie waren vom Turmplateau heruntergestiegen und suchten in der Schutzhütte nach der Wirtin. Aber

wie Marschall auch seine Stimme erschallen ließ, niemand zeigte sich. Da sahen sie verdutzt einander an.

„Die Frau," entsann sich Helga endlich, „wohnt in Großalmerode. Ich weiß es noch aus meinen Mädchenjahren. An Wintertagen kommt sie nur herauf, wenn der Zug von Kassel um die Mittagszeit Gäste bringt. Wir müssen also abwarten."

„Bis dahin sind Sie erfroren," sagte Marschall. „Nehmen Sie Platz, ich muß eingreifen."

Er rückte einen Stuhl neben den kalten eisernen Ofen, und als sie sich hineingekauert hatte, zog er seinen Mantel aus und wickelte ihn ihr behutsam um Kniee und Füße. Dann zog er sein Taschenmesser, öffnete die breite Klinge und zog auf Raub aus. Wenige Minuten später stand er, rot von der Kälte und der Arbeit, wieder auf der Schwelle und warf einen Arm voll Reisig auf den Boden, das er an geschützten Waldstellen herausgesäbelt hatte. Ein paar alte Briefschaften dienten als Zünder, das feinste und trockenste Reisig wurde daraufgeschoben, über das knatternde Feuer kräftigeres Holz gelegt, das das Taschenmesser in Splitter schnitt, das Ganze mit einem dürren Kloben gekrönt, und aus dem Prasseln, Knacken, Sprühen der Flammen zog eine wohltuende Wärme durch die Hütte, daß die beiden Einsiedler die Augen schlossen und mit einem Lächeln auf den Lippen dem Gesang der feurigen Wichtelmänner im Ofen lauschten. Und eine warme, frohe Stunde zog vorüber. — — Eine Stunde der Einkehr . . .

„Horch," sagte Frau Helga und beugte sich vor.

Und während ihr Gefährte sich bückte, um den herabgeglittenen Mantel sorgsam wieder um ihre Kniee und Füße zu wickeln, ertönten Schritte von draußen und fröhliche Ausrufe. Dann wurde die Tür der Schutzhütte aufgerissen, und ein Häuflein Touristen drängte herein.

„Guten Tag! Gibt's hier keine kurhessische Wirtin mehr?"

Vom Waldaufstieg schallte Hundegekläff. Ein schottischer Schäferhund stürmte ins Zimmer, ruckte sich zusammen und hielt mit hellem Geläut eine Ansprache.

„Der ist so gut wie Noahs Taube," erklärte ein Tourist. „Wir sind gerettet."

Mit dröhnendem Hurra wurde die Wirtin begrüßt, die, den wohlgepackten Proviantkorb am Arm, schmunzelnd sich die Huldigungen gefallen ließ, vergnügt nach dem rotbäckigen Ofen schielte und alsbald im Nebenraum verschwand, um Schinken mit Eiern und dampfende Grogs zu bereiten. Mitten zwischen der lustigen Gesellschaft, die die Freude an der Natur aus den engen Stuben der Stadt hinausgetrieben hatte in die Winterberge, saß Helga, und allen Fragen stand sie Red' und Antwort, als sei sie selbst ein Naturkind geworden.

Richard Marschall betrachtete sie mit lächelnder Genugtuung. Und in dieser Stunde gelobte er sich noch einmal, die jungen Rosen auf ihren Wangen nicht ersterben zu lassen und, was an ihm sei, das frohe Leuchten ihrer Augen zu erhalten, über diesen

Tag hinaus, über die Jahre hinaus, und nur an sie zu denken und nicht an sich.

Das Mahl war vorüber, die Touristen rüsteten sich zum Abmarsch über Roßbach nach Witzenhausen, um dort die Bahn zu erreichen. Mit erneutem Hurra nahmen sie Abschied und zogen singend ihre Straße. Und Richard Marschall wanderte mit Frau Helga den Weg zurück, den sie am Morgen gekommen waren.

Aber es flog kein lautes Lachen mehr über den Weg, und von Elfen wurde nicht mehr geflüstert. Und doch war der Widerglanz und Widerhall der fröhlichen Bergfahrt in ihnen.

Sie sprachen nicht. Nur von Zeit zu Zeit nickten sie sich zu, um sich ihr Wohlergehen zu bestätigen. Und wenn eine glatte, abschüssige Stelle kam, nahm Richard Marschall Frau Helgas Hand und legte sie fest auf seinen Arm, und dann glitt er hinab über die leuchtende Schneebahn, und ihre leichten Füße glitten mit.

Nun schaute die Wintersonne wie durch ein glutrotes Glas und ließ den Himmel aufflammen wie ein Herdfeuer. Der Schnee auf den Wegen begann zu funkeln, und die weißen Fichten- und Tannenbestände, und hinter ihnen die ragenden Buchenwaldungen warfen durchschimmernde rosa seidene Gewänder über ihre schneeigen Unterkleider.

Helga blieb stehen und schaute in die Glut, die sich bis an den fernen Horizont breitete und dort sprühend verlief. Und Richard Marschall stand neben ihr und wartete auf ein Wort.

„Wissen Sie auch," begann sie endlich, „was wir uns als Kinder bei diesem Schauspiel dachten."

„Sagen Sie es mir," bat er leise.

„Wenn die Adventszeit kommt und in der Abendsonne der Himmel so geheimnisvoll zu glühen beginnt —"

„Daß Weihnachten naht," sagte er.

„Ja," fuhr sie fort, „Weihnachten. Und die Vorfreude darauf! Wenn die Sonne schräg stand und allerlei Laute sich im Walde erhoben, dann ließ ich mich als Kind so gern umschauern von Zeichen und Wundern. Und jede Erscheinung mußte sich deuten lassen, auf den heiligen Christ. ‚Jetzt backt das Christkindchen die Weihnachtskuchen,' sagte ich mir und sah mit stockendem Atem hinauf in die Glut des Abendhimmels. Und mit klopfendem Herzen dachte ich, ob mein Kuchen heute wohl auch darunter sei."

„Nun ist Weihnachten wieder nahe," sagte er, „daran wollen wird denken."

„Ich denke daran," erwiderte sie, und es war, als käme die alte Schwermut zurück.

„Frau Helga, dort oben backt das Christkindchen die Weihnachtskuchen."

„Ich habe seit Jahren keine mehr gegessen."

„Dann muß die Vorfreude diesmal umso größer sein. Sehen Sie mal, wie das Herdfeuer stiebt! Da ist ein Extrakuchen in der Mache."

„Nicht für mich," antwortete sie. „Was sollte ich allein mit dem Extrakuchen!"

„Allein? Wer spricht denn von ‚allein'?"

„Sie hören es. Ich spreche davon."

Sie waren weitergeschritten durch den rotleuchtenden Schneewald, der jetzt violette Säume trug.

„Nein," sagte Richard Marschall plötzlich, „das gebe ich nicht zu."

„Sie geben es nicht zu? Ja, da können Sie auch nicht helfen. Bis das Frühjahr kommt, bleibe ich hier oben."

„Und dann?"

„Dann werde ich mein Gleichgewicht gefunden haben, das ich suche und brauche."

„Glauben Sie doch das nicht, Frau Helga. In dieser Abgeschlossenheit fehlen Ihnen die Maßstäbe. Wenn Sie ein halbes Jahr hier oben in der Abgeschiedenheit gesessen haben, werden Sie weltfremder sein als bisher. Weshalb? Wo Sie doch mit dem alten Leben abgeschlossen haben? Weil Ihnen die Vergleichswerte fehlen werden, weil Sie Ihre neuen Gedanken nicht mit den Wirklichkeitserscheinungen messen können, mit einem Wort: weil Sie sich nichts als eine neue Traumwelt aufbauen würden. Wieder eine Traumwelt!"

„Wo gehör' ich denn hin?"

„Ins Leben hinein gehören Sie! So schnell Ihre Füße Sie zu tragen vermögen: ins Leben!"

„Ich komme ja daher. Müd', niedergeschlagen, flüchtig — was Sie wollen."

„Sie kommen aus dem Scheinleben. Wir wollen ehrlich sein, Frau Helga."

„Ich bin es. Aber für das neue Leben muß ich mich erst sammeln."

„Frau Helga, was ich sage, mag hart klingen, aber ich muß es doch sagen, weil ich Ihr Freund bin und selbstlos Ihr Bestes wünsche. Sie haben, Frau Helga, fünf Jahre lang Zeit gehabt, sich zu sammeln. Jetzt steht die Tür offen. Und jetzt aufs neue zögern und hinausschieben — das wäre Feigheit. Das einzige, was ich Ihnen nicht zutraue."

Da sie nicht antwortete, blickte er sie an.

„Um Gottes willen, was haben Sie? Ich bin ein Tölpel."

Sie ging mit festem Schritt, den Blick gradeaus gerichtet, neben ihm her. Aber aus ihren Augen strömten die Tränen, aus den Augen, die er niemals weinen gesehen hatte.

„Frau Helga," bat er, „nicht weinen. Ich will ja keinen Ton mehr sprechen. Aber nicht weinen, nicht weinen. Das kann ich nicht mit ansehen. Ich hab' mein Lebtag nicht geweint — aber gleich fang' ich auch an."

„Aber es ist ja so gut — so gut —" brachte sie hervor.

„Nicht doch, nicht doch. Wie hab' ich das nur anstellen können?"

„Lieber, lieber Freund, ich bin Ihnen ja so dankbar."

„Erlauben Sie, Frau Helga. Dankbar? Für mein rücksichtsloses Zutappen? Schelten Sie mich nur lieber aus."

„Ach, ich weiß wohl, daß Sie mich verstehen. Sie haben mich ja immer verstanden, selbst da, wo ich mich selber noch nicht verstand. Seit fünf Jahren habe ich nicht weinen können. Als es das letzte Mal geschah, war Franz Grube gestorben, und ich — Braut. Und ich wußte nicht: weinte ich über das eine oder über das andere. Und dann haben sich alle Tränen festgesetzt und mich fast verbrannt, aber sie haben sich nicht mehr herausgewagt, weil ich ja doch keinen Trost hatte. Das wäre ja so demütigend gewesen. Heute — heute kann ich weinen."

„Weil Sie nicht nur einen Trost, weil Sie eine Hilfe haben," sagte er ernst.

„Ich bin nicht feige — —" sagte sie wie aus langem Nachsinnen heraus.

„Nein, Sie sind es nicht, und Sie werden es zeigen."

„Ich bin nur so ganz wegunkundig, und wenn der erste Graben kommt, steh' ich am Rande und weiß nicht aus noch ein."

„Dafür haben Sie ja jetzt Ihren Brückenbauer. Das lassen Sie nur seine Sorge sein. Wollen Sie?"

Da strich sie mit der Hand die Tränen fort und versuchte ein Lächeln.

„Ich will."

Durch die Büsche schimmerte das weiße Jagdhaus, das sich einst Helga Nuntius' Vater erbaut hatte, um darin die Wiederkehr seines Lebens zu erwarten, das mit seiner Frau hinausgezogen war. Und da er nur das Warten verstand und nicht das Zugreifen und Bändigen, starb er am Warten.

„Glauben Sie mir," sagte Richard Marschall, „wenn wir das Leben lachen hören wollen, müssen wir es uns durch unser Lachen herausfordern wie ein Echo. Unser Schicksal ist immer der Widerschein von uns selbst."

„Ich glaube es," entgegnete sie, und als sie in das Haus traten, in dem die Verwaltersfrau die Lichter anzündete, waren ihre Augen so hell und hoffnungsfreudig wie am Morgen, als sie ausgezogen waren, in der Größe der Natur die Kleinheit ihrer Trauer zu verlieren.

„Das nenn' ich einen glücklichen Kreislauf," sagte Richard Marschall, und wie ein Bruder der Schwester stäubte er ihr mit ganz sanfter Hand den Schnee aus dem Haar.

Bis spät in die Nacht hinein saßen sie an dem schweren Eichentisch, an dem Helga Nuntius schon als Kind gesessen hatte, und wieder kam sie sich wie ein Kind vor, als sie dem Freunde gegenüber saß und an seinem Munde hing, der so beredt zu überzeugen verstand.

„Morgen," so entschied Richard Marschall, „wird uns unser Wirt gegen klingende Entlohnung ein Fuhrwerk herbeischaffen, das uns schlankweg nach Kassel bringt. Das ist erfrischender als die Lokalbahnfahrt. Von Kassel telegraphiere ich an Johanna Grube, der ich nichts Schöneres von der Reise mitbringen könnte als Sie. Bei Johanna Grube werden Sie wohnen, solange Sie wollen. Die Entgeisterung Meister Bettermanns werden Sie durch das Ver-

sprechen beschwören, im Frühjahr sein neues Haus einzuweihen. Und im alten lieben Frankfurt sollen Sie Erholung finden und — neue Anregung. Das eine ist nichts ohne das andere. Für den Rest lassen wir den lieben Gott sorgen."

„Das alte liebe Frankfurt," sagte sie ... „Ich glaube jetzt wirklich, daß das Christkindchen heute abend im Walde Weihnachtskuchen gebacken hat."

„Und stellt sich der Appetit ein?" lachte er und stand auf, um ihr Gute Nacht zu wünschen.

„Ich wollt', ich ständ' schon unterm Weihnachtsbaum."

„Von morgen an stehen Sie drunter. Nein, von heute an. Da — schauen Sie hinaus!"

Über dem verschneiten Wald hing der Himmel der Winternacht mit Tausenden von Sternen.

Er hörte ihren hochgehenden Atem und sah, daß der Adventszauber sie heimlich umschauerte.

Da wandte sie sich um.

„Gute Nacht, Meister Brückenbauer."

„Gute Nacht, Lehrling." — — —

Zweites Kapitel

Der Jagdaufseher hatte am frühen Morgen einen Schlitten aus der kleinen Remise gezogen und ihn beim Schein einer Stalllaterne einer letzten Besichtigung unterzogen.

„Ich hatt' mir gedacht," meinte er zu Richard Marschall, der neben ihm auf dem hartgefrorenen Schnee stand, „die Herrschaften würden ihn vielleicht lieber benutzen als die holprigen Bauernwagen. Da hab' ich ihn schon in der Frühe zurechtgeputzt."

„Sie sind eine Seele von einem Menschen," sagte Marschall und ging fröhlich pfeifend um das Gefährt herum. „Sehr schön, sehr schön! Nur die Bespannung! Ihre Ziegenböcke dürften nicht ausreichen, und wenn wir keinen Gaul beschaffen können, müssen wir schon das schöne Spiel spielen: Wer zweimal drückt, darf einmal fahren."

Der Mann lachte. Dann überlegte er.

„Ich werd' zum Oberförster laufen. Als Nachbar hilft man sich schon aus. In einer guten Stunde könnt' ich zurück sein. Es wird eine feine Schlittenfahrt werden, Herr, so stramm hat der Winter hier lang' nicht eingesetzt."

Unterm Giebel klirrte ein Fenster. Mit geröteten Wangen beugte sich Frau Helga vor.

„Guten Morgen!“ rief sie zum Hof hinab. „Ich bin schon seit einer Stunde auf.“

„Kommen Sie herunter! Ich fahr' Sie Probe.“

Sie verschwand vom Fenster und stand nach einer Minute neben den Männern.

„So früh bin ich seit Jahr und Tag nicht aufgestanden. Und geschlafen hab' ich in der blauen Giebelstube! Den richtigen Kinderschlaf. Was für einen langen Tag hab' ich nun gewonnen.“

Richard Marschall betrachtete sie mit unverhohlenem Wohlgefallen.

„Ordentlich rote Backen haben Sie bekommen. Daß mir die nicht wieder vertauscht werden.“

„Keine Angst. Ich gefall' mir ganz gut darin.“

Er nahm ihren Arm und promenierte mit ihr über den Hof, in dem der Dämmer des Wintermorgens mit dem roten Schein der dampfenden Stalllaterne stritt. „Hören Sie, Frau Helga, ich habe schon meine Depesche für Johanna Grube geschrieben. Der Hausverwalter leiht uns gern seinen Jungen her, um sich ein paar Groschen mehr zu verdienen. Der kann durch den Wald springen, zur nächstgelegenen Poststelle, die einen Telegraphendraht oder eine telephonische Verbindung mit der nächsten Telegraphenstation hat. Schreiben Sie eine Zeile für Ihren Kasseler Notar auf, damit er Ihre Adresse hat. Wir wollen nichts verabsäumen, was Zeit einbringen kann.“

„Sie denken an alles," sagte sie herzlich. „Wann werde ich mich an das selbsttätige Denken gewöhnen, wenn Sie mich selbst in den kleinsten Dingen so mit Ihrer Sorge umgeben."

„Es wird noch genug für Sie übrig bleiben, Frau Helga. Aber wissen sollen Sie immer, daß ich da bin."

„Das weiß ich," erwiderte sie einfach, und sie gingen ins Haus, und nach einer halben Stunde trabte der Junge durch den Wald. Während der Verwalter zur Oberförsterei schritt, um sich ein Pferd auszuleihen, führte Helga den Freund durch das ganze Haus. Bereitwillig hatte ihnen die Verwaltersfrau nach dem Frühstück alle Räume geöffnet, und nun ließ sich Marschall die Zimmer weisen, in denen die Freundin als Kind gespielt und geträumt hatte, in denen sie aufs Vaters Schoß gesessen und mit ihm gemeinsam durch die Fenster gelugt hatte, wenn der Wintersturm um das Haus pfiff oder das erste Frühlingsbrausen vom Walde sich nahte — ob Mutter nicht käme. Er sah sie vor sich als ganz kleines, über ihre Jahre ernstes Persönchen, wie sie in der Ecke neben dem Klavier hockte und darüber nachgrübelte, daß es doch etwas Großes, über die Maßen Heiliges sein müsse um die Kunst ihrer Mutter, da sie stärker sei als Vaters traurige Augen und ihre eigenen Kindertränen. Und er versetzte sich in das einsame kleine Kindergehirn, das ohne Austausch und Belehrung seine Phantasien spann, die immer die Mutter umkreisten und ihr Tun in magischem Licht erscheinen

ließen. Bis es nicht mehr davon abkonnte und in der Kunst die gewaltigste Gottheit sah, gegen die es keinen Widerspruch gab.

Nur wenige Worte wurden bei der Wanderung durch die Räume gewechselt.

„Hier unterrichtete mich der Vater," sagte Frau Helga, „dort war sein Arbeitszimmer, dort — lag er aufgebahrt, als er mit seinem Tode die Mutter zu mir rief, die er mit seinem Leben nicht hatte fesseln können. Und in diesem Zimmer nahm meine Mutter die Gesangsstudien mit mir auf, bis die Musik sie selber wieder packte. Da flatterten wir beide auf. Aber mir hatte wohl das Leben in diesen Räumen zu wenig gegeben, daß ich wie ein Gläubiger zu seinem Schuldner zurückgekommen bin."

„Wir wollen ins Freie gehen, Frau Helga."

„Ja," sagte sie. „Und haben Sie keine Befürchtungen mehr. Ich nehme heute auch von dieser Vergangenheit Abschied."

Er schritt voraus. Und als er sich an der Tür wandte, um sie zu erwarten, sah er, daß sie im Arbeitszimmer ihres Vaters die Lehne des Sessels mit ihren Lippen berührte. Ohne sich noch einmal umzuschauen, ging sie durch die Räume und neben dem Freunde her die Treppen hinab auf den Hof, wo der Verwalter bemüht war, den Gaul des Oberförsters als Schlittenpferd einzuschirren.

„Schon reisefertig?" meinte der Mann. „Gleich kann's losgehen. Mutter hat schon heiße Ziegelsteine in Decken gewickelt und im Schlitten verpackt. Sie

sollen doch nicht frieren, wenn Sie das Haus verlassen."

„Frieren ist ausgeschlossen," bestimmte Richard Marschall. „Was sagen Sie, Frau Helga?"

Und sie antwortete tapfer: „Frieren ist ausgeschlossen."

Dann klangen die Schellen, die Peitsche knallte, die Frau kam herbeigelaufen, nahm Abschied und bedankte sich für das reiche Entgelt, und noch einmal umfaßte Helgas Blick das einsame weiße Haus, aus dem sie zum zweiten Male ihren Ausflug nahm, hinaus ins Ungewisse. Da spürte sie den Druck von Marschalls Hand. Und nun wußte sie: diese Fahrt würde nicht ins Ungewisse gehen. Und alle Schwermut des Abschieds wandelte sich in frohe Lebenserwartung.

Der Gaul lief einen guten Trab. An den Bäumen sang der gefrorene Schnee mit einem zirpenden Laut, und in der Luft sang der Frost. Aber das war den Schlitteninsassen gerade recht. Richard Marschall wollte nicht dahinten bleiben, schob den Hut in den Nacken und stimmte ebenfalls einen Sang an. Und Frau Helgas Augen glänzten. Ganz warm kuschelte sie sich unter die Schlittendecke.

Als der Schlitten nach langer Fahrt aus dem Wald auftauchte und die Chaussee gewonnen hatte, deren knorrige Baumreihen dicht mit stumpfsinnig philosophierenden Krähen besetzt waren, ließ Marschall am nächsten Wirtshaus halten und bestellte einen Seelenwärmer. Helga schüttelte sich, als sie auf sein

Geheiß das kleine Gläschen auf einen Zug ausgetrunken hatte, und sah entsetzt den Gefährten an.

„Das war Schnaps," sagte der und trank einen zweiten. „Ja, Sie lernen was."

„Es war der erste Schnaps meines Lebens," und sie schüttelte sich noch einmal.

„Und ich hoffe, daß es nicht mein letzter war," gestand er.

Dann ging es weiter, mit Schellengeläut und Peitschengeknall, aber die Lieder ließ Marschall unterwegs, denn nun kreuzte man Dorf auf Dorf, und auf dem näherrückenden Habichtswald hob sich das Wahrzeichen Kassels, der Herkules, und grüßte hinüber nach den verschwimmenden Ketten des Reinhardswaldes. Und bald schoben sich die ersten Häuser des vorgelagerten Bettenhausen bis ins beschneite Feld hinein.

„Kassel," sagte ihr Fuhrherr und wies mit der Peitsche nach den roten Ziegeldächern. Und Marschall nickte: „Kassel," und Helga sprach es nach.

Sie wollten zu Fuß in die Stadt hinein, und es gab ein herzlich Abschiednehmen von dem biederen hessischen Gastfreund, der noch immer schmunzelnd in der Tasche klimperte, als seine beiden Gäste längst in der Straße verschwunden waren. Das Gepäck sollte er mit Marschalls Visitenkarte beim Bahnhofsportier niederlegen.

Mit dem Vieruhrzug fuhren Richard Marschall und Frau Helga nach Frankfurt. Sie saßen allein im Coupé, und er las ihr aus einem Bändchen, das

er in der Bahnhofsbuchhandlung erstanden hatte, eine lange, spannende Kriminalgeschichte vor. Jedesmal, wenn der Zug in eine der wenigen Haltestationen einlief, hatte der gewiegte Detektiv den Verbrecher beinahe erwischt, und sie konnten kaum erwarten, bis der Zug und die Geschichte weiterging. Kurz vor Frankfurt war der große internationale Gauner ins Netz gegangen. „Er hätte es schon in Marburg oder Gießen gekonnt," sagte Richard Marschall und klappte das Buch zu. „Aber der Autor wurde gewiß zeilenweise bezahlt, daher sein unerklärliches Mitleid mit dem Burschen."

„Schimpfen Sie nicht, es war doch schön."

„Ja, es hat uns nach Frankfurt gebracht. Gerade fahren wir ein. Seien Sie willkommen, Frau Helga."

Er hob sie aus dem Wagen, rief einen Träger für das Handgepäck herbei und nahm eine Droschke, die sie zur Bleidenstraße brachte. In die Eisblumen des Coupéfensters hatte Helga eine Lücke gehaucht. Das dunkle Köpfchen gegen die Scheibe gelehnt, begrüßte sie die Stadt, in der sie einmal glücklich gewesen war. Soweit sie vom Glück gewußt hatte.

„Es regt Sie doch nicht auf?" fragte Marschall aus seiner Ecke heraus.

Und sie verstand den Ton der Besorgnis, und er tat ihr wohl. Ohne den Kopf von dem Fensterchen zu lassen, tastete sie nach seiner Hand und hielt sie fest, bis der Wagen den Grubeshof erreicht hatte.

Da stand schon die alte Aufwartefrau und nahm ihr Gepäck in Empfang. Und oben, in der weit-

geöffneten Wohnungstür stand Johanna Grube mit geröteten Augen. Aber ehe Helga sich darüber klar werden konnte, fühlte sie sich ins Zimmer gezogen, und zwei weiche Arme lagen fest um ihren Nacken und zwei weiche Lippen fest auf ihrem Mund.

Dann rief das große starke Mädchen über den braunen Kopf des Gastes hinweg, der so geborgen an ihrer Brust liegen blieb: „Was, Richard? Wir wollen sie schon fröhlich machen!“ Und Richard Marschall nahm Johanna Grubes Hand und klopfte daran herum und küßte sie und klopfte aufs neue daran herum. Der gewaltige Kronleuchter, der aus einer Ritterburg zu stammen schien, ließ das alte Patriziergemach aufleuchten wie in Mittagssonne, im Kamin knatterten und ratterten die Feuergeister, blendend weiß war die Tafel gedeckt, Blumen lagen auf dem Tisch verstreut, und vor Helgas Gedeck, das von einem grünen Kränzchen umgeben war, prangte und duftete ein Rosenstrauß.

„Ich habe nie ein herzlicheres Willkommen ausgesprochen,“ sagte Johanna Grube. „Kommen Sie in mein Zimmer, und dann wollen wir uns gleich zu Tisch setzen. Erklärungen brauche ich nicht. Aber wir wollen viel, viel und gemütlich miteinander plaudern.“

Sie kam allein aus ihrer Kammer heraus, und nun lächelte sie Marschall an.

„Das haben Sie gut gemacht, sie zu mir zu bringen. Das ist gläubige Freundschaft.“

„Johanna,“ sagte er, „Sie beschämen mich. Ich

komme, Sie um etwas zu bitten, und Sie — danken mir."

„Ja," meinte sie sinnend, „ist das nicht das Schöne? Muß es nicht so sein zwischen Menschen, die sich nahe getreten sind? Wenn der eine bitten will, weiß der andere, daß er ihm wert ist, und so werden Bitte und Dank eins."

„Werden Sie sie gern — und lange — bei sich behalten?"

„Bis sie mir eines Tages abgefordert wird."

„Er wird sie nicht abfordern," sagte er und dachte an Braun. „Der Scheidungsantrag kann gestern schon eingereicht worden sein."

„Oder bis sie ein anderer abfordert, Richard. Ich will sie ihm schon behüten."

„Johanna," erwiderte er hastig, „nicht ein Wort von mir! Ich komme gar nicht in Betracht. Ich habe lediglich aus denselben Beweggründen zu handeln wie Sie. Nur aus freundschaftlichen Erinnerungen heraus. Und das will ich durchführen." Er machte eine Pause, und blickte zu Boden. Dann hob er frei den Kopf. „Johanna, sie denkt selbst nicht anders darüber. Sonst — wäre sie nicht mitgekommen. Also erschrecken wir sie nicht, geben wir ihr mit vollen Händen den Frieden. Ich werde mich schon bescheiden müssen."

„Wie lange, Sie liebe Unvernunft?"

„Wie lange?" wiederholte er ernst. „Das kann ein Menschenleben währen. Mir steht kein Wort darin zu."

Sie fuhr ihm mit einer mütterlichen Bewegung über das Haar.

„Helga kommt," sagte sie dann. „Seien Sie fröhlich!"

Das brauchte sie ihm wahrlich nicht auf die Seele zu binden. Strahlend wie ein siegreicher Admiral saß er, der alle seine Schiffe sicher in den Hafen gebracht, und er hob den Pokal und ließ Frankfurt leben und der geliebten Mainstadt gastlichstes Haus, den Grubeshof, und alle seine Bewohner von heute, gestern und morgen.

„Und Bettermanns?" fragte Helga über die Tafel Johanna Grube.

„Sie haben einen Unterschlupf gefunden, dicht nebenan. Die Nachbarn mochten sie alle gern, und da räumte man ihnen eine kleine Parterrewohnung ein, bis das Haus aufgebaut ist. Meister Bettermann hat sich um zehn Jahre verjüngt. Wenn er seine Kunden besucht hat — denn er hat vorläufig keinen offenen Laden — spielt er Baumeister. In der einen Woche hat er das alte Gemäuer bis auf den Grund niederlegen lassen."

„Na, viel niederzulegen war da wohl nicht," meinte Marschall und trank auf das Wohl des Hauses Bettermann.

„Er baut mit einer streng gotischen Front," berichtete Johanna Grube weiter. „Er sagt, er müsse reinen Stil zeigen. Das sei er seinen Freunden von der Kunst schuldig."

„Wenn er dadurch nur Ihnen nicht umsomehr schuldig bleibt."

„Aber Richard," lachte Johanna, und es war heiteres Leben in dem alten Patrizierhaus.

Es schlug elf Uhr. Da erhob sich Marschall erschreckt.

„Wo bleibt die Zeit? Und Sie lassen sich meine lästige Anwesenheit seelenruhig gefallen, obwohl Sie todmüde sind. Ja, ja: der Mann sollte sich nichts anschaffen als Freundinnen. Wie das verwöhnt!"

Er gab Johanna Grube kräftig die Hand.

„Jetzt will ich möglichst ohne Umweg ins Hotel. Morgen mittag reise ich weiter. Da darf ich wohl am Morgen noch einmal einschauen."

„Sie — reisen — —?" fragte Helga, als er ihre Hand nahm.

„Es ist nicht weit. In zweieinhalb Stunden kann ich am Platze sein. Übrigens: wir haben ja morgen noch den ganzen Vormittag. Nun sollen Sie schlafen. Gute Nacht, Frau Helga! Unter dem Dach des Grubeshofs ist gut sein."

„Gute Nacht, Herr Marschall . . ." aber sie hielt seine Hand fest.

„Lehrling," sagte er da lächelnd und mit Betonung. Aber sie schüttelte erregt den Kopf.

„Ich find' ja das Wort des Dankes nicht," stieß sie hervor. „Ich bin ja nur immer mitgelaufen, als müßt' es so sein."

„Mußt' es auch," entgegnete Marschall und führte ihre Hände an seine Lippen. „Jetzt haben Sie Johanna."

„Helfen Sie mir doch, daß ich ihm danke," bat

sie und sah mit feuchten Augen zu Johanna auf. „Er hat ja eine Art, Guttaten zu erweisen, daß man sogar den Dank vergißt."

Aber Richard Marschall war schon draußen. Und nun zog er, den Kragen hochgeklappt, die Hände in den Taschen seines Mantels vergraben, pfeifend die Bleidenstraße entlang und entschied sich an der Hauptwache, auf das Wohl seiner beiden Freundinnen im gegenüberliegenden Café doch noch einen Punsch zu trinken.

„Lassen Sie ihm doch die Freude," sagte droben Johanna Grube, „wir machen's schon wieder wett. Und nun sollen Sie mir in Ihrem Zimmerchen sagen, ob Sie sehr müde sind."

„Ich könnte die ganze Nacht mit Ihnen plaudern, und ich möchte es auch."

„Also setzen Sie sich auf den Fensterplatz. Erinnern Sie sich, daß Sie in diesem Stübchen schon einmal waren und auf diesem Platze saßen? Es war an dem Abend, an dem Sie zum ersten Male öffentlich gesungen hatten."

„Und Franz Grube hatte Geburtstag," vollendete sie und ließ den Blick wie streichelnd über die Mahagonimöbel und die Familienbilder in den ovalen Rahmen gleiten. Ja, sie erinnerte sich und hatte es nie vergessen: Hier hatte ihr der treue Mann, der kein Betrüger werden wollte, Worte der Liebe gesagt, und sie hatte sich, die Augen voll Tränen, auf den Zehen erhoben und ihn auf den Mund geküßt.

„Es ist ein Brief für Sie eingetroffen und auch

eine Depesche, Frau Helga. Wollen Sie sie lesen?" Die Stimme Johannas sollte gleichmütig klingen, aber ein leises Vibrieren war doch darin. Und Helga hörte es heraus, und nun war ihr, als sei die Reihe des Beschwichtigens an sie gekommen, und sie sagte und schaute Johanna voll an: „Liebes Fräulein Johanna, ich bin nicht leichtfertig fortgegangen. Ich bin erst gegangen, als die Vergangenheit ganz tot für mich war. Daher kann sie mich auch nicht mehr schrecken. Geben Sie mir ruhig alles, was für mich einläuft. Sie brauchen nie, nie in Unruhe um mich zu sein."

Da gab sie ihr das Schreiben und die Depesche.

„Ich bleibe im Nebenzimmer. Wenn Sie noch mit mir plaudern wollen, brauchen Sie nur zu rufen."

Helga entfaltete ruhig die Depesche. Sie war von ihrem Kasseler Anwalt und lautete lakonisch: „Von Hamburg wegen Scheidungsantrag verständigt worden. Erbitte Nachricht oder Bevollmächtigung." Dann nahm sie das Schreiben und sah an der Aufschrift, daß es von Robert Braun war. Ohne zu zögern, aber auch ohne Hast öffnete sie den Umschlag und las langsam den dichtbeschriebenen Bogen durch.

„Liebe Helga! Obschon Du mir nur die Adresse Deines Kasseler Sachwalters zurückließest, richte ich diesen Brief nach Frankfurt am Main an die Adresse des Grubeshofes, zumal auf eine telegraphische Anfrage Dein Rechtsanwalt antwortete, daß ihm Dein Aufenthalt unbekannt sei. Ich bin überzeugt, daß Dich der Brief antreffen wird, denn ich kenne ja

Deine Neigungen für Frankfurt. Du darfst ruhig weiterlesen, ohne die Befürchtung, ich gedächte aufdringlich zu werden oder einen Schritt ungeschehen zu machen, der getan ist.

„Was mich zwingt, Dir persönlich zu schreiben, statt unsere Angelegenheiten gänzlich durch unsere Anwälte ordnen zu lassen, ist zunächst der Wunsch, den wohl jeder anständige Mensch hegt, der Frau, mit der man eine Reihe von Jahren Seite an Seite gelebt und der man nichts vorzuwerfen hat, als daß sie diesem Leben doch nicht gewachsen war, ein persönliches Lebewohl zu sagen. Das tu' ich hiermit. Lebe wohl und versuche, ob es für Menschen unserer Gattung ein Glück außerhalb der Kunst zu geben vermag. Du hast die Trennung eigenmächtig herbeigeführt. Du wirst Dir vorher überlegt haben, daß Du auch die Konsequenzen allein zu tragen haben wirst. Was mich betrifft, so wünsche ich Dir gern, daß Du von unvorhergesehenen üblen Folgen verschont bleiben mögest. Mehr kann ich nicht.

„Du hast an mich das Verlangen gestellt, die Trennung in eine Scheidung umwandeln zu lassen. Die Art Deiner plötzlichen Abreise legt mir den Gedanken nahe, daß Dir die rascheste Erledigung die liebste Erledigung sein würde. Leider — in diesem Falle leider — haben wir die Gesetzesparagraphen zu berücksichtigen. Doch hoffe ich, dadurch eine Beschleunigung zu erzielen, daß ich unsere Angelegenheit dem Richter persönlich vortrage und ihn auf die außergewöhnliche Schwierigkeit der Lage hinweise,

die durch meine Gastspielreisen durch Amerika und den europäischen Kontinent geschaffen ist. Aber drei Vierteljahre dürften bis zum Scheidungsspruch immerhin vergehen, wenn nicht mehr, und ich bitte um Verzeihung, daß mir, um dies zu erreichen, nichts übrig bleibt, als ‚böswilliges Verlassen' als Begründung anzugeben. Habe die Güte, Deinem Anwalt von Deiner kategorischen Weigerung, zu mir zurückzukehren, Kenntnis zur weiteren Verwendung zu geben.

„Ich muß, soweit ich Dich kenne, annehmen, daß Dir meine geschäftsmännische Art, mit der ich alle Dinge zu betrachten liebe, heute zum ersten Male nicht mißfällt. Denn sie führt uns über alle kleinlichen Auseinandersetzungen hinweg. Rechnen wir also nur noch mit den Tatsachen, und lassen wir alle Sentimentalitäten beiseite, mit denen wir uns im besten Falle auf die Dauer der Brieflektüre belügen würden. Ebensowenig gedenke ich — ganz in Deinem Sinne — nachträglich ein Zusammenleben in den Staub zu ziehen, in dem ich mich Jahre hindurch wohl befunden habe. Aber da Du es warst, die die Aufhebung der Ehegemeinschaft herbeiführte, so bedaure ich, nunmehr auch für mich jede Freiheit des Handelns in Anspruch nehmen zu müssen, die mir geeignet erscheint, meine Kunst und meine Laufbahn vor den Rückschlägen zu bewahren. In diesem Sinne werde ich von heute an alle meine Gastspiele auffassen, und ich darf Dich wohl bitten, als Äquivalent meines Entgegenkommens und in Würdigung meiner künstleri-

schen Pläne auf die Führung meines Namens hinfort zu verzichten.

„Es ist wohl selbstverständlich, daß eine Abrechnung über unser gemeinsam errungenes Vermögen herbeigeführt wird. Sie wird in Berücksichtigung unserer jeweiligen beiderseitigen Engagementsbedingungen erfolgen, so daß Dir etwa ein Drittel, mir etwa zwei Drittel zufallen dürften. Eine Verzichtleistung Deinerseits kann ich nicht anerkennen. Ich nehme keine Geschenke.

„Den Namen meines Rechtsanwaltes habe ich Deinem Kasseler Sachwalter zugehen lassen. Die persönliche Korrespondenz zwischen uns schließe ich hiermit. Ob Du von dem Lied an die Kunst die Brücke findest zu dem Lebenslied, das Dir begehrenswerter erscheint, kann ich von meinem Standpunkt aus nicht glauben. Aber wünschen will ich es Dir gern. Das soll mein letztes Lebewohl sein.

Robert Braun."

Den Kopf zurückgelehnt saß Helga lange und dachte über jede Zeile des Briefes nach. Und plötzlich war es ihr, als ob sie beten müsse. Als ob eine Gefahr an ihr vorübergegangen sei. Und die Hände zusammengelegt, dachte sie: „Herrgott, Herrgott, ich danke dir, daß du mich vor der furchtbarsten Enttäuschung bewahrt hast. Daß Robert Braun wohl Robert Braun, aber nicht kleiner als seine Art war. Nun brauche ich mich der vergangenen Ehe nicht zu schämen. Herrgott, dafür dank' ich dir."

Sie erhob sich und suchte Johanna Grube auf.

Und dann saßen sie zusammen und vergaßen die Stunden.

„Habe ich nicht Wort gehalten, Fräulein Johanna? Sind Sie zufrieden mit mir?"

„Sie sind ein merkwürdiges Geschöpfchen, Frau Helga. Daß solche Briefe geeignet sind, einem die Gemütsruhe wiederzugeben, hätte ich mir nicht denken können. Sie müssen mit besonderen Augen lesen."

„Ich meine, das sei meine Pflicht; gegen mich und — ihn."

„Sprechen Sie weiter, Frau Helga."

„Weshalb ich das meine? Weil außergewöhnliche Verhältnisse doch auch außergewöhnliche Deutungen verlangen dürfen. Das ist mir in den letzten Tagen so klar geworden, und am klarsten heute. Daran ist dieser Brief schuld. Er enthält nicht ein einziges herzliches Wort. Aber er enthält auch keinen Vorwurf, keinen Schimpf. Man muß sich doch jeden Menschen in seiner Eigenart vorstellen und nur danach seine Größe oder Kleinheit beurteilen. Ein Mensch, der jedes Innenleben belächelt, kann doch in seinem Tun nicht nach inneren, sondern nur nach äußerlichen Handlungen bemessen werden. Und daß er mich hierin enttäuscht hat, ja beschämt hat, das ist meine Freude."

„Sie freuen sich, daß Sie sich beschämt fühlen?"

„Ja, Fräulein Johanna! Denn das kann ich doch wieder gut machen, indem ich mit versöhnenden Gedanken an eine Zeit denke, die für mich selbst so gar keinen Inhalt hatte. Jetzt weiß ich doch, seine

Art war nicht die meine, aber sie war, mit seinen Augen betrachtet, keine unwürdige. Deshalb meine Freude."

Johanna Grube nahm sie fest in ihre Arme.

„Fräulein Johanna —"

„Sprechen Sie, liebe kleine Frau."

„Ich lege seinen Namen nieder. Von heute ab heiße ich wieder Helga Nuntius, wenn auch — Frau Helga Nuntius. Das ist bis jetzt der Erlös meiner Mädchenträume . . ."

Die Uhren tickten durch die Stuben, und die Zeiger schoben sich weiter und weiter. Jetzt setzte die große Kastenuhr im Speisezimmer mit kurzem Gerassel zum Schlag an. Dröhnend wie Kirchenglocken tönten die Schläge. Aber Helga Nuntius rührte sich nicht. Als fühlte sie die Müdigkeit von Jahren in dieser Stunde geborgen.

Unbeweglich hatte Johanna Grube gesessen. Ihr Sinnen war bei Richard Marschall. Sie hatte eine Rechnung zum Abschluß zu bringen, und sie brachte sie zum Abschluß. „Liebe?" zitterte es ihr noch einmal durch die Seele. Die Faktoren stimmten nicht, da ging das Exempel nicht auf. Und mit einem tiefen Aufatmen sagte sie: „mütterliche Liebe."

Da war ihr, als fühle sie die Hand ihres Bruders Franz auf ihrem Scheitel . . .

Und sie lächelte: „Du und ich! Und unsere Lieblinge!" —

Sie beugte sich vor und rief Helgas Namen. Die schweren Augenlider hoben sich langsam. Da

ließ sie den feinen jungen Frauenkopf aus ihren Armen in das Polster gleiten und kniete nieder und zog ihr die Schuhe von den schmalen Füßen. „Helga," sagte sie noch einmal, und dann öffnete sie behutsam die Haken des Kleides und die Bänder des Mieders und nahm sie, die es lächelnd geschehen ließ, in ihre Arme und entkleidete sie wie eine Mutter ihr Kind. Der braune Kopf ruhte schlummertrunken auf ihrer starken Schulter.

„Ja, ja," stieß das Mädchen hastig hervor, „du bist nun auch mein Liebling."

Beim Schein der Kerze saß sie noch lange an ihrem Lager und sah, wie in endlichem Geborgensein die zarte Brust sich hob und senkte — —.

„Wie schön sie ist. Da wagt sich das Unschöne nicht heran — —."

Als es gegen Morgen ging, küßte sie sie auf die Lippen.

„Gute Nacht," sagte sie. „Von heute an werde auch ich gute Nächte haben. Alles ist klar und still und schön geworden, und ich habe mein Amt. Euch beide zu lieben. Den einen um des anderen willen, und den anderen um des einen willen."

Lächelnd und aufrecht ging sie hinaus. Aber über ihre Mädchenzüge war eine unsichtbare Hand geglitten und hatte die Leiden und Freuden des Muttertums hineingeprägt, die zusammen die Liebe bilden. — —

Drittes Kapitel

„Auf Wiedersehen, Frau Helga. Machen Sie rechte Fortschritte in der Lebenskunst!"

„Werden Sie bald wiederkommen, Herr Marschall?"

„Ich rechne mir gerade aus, wie hoch sich ein Abonnement auf der Eisenbahn stellen würde."

„Ich werde es Ihnen zu Weihnachten schenken."

„Topp, abgemacht. Was haben Sie heute für glänzende Augen! — Jawohl, Schaffner, ich steige schon ein; wie kann man so neidisch sein!"

Aus dem Fenster winkte er ihr zu. „In acht Tagen — —!"

Dann schob sich der Zug aus der Bahnhofshalle, und sie ließ ihr Tüchlein flattern, bis eine Kurve ihr den Wagen entzog. „Gute Reise," nickte sie ihm nach. Und dann wartete sie, ob sich das alte Einsamkeitsgefühl melden würde. Aber es blieb aus. Allerlei feine Stimmchen waren in ihr lebendig und probierten zu frischgespannten Saiten. Das war eine wohlklingende Musik. Und sie versuchte, sie nachzusummen, während sie den Bahnhof verließ und die Kaiserstraße entlang ging, und es glückte ihr.

Johanna Grube war daheim geblieben.

„Erst eine Inspektionsreise auf eigene Faust," hatte sie geraten. „Da finden Sie am schnellsten heraus, wo es hapert. Und dann komme ich und fasse Sie unter den Arm, und wir marschieren zusammen über den Berg. Vielleicht brauchen Sie mich gar nicht, oder nur, um abends am Kamin einen Zuhörer zu haben. Das wäre das Schönste! Denn nichts macht gesunder und fröhlicher als das steigende Vertrauen zu sich selbst."

Sie hatte es schon. Ganz tief holte sie Atem. Es war schon da. Er, der soeben abgefahren war, hatte es ihr zurückgelassen.

„Und nun nicht mehr grübeln," gebot sie sich. „Alles nehmen als ein Geschenk, und soviel wie möglich wieder schenken. Das schafft die ewige Festtagstimmung, hat mich mein Brückenbauer gelehrt, und ich muß dem Meister Ehre machen. Wem schenk' ich zuerst etwas?"

Sie schlug den Weg durch die Anlagen ein und kam zum Konservatorium. Da lag es vor ihr, breit und weiß wie vor Jahren, in selbstgefälliger Gelassenheit auf den Schmuck des Architekten verzichtend. Nur einen stärkeren Herzschlag spürte Helga, dann sah sie nur noch ein Haus, geräumiger als andere, aber ebenso nüchtern. Die Verzückung der Schülerin von einst wollte bei der Mündiggewordenen nicht mehr einkehren. Sie sah den Jammer der Enttäuschten neben dem jungen Künstlerhochmut auf den Bänken hocken und die Erfüllung nur wie einen Schemen

auf einer rollenden Glückskugel durch die Räume schweben, und keiner hob die Hände danach, denn jeder glaubte schon sein Abkommen mit der Göttin getroffen zu haben. Und von Hunderten hielt die lockende Zufallsgöttin nur einem das Wort. Einige machte sie zu Marionetten, andere zu Prahlhänsen, andere zu Weltverächtern, und eine Gruppe lachender Mädchen drückte sie auf rollender Kugel tief hinein in den Erdenschmutz.

Als Helga Nuntius an dem sonnenblanken Septembermorgen, der nun schon sechs Jahre zurücklag, bebend vor Erregung das Haus der Kunst betreten hatte, hatte sie Hymnen des Himmels zu erlauschen geglaubt. Ihr Gehör war schärfer geworden. Aus den Hymnen des Himmels klang ihr ein Weinen heraus und ein angstvoll unterdrücktes Schluchzen. Und sie fragte sich: geht aus diesem Portal der Kunst mehr Freude oder mehr Jammer hinaus . . .?

In der Loge des Hausmeisters erfragte sie die Adresse Professor Fallers. Sie wollte doch Geschenke bringen.

Als sie die Treppen zur Wohnung ihres alten Lehrers hinaufstieg, hörte sie ihn spielen. Er unterhielt sich mit seinem großen Freunde Beethoven über die Erbärmlichkeit des Menschendaseins. Aber energisch klopfte sie an. Ihr war gar nicht menschenverachtend zu Mute.

„Bleiben S' draußen gefälligst!" polterte drinnen eine aufgeschreckte Stimme.

„Fällt mir gar nicht ein!" rief Helga und steckte den Kopf durch die Tür.

„Himmel Sakra, bin ich Herr in meinem Haus oder bin ich's nimmer!"

„Sobald eine Dame zugegen ist — nimmer!"

„Dös wär'! Dös wär' die neueste Mod'! Frauenzimmer! Philister über mir! Was wollen S' denn von mir? Machen S' kurz. Locken hab' ich kein' mehr zu verschenken, und zum Liebhaben fehlt mir der Gusto."

„Mir aber nicht!" lachte der Besuch, huschte zum Klavierbock und legte dem griesgrämigen Alten den Arm um die Schulter. „Guten Tag, Herr Professor. Wo ist der Kavalier, dessen Ruhm als Mensch und Künstler von Baireuth aus in die Welt gegangen ist? Ich komme ihn besuchen."

„Hören S'," sagte der Alte und zog die Augenbrauen hoch, „es ist keine höfliche Frag': aber sind nun Sie verruckt oder bin's ich?"

„Ja, Herr Professor, ich darf wohl nur über mich urteilen. Also! ich bin's nicht!"

„Sie ni—icht?" brüllte der Professor und schlug auf die Tasten. Dann werd' ich's wohl sein! Dann i—ich!"

Herr Professor — — wollen Sie mich nicht einmal anschauen?"

„Ich schau' keine Frauensleut an! Meine Ruh' will ich! Und jetzt — leben S' wohl, meine Gnädige." Und er paukte höhnisch die Elvira-Arie aus dem Don Juan.

Ohne zu zögern, setzte Helga Nuntius ein:

„Mich verläßt der Undankbare — —"

Da ging das Pauken in eine aufhorchende künstlerische Begleitung über ...

Und dann sagte der Alte, ohne sich umzuwenden: „Das kann nur die kleine Nuntius sein."

„Wollen Sie mir jetzt guten Tag sagen?" fragte ihre Stimme, und ihre Hände legten sich auf die seinen, die auf den Tasten ruhten.

Er griff danach und hielt sie fest. Es war ein heftiges Zittern in seinen Händen. Und sie schob ihren Kopf an die vertrocknete Wange, und er rührte sich nicht und zog nur tief den Atem durch die Nase, als söge er mit dem Duft dieses Frauenhaares Erinnerungen ein, aus dem Frühling, aus der Jugend.

„Das ist gut," sagte er, „das ist sehr gut."

„Daß ich gekommen bin? Freuen Sie sich nun ein ganz klein wenig, wie ich mich freue?"

„Freuen Sie sich wirklich?"

„Wär' ich sonst hier?"

Da griff er hastig über die Schulter und zog ihren Kopf näher und küßte sie mit suchenden Lippen auf die Augen.

„Lieber, lieber Professor —"

„Mädel, Mädel! Also meinetwegen? Aus Anhänglichkeit hast dich herg'funden? Hast den alten Faller nicht vergessen? Bist halt die einzige von denen, die durch den Faller was geworden sind. Deshalb ist meine Freud' so kindisch geworden. Lachen möcht' ich, nix als lachen — —!"

„So lachen Sie doch! Heraus damit! Ich bin dabei!"

Und dann lachten sie gemeinschaftlich, daß es klingend und jubelnd durch das Zimmer schallte. Ihr Kopf lag fest an dem seinen. Er hatte ihn gar nicht erst freigegeben.

„Sehen Sie nun, wie jung Sie noch sind, Sie Griesgram?"

„Und wie jung Sie geworden sind! Wer mir das einmal g'sagt hätt', keine zehn Kreuzer hätt' ich dafür verwett't."

Plötzlich schob er ihren Kopf beiseite und erhob sich stolpernd.

„Ich bitt' halt um Entschuldigung," und er nestelte errötend an seinem fadenscheinigen Hausrock, an dem die Knöpfe baumelten. „Nur einen Gewandwechsel. Wissen S', von wegen des Kavaliers aus Baireuth."

Fort war er. Und sie hockte auf dem Klavierbock, die Hände im Schoß, und verwunderte sich nicht einmal über ihre Fröhlichkeit. Wenn Richard Marschall sie jetzt sehen könnte, ging es ihr durch den Kopf, der würde mit seinem Lehrling zufrieden sein. Es ist gar nicht so schwer, dachte sie, das Brückenbauen. Aber es ist so vergnüglich. Ob ich meine Kunst dem alten Professor mitteile? Ich hab' ja schon so viel gelernt, daß ich davon abgeben kann. Ach, so jung sein! — —

Da kam der alte Herr zurück. Im langen schwarzen Gehrock, und ein Kettchen mit Miniaturorden unterm Rockaufschlag. Er hielt sich sehr aufrecht, und als er drei Schritte auf sie zu getan hatte,

machte er ihr eine tadellose Verbeugung. Und sie erhob sich vom Klavierbock und erwiderte das Kompliment mit einem tiefen Hofknicks.

„Gestatten, Gnädige, daß ich Ihnen die Hand küss'?"

„Ich weiß diese Ehre zu schätzen."

Und er küßte mit großer Sorgfalt die eine und dann die andere Hand, bot seiner Dame den Arm und führte sie zu einem Fauteuil, über dessen verschlissene Pracht er mit geschicktem Schwung die Diwandecke warf.

„Jetzt aber nix als einen gemütlichen Plausch," sagte er und rekelte sich in seinem Stuhl zurecht. „Was macht der Braun?"

„Das," erwiderte Helga Nuntius freundlich, „haben Sie nun falsch angefangen. Wir stehen in der Scheidung."

„Sakra," fuhr der Professor auf und starrte sie an. Und wieder zusammensinkend, stammelte er: „Ich bin zu nix mehr gut auf der Welt. Lauter Dummheiten, lauter Dummheiten, mag ich's anfassen, wie ich will."

Es tat ihr weh, ihn so zu sehen.

„Sonst hätte ich ja nicht zu Ihnen kommen können," sagte sie leise. „Jetzt aber kann ich gehen, wohin mich meine Liebe treibt. Und recht, recht oft möcht' ich zu Ihnen kommen, wenn Sie mich auch ohne den Namen Braun haben wollen."

„Ich hab's vorausgesehen," murmelte der alte Sänger, „ich war, wenn man's genau nimmt, Mit-

schuldiger. Der Bengel hatte mich damisch gemacht mit seiner schönen Stimm'."

„Er war kein Bengel," sagte sie leise und lächelnd.

„Ni—icht?" brauste der Alte auf. „Was denn? So eine Frau auszulassen! So eine — —!"

„Und wenn ich — ihn ausgelassen hätte?"

„Helga, Mädel, is 's wahr? Vernünftig können S' auch sein?"

Sie legte ihm beschwichtigend die Hand aufs Knie. „Herr Professor —"

„Ach was, Herr Professor! Gewurmt hat's mich wie nix Recht's. Handelsgeschäfte in der Kunst! Und der Faller als ehrlicher Makler! O Gott, Kind, ich scham' mich zu Tod."

„Aber, Herr Professor, dazu haben Sie ja nicht den geringsten Grund. Ich selbst hab's ja nicht anders gewollt. Ich glaubte ja, alles Leben sei nur da, wo die Kunst sei. Und Robert Braun hatte die Kunst so souverän. Da dachte ich, bei ihm müßte auch das Leben sein."

„Hetzjagd, Hetzjagd, immer dem Mammon nach," fließ der Alte heraus, „nur nicht vom Parnaß in die Wiesen steigen, nur keine Erinnerungen sammeln! Können sie's Geld fressen? Diese großen Künstler? Aber die Erinnerungen — ah, die sind nahrhaft. Schaff dir Erinnerungen, Kind, in deinem Herzen und im Herzen der Menschen. Das macht unsterblich. Das Leben macht den Künstler, durch sein Leben wird er's. Der Faller hat's gesagt."

Da war er bei seinem Lieblingsthema, und es

wurde Helga leicht, ihn dabei festzuhalten. Das pergamentene Gesicht erhielt Farbe, die welken Züge wurden straff, und das Feuer der Begeisterung stieg ihm in die Augen. Und er erzählte mit fliegender Hast, denn er glaubte den Eindruck seiner ungeschickten Frage verwischen zu müssen, und dann hielt er das junge Wesen, das zu ihm altem Manne gekommen war, für noch viel verlassener als sich selbst. Das merkte das junge Wesen, aber es hütete sich, den alten Mann von seiner Ansicht zu bekehren, denn mit feinem Fraueninstinkt empfand es, daß der Griesgram sich an seinem Mitleid mit einer anderen zu einer lebensmutigen Stimmung erholte, die ihm selbst zu gute kam.

„Glauben S' nur den Unsinn nicht," schloß der Professor, „daß der Künstler auf Stelzen wandeln müßt'. Wenn er mit den Göttern Schmollis trinkt, versteht ihn das Volk nicht mehr. Mitten unter die Bagasch' muß er, mitten unter das lustige Volk und unter das sehnsüchtige Volk, überall hin, wo was pulsiert. Wer zum Volk sprechen will, muß das Volk kennen. Das Volk ist nie erstaunter, als wenn's in der Kunst seine eigene Sprache sprechen hört, wenn diese Kunst so umfassend ist, daß es seine eigene Liebe und seinen eigenen Haß drin wiederfindet, justament wie der Bevorzugte. Das aber lernt man nur unter Menschen. Sonst bleibt's eine kalte Kunst, eine tote Kunst."

„Ich möcht' unter Menschen, Herr Professor. Deshalb bin ich zurückgekommen."

„Und da," sagte er mit plötzlichem Staunen, „kommen S' ausgerechnet zu mir?"

„Ich hätt' es gar nicht besser treffen können," erwiderte sie. „Das, was Sie soeben aussprachen, war's, was mich aus der kalten toten Kunst forttrieb. Ich suche Nachhilfestunden, Herr Professor."

„Nein, nein," wehrte er ab, „da haben Sie die falsche Adreß. Ihnen tut Jugend not."

„Und Ihnen, Herr Professor?"

Mißtrauisch schaute er sie an. Aber sie wiederholte ganz tapfer die Frage. „Und Ihnen, Herr Professor?"

„Ja," sagte er langsam, „erinnern Sie sich denn wirklich meiner? Was wollen S' denn mit mir?"

„Zu Ihnen aufschauen möcht' ich. Damit ich junges Ding einen Mut bekomm', wenn ich seh', wie ein alter rüstiger Herr resolut das Leben erfaßt."

„Aha," meinte der alte Sänger und blinzelte in die Luft, „Kindermädchen auf meine alten Täg . . ."

Da wandelte sie die seltene Lust an, recht weiblich zu kokettieren, und sie beugte sich vor, daß sie ihm von unten herauf in die Augen sehen konnte, und fragte lächelnd: „Wär' Ihnen das so verhaßt?"

Er blickte weg. Aber mit seiner großen mageren Hand strich er ihr über das Gesicht. „Na, na, na," knurrte er.

„Na?" machte sie und hielt seine Hand fest.

Da kroch die alte Seele ungelenk aus ihrem Schmollwinkel.

„Satansweiber, alle miteinander! Selbst so ein

stiller Fratz wie du — keine Ausnahm'. Ja, ja, die stillen Wasser, die stillen Wasser . . ." Dann setzte er sich gerade auf. „Aber in die Kneipen kannst du doch nicht mitlaufen?"

„In die Kneipen? Nein. Aber zu mir sollen Sie kommen, ich wohn' im Grubeshof, und da wollen wir so recht aneinander auftauen. Und ich komme wieder zu Ihnen heraus, zum Musizieren. Und spazieren wollen wir laufen, durch die Stadt und die Dörfer ringsum. Wir wollen das Leben schon packen. Auf unsere Art."

„Donnerwetter — Mädel — —!"

Nun errötete sie selbst. Aber jetzt hatte sie ihn angesteckt. Er schüttelte ihr beide Hände.

„Handschlag drauf. Du und ich! Auf unsere Art. Wir sterben noch lange nicht. Weißt, das war's, die Furcht vor dem Sterben, seit ich klapprig werd' und nicht mehr ins Konservatorium geh'. Ich muß Musik haben, Musik — und du, weißt, du bist halt Musik."

Sie errötete noch tiefer. Aber er fuhr fort, mit greisenhafter Lust zu schwatzen.

„Wann darf ich kommen? Wann ich will? Dös is g'scheit, denn ich will sehr oft. Und — und —" fügte er blinzelnd hinzu, „aufs Heiraten spekulierst du nicht, Kind. Gelt, nicht? Dös leiden nämlich meine Erinnerungen nicht." — — —

Was war das wieder für ein frischer Tag! Wenn ich jetzt einsam auf dem Kaufunger Wald säße, dachte sie; und ein Gruß flog dem Manne nach, der

sie mit herzhaftem Griff herausgeholt hatte, bevor sie eingeschneit war und dem Leben abgewandter als sonst. Ein paar Passanten blickten sich nach der schlanken, schönen Frau um. Sie empfand es, aber sie wich nicht scheu in eine Nebenstraße. Sie freute sich, daß sie gefiel, auch ohne den Bühnenzauber. Es regte sich in ihr so viel Mädchenhaftes, daß sie heimlich einen kleinen Übermut hätschelte und ermunterte. Das war die Stimmung, Meister Bettermann und Frau Lena unter die Augen zu treten. Und sie ging hin.

Herr Johann Bettermann saß mit seiner Gattin beim Nachmittagskaffee. Aber er beschäftigte sich nicht mehr damit, Schiffchen aus Weißbrot in seiner Tasse schwimmen zu lassen. Er hatte Ernsteres zu tun. Auf dem Tisch lagen Baupläne, Grundrisse und Architekturblätter. Aus einem „Katechismus der Baukunst" las er Frau Lena vor und nahm dazu in gemessenen Abständen, um die Stimme geschmeidig zu erhalten, einen Schluck aus der Tasse.

„Aber Mann," beschwichtigte Frau Lena seine Vortragswut, „du baust wieder in die Wolken. Wir wollen doch in die Bleibenstraße kein Museum bauen!"

„Bscht," machte Herr Bettermann. „Owacht gewwe! Des stärkt des Schönheitsgefühl."

„Mann, auf fünfundzwanzig Fuß Front läßt sich doch kein Schönheitsgefühl entwickeln. Sei praktisch, Mann."

„Was sich die Weibsleut' ein' gebildet' Sprache angewehne, wenn sie von Dinge redde, die sie net verstehe."

„Mann, du verstehst sie ja selber nicht."

„I, is es die Meeglichkeit! So e Frauenzimmerverstand. Lange Haar un korzer Sinn. Verkaaf du dei Krämche im Ladegeschäft, awwer nu redd' mer net mehr enei in mei gotisch Baukunst. Des sein Männersache."

Da klopfte es an der Tür.

Meister Bettermann schaute seine Frau an, und die Frau ihn. „Herein — —?"

„Bin ich hier recht bei Bettermanns?"

Da zuckte der Meister zusammen. Diese Stimme kannte er. Und dann flog der Katechismus der Baukunst wirbelnd zwischen Baupläne und Grundrisse, und Herr Johann Bettermann so schnell zur Tür, daß seine Pantoffeln mitten in der Stube das Rennen aufgaben und ihn auf Socken das Ziel nehmen ließen.

„Das Fräulein! Das Fräulein Helga! Ja, wisse Sie denn scho', daß ich bau'? Mutter, nu wirste dei Wunner hörn! Awwer so nemme Se doch Platz. Gott, die Freed macht mei Kopp ganz werbelig. Sitze Se gut? Sie kenne doch Gotik, Fräulein! Mutter, so gebb doch endlich als e Tass' for unser Fräuleinche her!"

Und Frau Lena rannte und holte eine Tasse und trug die Lampe herbei, und Herr Johann Bettermann stopfte dem Gast ein dickes, perlenbesticktes Sofakissen in den Rücken und drückte ihr den Katechismus der Baukunst in die Hand, und Frau Lena nahm ihr das Buch wieder weg und gab ihr dafür den dampfenden Kaffee, und keiner verstand minuten-

lang den anderen, und es war eine große Aufregung.

„Was soll ich nun zuerst tun?“ rief Frau Helga und saß ganz überrumpelt.

Da siegte auch das gute Herz Herrn Bettermanns, und er rief mit seiner Frau gemeinsam: „Uns die Ehr antun un sich recht herzlich begrüße lasse.“

Bis zum Abend saß Helga Nuntius unter den glücklichen Menschen, und das alte Knabengesicht des Meisters strahlte, als der Gast von berühmten Städten erzählte und der Kunst der großen Bauherrn. Und er schluchzte vor Wonne, als ihm Frau Helga gestand, daß sie den gotischen Stil über alle anderen stelle, da er ihr immer wieder wie in Stein gehauene Musik erscheine.

„No, Mutter?“ zwinkerte er, „no? Bin ich e Kenner, wie? Musik in Stein, Mutter! Hat's der Faller net gesagt vor Jahr und Tag: Sie sinn e Musikkenner, e Kunstkenner? Des is Gotik, Mutter, mit eim Wort: Gotik!“

Und dann entschuldigte er sich und lief auf Pantoffeln über den Schnee zu seinem Bauplatz.

„Er ist ganz närrisch vor Freude,“ sagte Frau Lena, „aber es hält ihn so jung. Was der Mensch sich einbildet, das is er, und was er in seine Sach' hineinträgt, das wird sie. Und wenn's zum Schluß auch nur vier Wände mit einem Dachstuhl werden, für ihn ist es die Gotik.“

„Ich möchte mir ein Beispiel an Ihrem Mann nehmen, Frau Bettermann — —“

Da freute sich die schaffensfrohe Frau über die Lebensklugheit ihres jungen Gastes.

„Sie dürfen ihm nicht gram sein, daß er Sie noch immer Fräulein tituliert. Für ihn sind Sie immer das Fräulein Helga geblieben; daß Sie Frau Braun sind, hat er, glaub' ich, nie begriffen."

„Das ist gut," antwortete sie, „denn ich bin nun auch wieder die Helga Nuntius."

Als die Frauen voneinander schieden, sagte Frau Lena Bettermann nur: „Nun wünsch' ich der Frau Nuntius, daß sie diesmal in Frankfurt das rechte Auge haben mög' für das rechte Glück."

Auf dem Bauplätzchen gegenüber dem Grubeshof sah Helga den frischgebackenen Gotiker herumgeistern. Oben aber auf der Treppenstufe kam ihr Johanna Grube entgegen und schloß sie lachend in die Arme.

„Sie Herumtreiberin, Sie haben Besuch!"

„Besuch — —? Aber von wem denn nur?"

„Er sagt, Sie hätten ihn ausdrücklich eingeladen. Und geschimpft hat er auch: Wenn auf die Helga kein Verlaß mehr wär', dann sollt' man ihm doch überhaupt vom Leibe bleiben. Da hab' ich ihm ein Fläschchen Rheinwein vorgesetzt und den Deckel des Klaviers aufgeschlagen. Nun trinkt und spielt er abwechselnd. Hören Sie nur, jetzt singt er sogar." Und aus dem würdigen Patrizierzimmer klang es brüchig:

„Und er saß, und vergaß, auf seiner Burg am Rhein,
Denn das Herz, und den Schmerz, tröstet Rüdesheimer
Wein . . ."

„Der Professor!“ rief Helga. „Ach, Fräulein Johanna, ich fühl' mich ja so fest auf meinen Füßen. Wie hab' ich mir nur einbilden können, allein zu sein!“

* * *

Nein, sie war nicht mehr allein. Wenn es auch absonderliche Menschen waren, die ihren Kreis und ihre Gefolgschaft bildeten. Hatte Richard Marschall daran gedacht, als er sie in diese Umgebung verpflanzte? Damit die Sehnsucht ihres Lebensdranges nicht in die ungewisse Weite gehe und lerne, daß die Sonne in alle Fenster schaue, wenn man bereitwillig an der Gardine zöge? Er schrieb ihr oft, und sie las den Sinn zwischen den Zeilen heraus und merkte ihn sich. Und wenn er an theaterfreien Abenden aus seiner Residenz herüberkam, gab es immer eine stumme Prüfung, und als Weihnachten vorüber war, und als im Taunus die Schneeschmelze begann und im März schon an den Bäumen in den Anlagen der Stadt die braunen Blattknospen aufsprangen, da meinte er eines Tages: „Nun haben Sie das solide Fundament, Frau Helga. Jetzt können wir bald daran denken, in die Höhe zu bauen.“

Ganz hatte sie ihn nicht verstanden, aber über die Anerkennung, die in seinen Worten lag, hatte sie sich doch gefreut.

Am anderen Tage begann sie bei Professor Faller ihre Musikstunden wieder. —

Es war ein sonderbares Kleeblatt, dem die Spa-

ziergänger in den Eschenheimer Wiesen oder in den Wäldern bei der Schweinstiege häufig begegneten. Eine junge schöne Frau, blühend und elegant, von zwei merkwürdigen alten Herren begleitet, von denen der eine, lang und vergilbt, zum schwarzen Gehrock einen breiten Schlapphut trug, während der andere, kurz und rosig, ebenfalls im schwarzen Gehrock einherschritt, aber sein Haupt festtäglich mit einem Zylinder bekleidet hielt.

Zuerst hatte Professor Faller Einspruch gegen die Hinzuziehung des „gotischen Lederfritzen" erhoben. Aber Frau Helga war darüber hin zur Tagesordnung gegangen. Ihr galten die alten Freunde gleich. Und als der einstige Heldensänger in seinem verbitterten Gemüt erst die anbetende Bewunderung des kleinen Meisters empfunden hatte, da gewöhnte er sich auch an den gesträubten Zylinderhut.

„Der Kerl hat nicht nur Phantasie, er hat auch Geschmack," sagte nach einem dieser Spaziergänge der Professor zu Frau Helga. Denn der Professor hatte an dem Tage eine längere Abhandlung über wahre Kunstauffassung gegeben, und Meister Bettermann sich jedes Wortes enthalten. An diesem Abend folgte Herr Professor Faller einer respektvoll vorgetragenen Einladung Meister Bettermanns zu einem Schoppen Apfelwein bei Heiland.

Sonst wurde nicht viel geredet auf den Wegen durch Wald und Feld. Aber der schüchterne Frühling wurde belauscht, und sein Kommen und Vordringen. Und die drei Menschen spürten ihn, jeder

auf seine Art, in der Brust. An den heftigen Bewunderungsrufen Meister Bettermanns entzündete sich das vertrocknete Herz des in Vergessenheit geratenen Sängers, und bald vermochte seine Phantasie der geläufigen des kleinen queckſilbernen Freundes ein Paroli zu bieten. Und zwischen den beiden, die nur in abgehackten Empfindungssätzen sprachen, schritt Helga und verglich die Abendfreude der beiden Alten mit ihrer Morgenfreude.

Jede Stunde als ein Geschenk nehmen, und jeder ein Geschenk bringen!

Und sie überlegte oft, wie sie Richard Marschall erfreuen könne, wenn er das nächste Mal kommen würde. Aber immer kam er ihr zuvor. In den wenigen Stunden, die zwischen seiner Ankunft und Abreise lagen, erfüllte er das Haus mit seinem frischen Leben, das alles in die Sonne rückte. „Ich muß sorgen, daß sich nirgendwo Spinnweben ansetzen," pflegte er zu sagen, und dann klappte er den Klavierdeckel auf und spielte ungarische Tänze, die ihm seit der Zigeunernacht in St. Pauli am meisten am Herzen lagen. Dann schmeichelte die Vorfrühlingsluft weicher um Helga Nuntius, und sie wußte nicht, woher, und in ihr tauchten fremde Empfindungen auf und gebärdeten sich ganz herrisch in ihrer Brust, obwohl sie keinen Namen für sie fand. Und sie schloß die Augen, um ihr eigenes Lächeln nicht zu sehen. Aber Richard Marschall sah es, und dann schaute er angestrengt auf die Tasten, als fürchtete er eine Fingerentgleisung.

Am letzten Apriltag war er auf zwei Tage gekommen.

„Gibt's denn diesmal keine Theaterferien?" hatte ihn Johanna Grube gefragt. „Sie müssen doch endlich einmal ausspannen, sonst werden Sie uns noch krank."

„Und wenn schon," hatte er erwidert.

Da war Helga Nuntius auf ihn zugetreten und hatte seine Hand berührt und leise gesagt: „Das war ein häßliches Wort. Soll ich mich danach richten?"

„Um Gottes willen! Frau Helga!"

„Wollen Sie es dann schleunigst zurücknehmen?"

„Ich nehme es zurück und schäme mich, weil ich ein schlechtes Beispiel geboten habe."

„Werden Sie es nicht wieder tun?"

„Nein, ich werde es nicht wieder tun."

„Wie lange es schon hell bleibt," sagte sie und ließ die frühe Abendluft ins Zimmer. „Es ist gerade, als wollte es jetzt gar nicht mehr Nacht werden. So müssen Sie auch denken."

„Wollen wir einen Spaziergang machen, Frau Helga?"

„Gern. Wird Fräulein Johanna sich anschließen?"

Aber Johanna Grube hatte noch Küchensorgen. „Unser Freund Richard muß heute besonders gut gepflegt werden," sagte sie mit Betonung. „Unser Freund Richard — —" wiederholte sich Helga.

Dann gingen sie, und sie nahm, ohne daß er ihn ihr geboten hatte, seinen Arm. Da biß er sich auf die Lippen, um nicht zu schreien, und doch war die Berührung so weich.

Herr Bettermann stand vor dem Rohbau seines neuen Hauses, das am Dachstuhl Fahnen und Kränze trug.

„Ich geh' mit," rief er über die Straße.

„Morgen!" rief sie zurück. „Sonst wird Professor Faller böse."

Das leuchtete ihm ein, und er schwenkte grüßend seine Mütze.

So gingen sie allein durch den Frühlingsabend. In den Anlagen am Eschenheimertor sprangen die grünen Blätter aus den braunen Umhüllungen. Der April hatte frostige Nächte gebracht und die Entwicklung der Knospen zurückgehalten.

„Aber einmal bricht sich doch Bahn, was drinnen ist," sagte Richard Marschall.

„Was ist Ihnen, lieber Freund? Sie sind heute so anders."

„Gegen Sie nicht, Frau Helga, gegen Sie nie. Nur gegen mich, und das ist eine Dummheit."

„Was ist es?" bat sie.

„Der Frühling," antwortete er kurz. „Oder die Arbeit."

„Macht sie Ihnen keine Freude mehr? Männer wie Sie finden doch nur in der Arbeit ihr Leben."

„Wenn man weiß, wofür."

„Haben Sie Unannehmlichkeiten gehabt? Dann geben Sie mir einen Teil auf meine Schultern."

„Sie sind so gut, Frau Helga. Aber Unannehmlichkeiten — o nein! Das Gegenteil dürfte eher der Fall sein. Mein gnädiger Herr hat für den Monat

August einen Festspielzyklus befohlen, den ich mit den ersten Kräften besetzen soll. Im Mittelpunkt soll meine Oper ‚Hadwiga' stehen. Darin liegt eine große Ehrung für mich. Der Fürst hätte sie ja auch als Repertoireoper befehlen können."

„Nun also," sagte sie erfreut, „dann ist es also nicht die Arbeit."

„Es wird der Frühling sein," meinte er. „Wir haben heute Walpurgisnacht, das ist eine gefährliche Zeit für Phantasten."

Sie schritten weiter, das Ende des Oderwegs entlang, das von einem weiten Park abgeschlossen wurde. Frau Helga sann auf ein gutes Wort.

„Der Frühling," sagte sie nach einer Weile, „ist etwas zurückgeblieben. Die Bäume sind noch braun und die Knospen noch nicht entfaltet. Aber sagten Sie nicht selbst vorhin: einmal bricht sich doch Bahn, was drinnen ist?"

„Das ist der Frühling für alle Welt, Frau Helga."

„Gibt's einen anderen?"

„Wenn man sich auf den Zehen hebt — ich glaub's schon. Nur ein bißchen über sich selbst hinausheben muß man sich. Dann findet man ihn überall und ganz im geheimen."

„Das wäre die Mär' vom Paradiesgärtlein, das sich den Sonntagskindern zeigt."

„Sollen wir nicht Sonntagskinder sein, Frau Helga?"

„Ich bin's nicht, lieber Freund, mein Mut ist noch zu jung für den neuen Glauben."

„Auf den Zehen sich heben, Frau Helga, auf den Zehen sich heben. Sehen Sie denn nichts?"

Sie schaute verwundert zu ihm auf. Seine plötzliche Aufgeregtheit steckte sie an.

„Was soll ich sehen?"

„Dort, dort!" und er blickte mit großen, glänzenden Augen über die Parkmauer.

Sie hob sich auf den Zehen. „Es geht nicht."

„Wofür bin ich denn Ihr Helfer. Es ist Maiennacht," murmelte er, streckte die Arme und hob sie mit starken Händen hoch.

Da lag der verlassene Park vor ihren Blicken. Am bestirnten Himmel war der Mond aufgezogen und streute sein Licht wie Goldregendolden ins Gebüsch. Braun und leer ragten die Baumreihen noch. Aber mitten in dem verwilderten Garten schwamm eine weiße Insel. Nichts sah man vom braunen Geäst, nur ein Schwelgen in Blütenflocken. Das war wie eine selige Vision. Bräutliches Land! Ein schwelgendes Blühen und ein schwelgendes Duften, ein flüsterndes Geheimnis ... als zöge von hier — über ein kleines — der junge Frühling in die Welt!

Wie ein Seufzen glitt es durch Helga Nuntius.

„Das Paradiesgärtlein ..."

„Frau Helga —"

Ein Zittern lief durch ihren Körper bei dem bittenden Klang. Da stand sie auf den Füßen und strich sich über die Stirn. „Ich danke Ihnen."

Und wie sie das Dankeswort aussprach, marterte

es sie, daß sie nur immer Dank fand und nie ein Geschenk für ihn.

„Ja," sagte er ruhig, „so ein Paradiesgärtlein, draußen vor der lauten Stadt, von keinem gekannt als von mir, das ersehn' ich mir. Nach der Arbeit hingehen können und über den Zaun blicken! Ob Sommer oder Winter. Ich würde mich so lange auf den Zehen heben, bis ich irgendwo den Blütenschnee fände. Und ich weiß, ich würde ihn finden. Nur nicht die Flinte hinwerfen. Das hat mich dieser überraschende Blick in das Blütengeheimnis des verwahrlost scheinenden Parkes wieder gelehrt."

Er bot seiner Gefährtin den Arm. Ihre Schritte waren zögernd, als zög' es sie zurück zu der Mauer. Aber der Mund fand nicht das Wort zur Bitte. So kamen sie in das Gewühl der Straßen, und hinter ihnen lockte der Zauber der Walpurgisnacht, bis er langsam verglomm ...

Viertes Kapitel

„Weshalb kommt er nicht?" fragte Helga Nuntius jede Woche die Freundin, wenn Johanna Grube den Schreibärmel abgestreift hatte und in der Abendstunde plaudernd bei ihr saß. „Glauben Sie, daß er krank ist? Oder — daß er uns vergessen hat?"

„Kennen Sie Richard Marschall so schlecht?"

„Oft," sagte sie nachdenklich, „mein' ich, ich kenn' ihn. Und oft — —"

„Und oft — sträuben Sie sich gegen Ihre Erkenntnis. Ist es nicht so, kleine Frau?"

„Klein?" lachte Helga und streckte ihre schlanke Gestalt.

„Also groß. Nun geben Sie mir aber auch eine große Antwort. Weshalb vermissen Sie ihn so?"

„Ach, Gott, vermissen? Zeigen Sie mal her! Was haben Sie für einen roten Fragemund! Nein, so einen lieben, dummen Mund!" Und ehe es sich die Freundin versah, war sie ihr um den Hals gefallen, hatte sie abgeküßt und war verschwunden, bevor Johanna Grube sich von ihrem Staunen über die jähen Zärtlichkeitsergüsse erholen konnte.

War das wirklich noch Helga Nuntius?

Die Zärtlichkeitsausbrüche wiederholten sich. Oft kamen sie ganz unvermutet. Mitten in einer Unterhaltung konnte Helga plötzlich abbrechen, mit unsicheren Händen nach dem Kopf der Freundin tasten und ihn an ihre Brust ziehen. Oder sie stand ohne Veranlassung auf, wanderte, eine Melodie vor sich hinsummend, durch die Zimmer und streichelte mit weichen Händen jeden Gegenstand. Es war, als ob ein Liebkosungsbedürfnis in ihr aufgewacht wäre, als ob sie eine Unruhe hätte, ihm nicht Genüge tun zu können. Dann wieder stand sie vor dem Klavier und sang mit voller Stimme ihre Lieblingsarien, besann sich und lief zu Meister Bettermann, um ihm bei der Auswahl der Tapeten behilflich zu sein. Und von hier eilte sie zu Professor Faller und trieb stundenlang mit ihm Tonstudien.

Einmal hatte sie den Weg zu dem verwachsenen Park genommen. Aber die Mauer war zu hoch, sie konnte nicht hinüberblicken, so sehr sie sich auch auf den Zehen hob.

„Ohne ihn ist es nichts," dachte sie wie ein ungeduldiges Kind. „Weshalb hilft er nicht?"

Dann hatte sie vor sich hin gelacht und war fortgehuscht, als ob man sie auf verbotenen Wegen ertappt hätte.

Aber ob sie schweigend bei den Freunden saß oder trällernd herumging, immer war es, als läge ein heimlich Sonnenkrönchen auf ihrem Haar, in dessen Strahlen sie sich wärmte. Und die Wärme sprang über auf ihre Umgebung und machte sie hellhöriger

und hellsichtiger für die eigene Freude, und keiner wußte, wer jünger sei, er oder die andere.

Wenn man sie fragte, lachte sie.

„Ich muß Richard Marschall vertreten. Bis er wiederkommt, müssen wir es alle können."

„Was denn? Was müssen wir können?"

„Sein Lebenslied," sagte sie wichtig.

„Was ist denn das für ein Kunstwerk?"

„Ach," erwiderte sie und blickte in die blaue Ferne, „das ist kein Kunstwerk. Das ist das Patengeschenk des lieben Gottes, das mancher, der nachher die Frau Kunst zur Patin wählte, als überflüssig vergaß. Und mit ihm vergaß er die Mutter, die allein selig machende Mutter Erde. Denn wir sind Menschen . . ."

„Kinder," flüsterte Professor Faller, „seid's stad. Wir haben eine Philosophin im Haus."

„Einen mokanten alten Herrn haben wir im Haus," rief Helga und hielt ihm den Mund zu. —

„Weshalb kommt er nicht?" fragte sie nach einigen Tagen wieder. „Jetzt sind es schon zwei Monate."

„Weil er will, daß —" und Johanna Grube hielt einen Brief hoch.

„Daß — —?" drängte Helga.

„Daß Sie kommen."

„Ich — —?" entgegnete sie langsam und ließ die Arme sinken. „Das geht doch nicht an."

„Was denkt sich nun wieder Ihr krauses Köpfchen. Er will Sie doch nicht als Gast, das Theater will Sie als Gast."

„Das Theater —?" wiederholte sie mechanisch.

„Liebe Helga, Sie dürfen unserem Freunde nicht zürnen. Er hat sicher so viel hergedacht, wie wir an ihn."

„Wie wir an ihn —" sprach sie nach.

„Aber welche Arbeit hat er in diesen beiden Monaten zu bewältigen gehabt. Der Entschluß des Fürsten, die Festspiele zu veranstalten, ist so plötzlich gekommen, daß Richard Kopf und Hände voll Sorgen hatte. Er mußte im Auftrage der Intendanz die Engagements treffen, er mußte Reisen unternehmen und manche Bühnensterne persönlich aufsuchen, um sie in letzter Stunde zu gewinnen, er mußte Absagen durch die Gewinnung neuer Kräfte wett machen. Und zu allem dem mußte er sein Orchester auf eine unerreichte mustergültige Höhe bringen. Wie häufig, wenn ihm abends die Stirn brannte, wird er sich ein ruhsames Plätzchen gewünscht haben."

„Und ich — —?"

„Sie? Wie weit Sie dabei in Betracht kommen, meinen Sie?"

„Ja, das mein' ich," sagte sie hastig.

Und Johanna Grube sprach so ruhig weiter, als ob auch sie an keine andere Auslegung gedacht hätte.

„Sie sollen seine Hadwiga singen, Helga. Sie wissen ja, daß der Fürst, um Richard zu ehren, die Oper in den Berlioz-Zyklus eingeschoben hat. Nun ehren Sie ihn auch."

„Ich soll wieder — auf die Bühne?"

„Ängstigt Sie das? Das ist doch kein Vergleich zu früher. Das ist doch jetzt Lebensfreude, wenn

Sie dort oben stehen, die Freude, den Menschen dort unten zeigen zu können, welche Schönheiten das Leben hat, und daß die Kunst die Blüte ist. Das, glaubte ich, würde heute Ihre Empfindung sein, wenn Sie die Bühne wieder beträten."

„Ja," sagte sie mit einem tiefen Atemzug.

„Also Sie werden es tun? Sie werden hinreisen?"

Und sie erwiderte mit einem heimlichen Lächeln: „Ich muß ihm doch beweisen, daß der Lehrling nachgerade zur Gesellenprüfung reif ist."

Da gab Johanna Grube ihr zwei Briefe, die für sie angekommen waren. „Ich hätte sie sonst zurückgehen lassen. ‚Adressatin hält sich noch immer in unbekannten Fernen auf.'"

Helga nahm sie. Doch bevor sie sie öffnete, legte sie der Freundin die Hand unters Kinn und zwang sie, sie anzusehen.

„Weshalb — freuen Sie sich — zuweilen so — —?"

„Weil — weil —" stammelte Johanna Grube, „weil ich zuweilen ein ganz unverständliches Frauenzimmer bin." Und sie machte sich los und eilte in ihr Kontor.

Helga war tief errötet.

„Nein, nein," sagte sie, „ich irre mich. Das — und so lieb zu mir zu sein — —. Das ist nicht möglich."

Der erste Brief war von der Generalintendanz des Hoftheaters. Frau Helga Nuntius wurde in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gebeten, den Festspielen, die zu Anfang August in der Residenz statt-

finden würden, insoweit ihre gütige Mitwirkung leihen zu wollen, als sie sich bereit erklären möchte, die Titelrolle in Marschalls „Hadwiga" zu übernehmen und im Laufe der nächsten Woche zu den Proben einzutreffen. Es folgten die notwendigen geschäftlichen Erklärungen.

Der geschraubte Kanzleistil kam ihr zum ersten Male wie ein kleines freudiges Dichtwerk vor.

Sie nahm den zweiten Brief und las. Er war von Richard Marschall.

„Wie kurz," sagte sie enttäuscht. Und deshalb las sie ihn zweimal.

„Meine liebe und verehrte Frau Helga! Richard Marschall als Geschäftsmann. Das ist eine neue Nüance. Richard Marschall als Manager, als Impresario. Wollen Sie sich dem einmal anvertrauen? Ich habe die Empfindung, als könnten Sie es eher als dem Brückenbauer gleichen Namens, der sich freventlich den Meistertitel beigelegt, während er selbst bescheiden von seinem Lehrling hätte lernen sollen. Denn dessen Brücken schwingen sich bereits hoch über die des sogenannten Meisters hinweg. Aber als Impresario! Frau Helga, da stehe ich meinen Mann! Sie ahnen nicht, welche Qualitäten der Mensch in sich entdeckt, wenn er sich von der Gefühlsseite auf die Geschäftsseite dreht und in dunkler Kammer schamlos, aber wohlgefällig seinen Egoismus paradieren läßt. Es sieht ja keiner. Und bei Licht sind wir wieder Gentlemen aus purster Liebe zur Kunst. Frau Helga, ich möchte ein Geschäft machen.

Ich möchte mit meiner ‚Hadwiga' ein volles Haus gewinnen und ein Triumphgeheul des Publikums mit dem des Kassierers als Oberstimme. Beides kann nur sein, wenn Sie meinen Impresariofähigkeiten trauen und herkommen. Vor den Leuten können wir ja tun, als ob wir das Gold Perus als Blech erkannt hätten. Alles für die Kunst! Nur um die hehre Festspielstimmung nicht an die gemeine Erde zu erinnern! Aber heimlich blinzeln wir uns zu . . . Kommen Sie, Frau Helga. Ich habe Sie nötig.

Ihr ergebener — Brandschatzer."

„Soll ich nun lachen oder weinen?" dachte sie.

„Brandschatzer — — —!" Und sie buchstabierte das Wort und zerlegte es in Silben. „Es kommt etwas wie ‚Schatz' darin vor." Und dann hatte sie sich entschlossen, ob sie lachen oder weinen sollte. Wie ein ganz, ganz junges Mädchen — —.

„Es brennt, es brennt!"

Und mit ganz leiser Stimme wiederholte sie den Schlußsatz.

„Ich habe Sie nötig —."

„Und ich —? Als ich ohne ihn in den Park schauen wollte! In das blühende Paradiesgärtchen . . ."

Tagaus, tagein war sie bei Faller. Ob er wollte oder nicht, ob er behauptete, er müsse den Schmelz seiner Tenorstimme schonen, die eine baritonale Färbung nicht zuließe, oder ob er schwur, bei solch heißem Liebeswerben verlören seine „Erinnerungen", und er garantiere für gar nichts: er mußte bei dem erneuten Studium der Oper, dem sich Helga mit flammendem

Eifer hingab, die Stichworte des Partners markieren und die Duette von Anfang bis zu Ende mitsingen. Das waren sonderbare Konzerte in der Mansardenwohnung des grauen Hauses. Blühend und schwellend drang die jugendliche Frauenstimme vorwärts, und tastend kam ihr die brüchige Stimme des Alten entgegen, um sich an der Schönheit und Lebenskraft der Jugend zu entzünden, bis der Unterschied der Jahre versank und nur die Begeisterung blieb. Da nahm der ausgediente Kriegsgaul mit der Remonte die Hürden.

* * *

Berlioz' „Trojaner" waren über die Bühne gegangen. Ein Elitepublikum hatte sich zusammengefunden, um an dem seltenen Genuß teilzunehmen. An jedem Abend saß Helga Nuntius in der kleinen Balkonloge des ersten Ranges, den Blick in zitternder Erregung auf den Dirigenten gerichtet. Sie hatte das Lampenfieber für den Freund. Wenn er sich, bevor er den Stab hob, umwandte, um einen Blick über das Publikum zu werfen, blieb sein Auge sekundenlang an ihrem hangen. Elektrische Spannung war in der Luft. Dann hätte sie ihm beispringen mögen in irgend einer eingebildeten Not. Bis er den Arm über das Orchester reckte und einem temperamentvollen Feldherrn gleich seine Scharen zum Sturm, zum Sieg, auf die Schanzen führte. In sein Haar flammten die Rampenlichter hinein, und sie sah in dem Dunkel des Orchesters nur immer die Lohe.

Da war es ihr, als hätte sie ihre Hände hineinlegen müssen, kühle, liebevolle Hände. „Ich bin bei dir —"

Und nun stand sie selbst auf der Bühne, seine Hadwiga.

Die Fürstenloge war gefüllt, das Theater bis in den letzten Winkel besetzt. Und mitten unter den fremden Menschen saß Johanna Grube, ohne Unruhe, mit gläubigen Augen, als säße sie in der Kirche, und sie hatte die Hände gefaltet. „Meine beiden Lieblinge", sang es in ihrem Herzen.

Richard Marschall ging über die Bühne. An einer Kulisse traf er, die er suchte.

„Ich mußte Sie vorher sehen," sagte er. „Wie fühlen Sie sich?"

„Ich kann es Ihnen nicht erklären. Als ob ich auf eine Wiese hinaustreten sollte, und überall läge die Sonne und beschiene festlich gekleidete Menschen mit heiteren Mienen. Das dank' ich Ihnen."

„Mir?" fragte er zurück. „Das liegt an Ihnen."

„Wir wollen uns doch keine Komplimente machen. Wir beide doch nicht. Sehen Sie, da ist jetzt so viel Lebenslust und Lebensempfindung in mir aufgespeichert, daß es mich ordentlich drängt, den Leuten davon mitzuteilen. ‚Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist!' Das steht in der Bibel. Seit Sie mich vom Walde holten, versteh' ich's. Und nun erst ist mir meine Kunst eine Mission geworden."

„Ja," sagte er, „man muß das Leben fest unter den Füßen spüren, wenn man von ihm singen und sagen soll."

„Ich spür's, ich spür's. Deshalb dank' ich Ihnen ja, für beides. Geben Sie mir schnell Ihre Hände. So, das tut gut. Es klingelt. Taktstock hoch! Adieu, lieber Freund."

„Und Rosen oder Wunden — trag' heute ich nach Haus," summte Richard Marschall, als er, den Arm erhoben, vom hohen Dirigentenpult aus blitzenden Augen seine Musikerschar überblickte. Ein schnelles Lächeln über Geiger und Bläser hin, ein kurzes Neigen des Kopfes — und durch das Haus weinte und lachte, kämpfte und siegte die Mär von Hadwiga mit den Stimmen der Musik. Die Ouvertüre hatte begonnen.

Und Helga Nuntius schritt über eine Wiese, und wo sie stand, lag die Sonne um sie her, und die Menschen fühlten die Sonne. Das war die große, bezwingende Keuschheit der Kunst, die selbst in den Armen des stürmisch Werbenden rein bleibt wie eine selig lachende Frau. Und es wurde Feiertag . . .

Johanna-Grube empfand sie fast körperlich, die frohen Schauer des Festtages. Kein Ton ging ihr verloren und keine Bewegung. Immer wieder mit demselben Blick umfaßte sie Richard Marschall und Helga Nuntius. Gesundheit, Fröhlichkeit, Schönheit, die die Kunst durchstrahlte und sich, rückwirkend, von der Kunst durchstrahlen ließ. Ein weißes Haus tauchte vor ihr auf, das lag in einem blühenden Garten. Und Haus und Garten waren voll von dem Jubel großer und kleiner Menschen. Und als sie einen Vorübergehenden fragte, sagte er ihr zur Antwort: „Hier haben Leben und Kunst eine Musterehe geschlossen,

und die Kinder haben den hohen Sinn der Kunst und das siegreiche Lachen des Lebens." Da nickte sie, denn sie verstand ihn wohl, und sie spürte, wie durch ihre Schwerblütigkeit ein feines und rasches goldenes Bächlein rieselte.

Und oben auf der Bühne standen die beiden vor dem brausenden Beifall des Publikums. Und als der Vorhang endlich drunten blieb, faßte Marschall seine Hadwiga mit beiden Händen um die Taille und stieß hervor: „Herrgott, bis in die Soffitten möcht' ich Sie werfen. Da gehören Sie hin. In den Himmel." Und sie, die Hände auf seinen Schultern, stieß nicht minder heftig hervor: „Nein, nein, ich will auf der Erde bleiben. Das ist ja alles so schön!" — —

Im Hotel fand sie eine Depesche vor. Aber bevor sie sie las, drängte sie sich wortlos in Johanna Grubes Arme. Und Johanna Grube sagte: „Ich möchte Glück wünschen."

Die Depesche hatte der Buchhalter aus dem Grubeshof gesandt. „Heute abend dringlicher Brief von Rechtsanwalt für Frau Nuntius eingelaufen."

Mit glanzlosen Augen starrte Frau Helga auf das Papier. Daheim — wartete das Schicksal.

„Ich fahre noch diese Nacht. Um drei Uhr kommt der Schnellzug durch. Um halb Sechs kann ich in Frankfurt sein."

„Ich fahre mit Ihnen." Johanna Grubes Hände zitterten leicht, als sie die Depesche nahm und wieder zusammenfaltete.

Richard Marschall schickte seine Karte hinauf. Und dann saßen sie in einem kleinen Salon zusammen, und jeder litt um den anderen. Bis sie zur Bahn fahren konnten.

Es war ein hastiger Abschied, und man schaute sich nicht in die Augen.

Der Zug eilte durch die Nacht. Helga saß am Fenster und beobachtete schweigend die Dämmerstreifen, die sich langsam in bunten Tinten lösten. Wogende Felder, durch die der Frühwind ging, rauschende Wälder, die mit langenden Armen ihr Gezweig nach ihr streckten, flogen an ihr vorüber. Und plötzlich packte sie die Angst: Du sitzest wieder im Eilzug! Wie ein Alb würgte es sie. Sie hätte schreien mögen: „Anhalten, anhalten, ich will aussteigen!" aber der Alb hielt fest, und der Zug eilte weiter. Dann kam Frankfurt.

„Jetzt werde ich wissen, ob ich lebe oder sterbe," sagte Helga Nuntius. Durch das runde Fenster, an dem sie mit Franz Grube gesessen hatte, fiel die Sonne. Da öffnete sie mit ganz ruhigen Händen den Briefumschlag. „Als ich die Hadwiga zum ersten Male sang," ging es ihr dabei durch den Kopf, „wollte ich die Freiheit. Und als ich die Hadwiga zum zweiten Male sang —"

Eine Erschütterung durchrüttelte ihren Körper. Sie griff nach der Brust. Und dann kam ein einziger Laut — —

„Frei — —!"

Johanna Grube hatte sie in einen Sessel gedrückt

und kniete vor ihr und streichelte ihr Gesicht und sprach tausend Worte.

„Helga, Frau Helga, wachen Sie auf! Hören Sie denn nicht, wie alles um Sie her singt? So horchen Sie doch! Kennen Sie denn die Weise nicht? Liebste, Liebste, tauschen Sie Ihre Freiheit ein für dies Lied!"

Da kam sie zu sich und hörte Johanna sprechen.

„Was ist das nur, von dem Sie sprechen —?"

„Von der Lebensfreude, Frau Helga. Von der Ihren und Richards."

„Und — Richards? Ach, ich mit meiner späten Zärtlichkeit —"

„Aber sie ist gekommen. Spät oder früh."

„Mit meiner späten Zärtlichkeit — —" wiederholte sie. „Was weiß er davon?"

„Frau Helga," sagte Johanna Grube und erhob sich, „das ist eine Sünde."

„Ach, Sie, Sie! Verstehen Sie das denn nicht? Ich hab' sie ihm ja gezeigt. Ich kann mich doch nicht anbieten. Das kann ich doch nicht."

„Wir Frauen," sagte Johanna Grube ernst, „können so viel, wenn wir lieben."

„Das nicht! Das nicht! Ich will ihm ja Antwort stehen, wenn er mich fragt."

„Er hat Sie schon einmal gefragt. Und er hat daran getragen. Jetzt ist die Reihe an Ihnen. Nehmen Sie ihm die Last ab, und wenn es Sie ein Opfer kostet, so wird es erst recht ein Freudenopfer werden."

„Und wenn er es verwirft?"

„Danach," sagte Johanna Grube, „fragt die Liebe nicht. Sie denkt nur an die Möglichkeit, dem Geliebten ein Glück zu bringen. Verhüllen Sie nicht Ihre Augen, Frau Helga. Denn ich, ich denke nur an die Möglichkeit. Denn ich liebe Richard Marschall."

Die Sitzende war aufgefahren. Sie starrte der Sprecherin ins Gesicht. Und dann löste sich ein Krampf in ihrer Brust, und sie schrie verzweifelt: „Nein, nein!"

„Ich liebe Richard Marschall," sagte Johanna Grube noch einmal. „Einst liebte ich ihn, wie Sie ihn lieben. Dann habe ich meine Liebe gewandelt, um seinetwillen und um Ihretwillen, Frau Helga. Ich sah, wo sein Glück wohnte, und bin zurückgetreten, ohne zu kämpfen, Frau Helga. Denn wir Frauen vermögen zu kämpfen, wenn wir es auch nicht eingestehen. Er war mein Freund von Jugend auf. Wenn ich hätte kämpfen wollen, Frau Helga, ich hätte gesiegt. Und wenn ich durch sein Mitleid gesiegt hätte, auch das Mitleid hätte ich genommen und Tag und Nacht daran gearbeitet, eine wärmere Flamme zu schaffen. Aber da kam die Möglichkeit zurück, ihn noch viel glücklicher zu machen. Und diese Möglichkeit hätte ich nicht aufgreifen sollen? Da kamen Sie, Frau Helga. Und alle meine Liebe hatte nur noch ein Ziel, mütterliche Liebe zu werden, für ihn und für Sie. Denn Sie beide wurden mir eins. Frau Helga, wenn von Opfern gesprochen wird, ich habe ein Opfer gebracht. Und wer ein Opfer gebracht

hat, der hat doch das Recht, zu wissen, für was er es gebracht hat. Und nun geben Sie mir Antwort."

Aber kein Laut kam über die Lippen der Gefragten. Alles Leben schien aus ihr gewichen.

Da ging Johanna Grube auf sie zu und schloß sie fest in die Arme.

„Willst du meine Schwester werden? Ich brauch' etwas zum Liebhaben."

„Du liebst ihn, du liebst ja ihn — —!"

„Nein," sagte sie lächelnd, „das ist lange gewesen. Jetzt liebe ich dich in ihm."

„Johanna!"

„Quäl dich nicht. Es ist so."

Da nahm Helga mit hastiger Bewegung den Kopf der Freundin zwischen ihre kalten Hände.

„Du — du! Ich hätte ja auch nichts mehr gehabt."

„Hast du ihn so lieb?"

„Horch!" sagte sie, „jetzt — jetzt höre ich auch das Singen." Und dann rief sie statt aller Antwort laut seinen Namen in den Morgen. „Richard!"

Das klang, wie nur ein Weib zu rufen vermag. Helga Nuntius stand auf der selbstgebauten Brücke und rief.

„Er wird dich hören und wird kommen."

„Wann — wann?"

„Wirst du es ihm sagen, wenn er hier sein wird?"

„Alles, alles. Das ist doch kein Opfer, das ist doch eine Freude!"

„Jetzt," meinte Johanna Grube, „glaube ich auch, daß du die Melodien hörst. Das ist ein Lied, das vergißt sich nicht. Wenn ihr beisammen seid, denkt daran, daß ich das Echo habe."

Durch das offene Fenster strömte die Sommerluft. Goldstäubchen tanzten darin wie Sonnensamen. Unter dem Dachgiebel des Bettermannschen Neubaues lugte ein vergnügtes altes Kindergesicht hervor.

„Scheene gute Morje!" rief Meister Johann und schwenkte die Mütze. „Alles klar zum Gefecht. Iwwermorje wird eingeweiht! Soll ich's dem Herrn Marschall schreiwe?"

„Ich werd's schon besorgen!" rief Helga durch die hohle Hand zurück, und der Meister schrie: „Hurra," zum Zeichen, daß ihm das sehr angenehm sei.

„Nun können wir doch nicht mehr schlafen gehen," sagte Helga, und sie hatte bettelnde Augen.

Da gingen die beiden Frauen Arm in Arm hinaus in den Sommermorgen.

Fünftes Kapitel

Es war der letzte Abend der Festspiele. Den ganzen Tag über hatte Richard Marschall auf ein Telegramm gewartet, das er sich von Johanna Grube erbeten hatte. Als er um halb sechs Uhr ins Theater ging, war noch keine Nachricht eingetroffen. Da starb die Erwartung in ihm und machte einer großen Leere Platz, die er nicht auszufüllen wußte. „Der Brief des Rechtsanwalts wird nichts Erfreuliches zu melden gehabt haben," sagte er sich und preßte die Lippen aufeinander. „Nun ist alles so gut wie vorbei. Johanna sinnt über die Form nach, es mir möglichst schonend mitzuteilen."

Seine Musiker schauten verwundert zu ihm auf, als er müde den Taktstock hob. Er fing die Blicke auf, und eine heiße Röte lief ihm bis in die Stirn. „O nein," murmelte er, „das wollen wir hübsch auseinander halten." Und mit einem Ruck war er der alte. Sein Temperament sprang über auf Orchester und Bühne, und er gab es aus, als hätte es Pfennigwert, und als er zum Schluß auf die Bühne mußte, um die letzten Ovationen entgegenzunehmen, fühlte er ein angenehmes Schwanken unter den Füßen.

„Liebster Freund," sagte der Generalintendant und legte ihm vertraulich den Arm um die Schulter, „morgen treten Sie einen vierwöchigen Urlaub an. Alle Achtung vor Ihrem Nervensystem, aber wir wollen länger daran haben. Unser Kunstinstitut basiert nicht zuletzt auf Ihrem Namen."

Er dankte mit abwesenden Blicken. Er hätte schon daran gedacht, sein Heimatsdorf aufzusuchen und im väterlichen Pfarrhaus eine Zeitlang auszuspannen.

„Meine ergebensten Empfehlungen an den Herrn Pfarrer. Also morgen reisen Sie?"

„Morgen reise ich."

„Liebster Marschall, Sie machen mir mein Amt so schön. Wenn Sie mir jetzt noch die Sängerin engagieren könnten, Sie wissen schon, die uns fehlt, die Frau Nuntius. Aber ich will Sie jetzt nicht mit neuen Berufssorgen quälen. Recht, recht gute Erholung und herzlichsten Dank für die Erfolge."

Sie schüttelten sich die Hände, und Richard Marschall nahm den Weg nach Hause. Jetzt fühlte er erst die Abspannung ganz. Das Gehirn war so träge geworden.

Als er in seinem Junggesellenheim Licht machte, sah er die Abendpost auf dem Tisch liegen. Er durchblätterte die Briefe, und dann stutzte er plötzlich. Sein Gehirn schien doch nicht so träge zu sein. Es strengte sich an, sich auf diese Schriftzüge zu besinnen, die der Umschlag trug, den er gerade in Händen hielt, und es besann sich. Da flog auch schon zer-

fetzt die Papierhülle herunter, und er saß mit vorgestrecktem Kopf und überschlug in der Eile eine halbe Seite, die er nun Zeile für Zeile nachzuholen sich zwang.

„Lieber Richard!" —

Da stand „Lieber Richard!" Und es blieb am Kopfe des Bogens stehen, so oft er auch während des Weiterlesens mit Herzklopfen hinschielte, ob sich die Anrede nicht in „Lieber Freund" oder „Verehrter Herr Marschall" verwandeln würde.

„Lieber Richard! Als ich heute in die junge Morgensonne hinausschaute — ich hatte das Zubettgehen aufgegeben, weil mich immerfort ein Wunsch plagte, ein Wunsch, ganz für mich allein — da lag drüben in der Villa Phönix Herr Bettermann im Fenster und rief mir zu, daß übermorgen abend die Einweihung seines neuen Hauses vor sich gehen solle. Und ich übernahm es, Sie zu übermorgen abend herüberzubitten. Das Haus ist streng gotisch geworden, und wer es nicht glauben will, dem beweist es Herr Bettermann an den zuckerhutförmigen Türen und Fenstern. Ich weiß, Sie werden Ihrem alten Freunde die Ehre nicht versagen. Und wenn ich auch von mir sprechen darf — ach, lieber Richard, es ist so schwer und doch so leicht. Aber mündlich muß es sein. Bitte, kommen Sie!

Ihre Helga."

„Ihre — Helga!" Und auch das blieb stehen und änderte sich nicht.

Da begann Richard Marschall mit leiser Stimme

ein Lied zu singen, und es wurde lauter und lauter, je häufiger er es von vorn begann, und der Raum war voll von den Worten, die sich zu festlichen Girlanden ineinanderschlangen:

„Laßt uns die Becher bekränzen — kränzen — —"

Nie hatte es ihn so nach der Heimat getrieben. Wie ein Kind hatte er Sehnsucht nach seinem alten Herrn. Nach einem Menschen, der ihm nahe stand, dessen Blut sein Blut sei, mit dem er einen Tag und eine Nacht schwatzen, lachen, jubilieren könne. Denn dann erst war — übermorgen!

Als er am nächsten Mittag in Höchst den Zug wechselte, um Eppstein im Taunus zu erreichen, ebbten sich seine überschwenglichen Gefühle, denn das Bild seines Vaters rückte näher und näher. Und als er von Eppstein aus zu Fuß durch den Wald wanderte und den Kirchturm des Heimatsdorfes erblickte, sah er seinen alten Herrn ganz deutlich vor sich, am alten Schreibtisch, den ein Stoß orthodoxer Streitschriften bedeckte.

Ob ich wirklich mit ihm darüber spreche? dachte er. Über was denn? Ich weiß ja selber nichts als ‚Lieber Richard' und ‚Ihre Helga!' Das genügt doch wahrhaftig nicht, um eine Traurede in Auftrag zu geben.

Aber er schritt dennoch kräftig aus.

Vor dem Hause lag der Spitz in der Sonne. Sein Freudengeheul scholl bis ins Haus hinein. Da erhob sich der Pfarrer von seinem Schreibtisch, trat ans Fenster und schob das wilde Rosengeranke bei-

seite, das einst seine heitere Frau gepflanzt hatte. Es war alles wie bisher. Auch sein Anruf: „Heda, ist Besuch da?"

„Dein Jung' ist angekommen!"

„Ei der Tausend! Herein, herein!"

Da stand auch schon der alte Herr auf der Schwelle und breitete die Arme aus. Noch immer hielt er sich strack und steif, seine rote Gesichtsfarbe hatte einen bräunlichen Hauch bekommen, und die feinen Narben, die Erinnerungszeichen der Studentenzeit, waren durch die faltigere Haut krummer geworden. Aber seine hellen Augen leuchteten wie Jünglingsaugen.

„Du, das hast du aber gescheit gemacht."

„Freut's dich? Dann bleib' ich bis morgen mittag."

„Das wäre! Hast du Urlaub?"

„Vier Wochen!"

„Und ausgerechnet vierundzwanzig Stunden hast du mir davon zugedacht? Du, dir ist wohl — —" und er tippte dem Sohn an die Stirn.

„Na, darüber sprechen wir noch, Vater. Vielleicht komm' ich zurück und bleib' länger. Das hängt von dir ab."

„Das ist die neue Richtung," lachte der alte Herr. „Von dem Betragen der Väter hängt das Betragen der Söhne ab. Komm doch mal herein, daß ich dich näher betrachte."

Aber er betrachtete ihn doch mit Stolz. „Das Früchtchen scheint sich ja entwickelt zu haben."

„Das war doch nicht anders zu erwarten. Bei der Rasse!“ Und Marschall klopfte dem alten Herrn auf die breite Schulter.

„Hör mal, auf den sterblichen Leib kommt es nicht an, wohl aber auf die unsterbliche Seele.“

Aber es glitt doch ein Schmunzeln über das gesunde Gesicht.

„Jetzt wollen wir Kaffee trinken. Im Garten, wenn du willst. Dann machen wir einen Spaziergang durchs Dorf, damit die Guste unterdes das Kalb schlachten kann.“

„Du, Vater, deine biblischen Zitate schmecken nach der Legende vom verlorenen Sohn. Vielleicht fällt dir auch mal was Hübscheres ein.“

„Die Hauptsache ist, daß dir der Braten schmeckt. Schenkst du mir dann einen Teil deines Urlaubs, so nehme ich feierlichst das Gleichnis zurück.“

„Im besten Seelsorger steckt doch ein Handelsherr,“ kopfschüttelte der Sohn. „Aber es ist mir nicht unlieb. Es bringt uns menschlich näher.“

Der Garten prangte in Sommerpracht. Die Bienen summten um die Blumenrabatten und machten den Schmetterlingen die Schenken streitig. Die Obstbäume hingen voll reifender Früchte, und die Gemüsebeete standen in saftig grünem Schmuck. Friedlich lugte das rote Dach des Pfarrhauses herüber.

Der alte Pfarrer schlürfte seinen Kaffee und hatte seine Freude an dem segenreichen Sommertag.

„Das waren die Tage, die deine Mutter über alles liebte. Wenn alles um sie her summte und

brummte, blühte und duftete und Früchte trug. Dann ließ sie dich auf dem Knie reiten und rief: ‚O du schöne, schöne Welt! Jung', da mußt du hinein!'"

„Und der Junge ist hineingegangen," sagte Richard Marschall leise, „und heute weiß er, daß die Mutter recht hatte. Sie ist schön, die Welt, Vater."

Der Alte sog an seinem Pfeifenrohr. Dichte Wolken blies er in die Luft.

„Ja, ja, ja," brachte er endlich hervor, „es gibt doch Tage, an denen ich die Mutter sehr vermisse. Wenn man in das kanonische Alter kommt, dann schaut man mit ganz andern Augen in solch einen Sommertag. Dann leuchtet er ganz anders. Und unwillkürlich blickt man schärfer in die Büsche, ob man da nicht ein helles Kleid schimmern sieht. So eins, wie Mutter trug, als sie eine junge Frau war."

„Sie ist nicht alt geworden," sagte Richard Marschall sinnend.

„Nein," fuhr der Alte fort, „der Himmel hat ihr nur die Jugend geschenkt. Des Herrn Wege sind unerforschlich. Oft habe ich darüber nachgegrübelt, ob er es ihretwegen so eingerichtet hätte, denn damals fing mein Glaube an, ein eifernder Glaube zu werden, und ihre sinnenfrohe Weltlichkeit, die nur an Gottes Güte glaubte und nicht an Gottes Zorn, stand oft verständnislos vor mir und sah mich mit erschrockenen Augen an."

„Vater — —!"

„Ich weiß, was du sagen willst. Es wäre ein Ausgleich geschehen, wenn sie leben geblieben wäre, sie

hätte mir die allzu starren Ecken genommen und mir statt der Broschüren, über denen ich sitze und mich errege, den Wanderstab in die Hand gegeben. Und wir wären in den Wald hinausgezogen, und sie hätte mich gelehrt, in der Natur zu lesen, die Gott also erschaffen, und in ihrer eigenen frohen Seele, die so stark genießen konnte und dennoch so rein war. Auch darüber habe ich nachgedacht. Und ich hab' mir sagen müssen: Sie hätte die Jugend immer behalten, auch wenn der Himmel sie mir hier gelassen hätte. Darum muß es wohl meinetwegen gewesen sein, und nun denk' ich zuweilen, ob ich die Prüfung richtig verstanden habe."

„Vater — so hast du nie mit mir gesprochen."

„Es hat auch lange genug gedauert, mein Junge, bevor die Hoffart, die in jedem Menschen steckt, die Gedanken an die eigene Zweifelhaftigkeit vorließ. Seit ich ihnen aber einmal gnädige Audienz erteilte, um ihre Beschwerden mit einer Kanzelbewegung abzutun, kamen sie ungeniert wieder und gebärdeten sich bald wie Hausfreunde. Da hab' ich mich denn mit ihnen auseinandergesetzt, und nun lächeln wir uns nachsichtig zu. Ja, an solchen Sommertagen, mein Junge, wenn alles Prangen in hellerem Licht steht, und man sitzt allein und sucht aus der Vergangenheit ähnliche Tage heraus, dann denkt man unwillkürlich dies und das und ob das Leben nicht ebensogut mit einem Gott wohlgefälligen Burschenlied zu nehmen ist, wie mit einem Gott wohlgefälligen Choral."

„Burschenlied," entschied Richard Marschall.

„Nicht so rasch!“ wehrte der alte Herr. „Aber nun mein' ich oft, es ginge — beides zu seiner Zeit — —!“

„Machen wir das Exempel darauf! Vater, heute abend geht's über deinen Weinkeller.“

„Soll ein Wort sein, Junge. Aber vorher — wie gesagt: beides zu seiner Zeit — gehst du mal mit in die Kirche. Wir wollen die Orgel spielen.“

Gemächlich schritten sie durch den Garten, wie zwei alte Freunde, die sich wohl verstehen, und an jedem Blumenbeet machten sie Halt.

„Du, Vater, wenn du mir das vor zehn Jahren gesagt hättest. Das wäre eine fröhliche Wissenschaft gewesen.“

„Es mögen jetzt — warte einmal,“ und der alte Herr rechnete nach, „sechs Jahre mögen es jetzt sein, da hab' ich mich in den Gedanken verbissen. Du warst mit dem jungen Mädchen hier gewesen. Dort zwischen den Rabatten stand sie und schnitt Salat. Das ist mir noch deutlich gegenwärtig. Dann schaute ich euch lange nach, wie ihr auf eiligen Füßen in die Welt zurückschrittet, in der ich auch einmal ein junger lustiger Student gewesen war und — aus der die Mutter war. An dem Abend kam's. Denk dir — es ist beschämend — an dem Abend hab' ich zwischen meinen Jugenderinnerungen den alten Zecher gespielt. Und es ist mir gut bekommen.“

„Das ist die Hauptsache,“ betonte Richard Marschall.

Der Pfarrherr war stehen geblieben.

„Wie hieß sie doch noch?"

„Wer?"

„Das junge Mädchen, mit dem du mich damals überfielst."

„Helga Nuntius. — Hat sie dir gefallen?"

„Ich bin den Eindruck lange nicht losgeworden. Sie war wie ein Geschöpf, das nur in einem mondbeschienenen Park zu Hause ist. Meine Sympathien sind sonst nicht so schnell bei der Hand. Aber der habe ich nach dem Mond die Sonne gewünscht. Was ist aus ihr geworden?"

„Eine große und eigenartige Bühnenkünstlerin, Vater."

„Verheiratet?"

Richard Marschall tat einen tiefen Atemzug. Dann sagte er ruhig: „Sie war es. Es ist möglich, daß gestern die Scheidung erfolgt ist."

„Die Schei— —? Das hätte ich nicht erwartet. Das ist ja entsetzlich."

„Warum denn, Vater?"

„Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Das ist kein leeres Wort."

„Und wenn's der liebe Gott gar nicht zusammengefügt hat?"

„Was heißt das? Auf Sophismen lasse ich mich nicht ein."

„Ja, Vater, es werden doch auch Ehen geschlossen, bei denen die Liebe gar nicht mitgewirkt hat. Das wirst du als Geistlicher doch am allerbesten wissen."

„Dann ist es ein Verstoß gegen die göttliche Ordnung gewesen, oder, wie ihr Neuerer sagt, gegen die sittliche Ordnung. Also strafbar. Wer zu freveln wagt, muß auch den Mut haben, die Folgen zu tragen. Das wäre mir eine traurige Gesellschaft."

„Und wenn eine Unschuldige davon betroffen ist? Die aus Unkenntnis gehandelt hat?"

„Welcher Mensch kann von sich sagen, daß er sich im Stande der Unschuld befindet. Lies im ersten Buch Moses den Sündenfall."

„Ich lese lieber im Evangelium die Worte des Heilands: Wer ohne Schuld, der werf' den ersten Stein."

Der alte Herr nahm das Pfeifenrohr aus dem Mundwinkel und sah den Sohn scharf an. Und dann wechselte er das Thema.

„Gehen wir zur Kirche? Die Orgel hat sich famos eingespielt."

„Gern. Soll ich wieder den Blasebalg treten?"

„Wenn's dir Spaß macht? Sonst kann ich den Kirchenjungen holen lassen."

„Natürlich macht's mir Spaß. Schon, weil wir dann allein bleiben."

„Du," sagte der alte Herr und plinkte mit dem Auge, „das ist verdächtig. Heraus mit der Sprache! Willst du mich etwa anpumpen, du Heimtücker?"

„Deinen Geldbeutel am wenigsten. Vielleicht dein gutes Herz."

„Der hat etwas auf dem Kerbholz," murmelte der Alte. „Aufgepaßt!" Und der Sohn erriet die

Gedanken des Vaters und murmelte: „Donnerwetter, Achtung!“ So gingen sie die Dorfstraße entlang, und der greise Pfarrherr lehnte die Pfeife gegen die Kirchentür, schloß auf und betrat mit dem Sohn den dämmerig kühlen Raum. Und dann hatten sie beide keinen Gedanken mehr, als den an die Weihe des Ortes. Bis die Orgel ertönte. Da fehlte ihnen beiden etwas. Der Gesang.

Richard Marschall trat die Bälge, und der Alte zog die Register. Und als die brausenden Töne sich zu Harmonien ordneten und nach einer Bachschen Fuge der Riese Händel sein Haupt erhob und nach dem Messias rief, da horchte der Orgelspieler über die Brüstung hinaus, und auch der Blasbalgtreter spitzte die Ohren.

„Schade, daß jetzt die Kleine nicht da ist,“ sagte der alte Herr.

„Die scheint dir ja mächtig ans Herz gewachsen zu sein,“ reizte der Sohn und lachte in sich hinein.

Nach dem Abendessen blieben sie am Tische sitzen. Lustig kräuselte sich der Rauch ihrer Zigarren und trieb durch das offene Fenster in den träumenden Garten hinaus. Die Gläser waren gefüllt, und die beiden Menschen spürten ein Wohlbehagen.

„Wie lange hab' ich nicht pokuliert,“ sagte der alte Herr und stieß mit dem Sohne an. „Zu mir kommt keiner. Der Schulmeister ist Abstinenzler, und die edle Gottesgabe allein genießen, macht melancholisch. Prost, mein Junge, sollst leben!“

„Dein Wohl, Vater. Weshalb läßt du deine

alten Korpsbrüder nicht mal antreten oder trittst bei ihnen an?"

„Das letztere, nur das letztere! Das wird über kurz oder lang geschehen. In der andern Welt. Da haben sie sich nämlich versammelt und warten auf mich. Ich bin jetzt das älteste Semester, und das — das ist eine Ehre, die ihre zwei Seiten hat."

„Ich gestatte mir auf das Wohl des ältesten Semesters einen Ganzen aufs Spezielle."

„Danke dir. Möge dir diese Würde auch einmal werden."

„Vorläufig bin ich zum Ritter geschlagen."

„Was? Du?"

„Eigenhändig von meinem gnädigen Herrn. Vorgestern nach der Aufführung meiner ‚Hadwiga'. Ritterkreuz erster Klasse. Ist das nicht eine gute Flasche wert?"

„Ach du — entschuldige mal — da muß ich doch selbst mal in den Keller. Willst du mit? Dann nimm das Licht. Wir wollen einen Gang antreten, so ernst, wie er der Bedeutung der Ereignisse entspricht."

„Du weißt einen Ritter zu ehren," sagte Richard Marschall, als sie die Ausbeute ihrer Kellerunterfuchung auf dem Tische aufgebaut hatten. „Das ist für einen Landpfarrer kein schlechter Tropfen."

„Der stammt noch aus der Zeit deiner seligen Mutter, mein Junge. Ich hab' ihn liegen lassen. Der beste Jahrgang."

„Stamm' ich auch aus dem Jahrgang?"

„Ich will dich nicht beleidigen. Prost, Herr Ritter!“

„Es lebe die Stammburg, Vater!“

„Das ist ein gutes Wort, dem Weine angemessen. Ja, damals, als ich ihn einkellerte . . .“

„Erzähle, Vater. Das wird eine Nacht, um jung und Schwärmer zu sein.“

„Wäre nicht die erste, Richard. Gott, wenn mir so die Blume des Weines in die Nase steigt —. Das Marburg, das war doch ein prächtiges Nest. Oder lag's daran, daß wir jungen Burschen damals alles in die Begeisterung tauchten. Wie mir das immer in die Knochen ging, wenn der feierliche ‚Landesvater‘ stieg.“ Und er begann mit tiefer Stimme zu singen:

„Alles schweige! Jeder neige ernsten Tönen nun sein Ohr!“

Hell fiel Richard Marschall ein. Erst blickten Vater und Sohn aneinander vorüber, aber mählich wurde der alte Herr warm, und dann streckte er dem Jungen die Hand über den Tisch hinüber, und Auge in Auge sangen sie sich an.

„Nimm den Becher, wackrer Zecher, vaterländ'schen Trankes voll!“

„Ach du, Junge, Richard, es hat doch was an sich! Wenn ein Menschenalter dazwischen liegt, merkt man es wieder. Der Anfang und das Ende bringen dieselben Träume. Wir laufen im Kreise und wissen es nicht.“

„Keine Rührung, Vater! Wozu? Jetzt wissen

wir es, und wir wollen es mit Bewußtsein wissen. Das schmückt das Leben." Und er stimmte aufs neue an:

„Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun —"
„Drum, Brüderchen, ergo bibamus!"

sang der alte Herr mit kräftiger Stimme.

Und der Junge sang ihm entgegen:

„Was sollen wir sagen vom heutigen Tag?"

Und der Alte antwortete lächelnd:

„Ich dächte nur: ergo bibamus!"
„Er ist nun einmal von besonderem Schlag!"

sang der Junge.

Und volltönend der alte Herr:

„Drum immer aufs neue: bibamus!"

Und dann vereinten sie ihre Stimmen, und durch das ernste Pfarrhaus zog es in den Garten, den einst die junge Frau Pfarrerin in seiner bunten Heiterkeit gepflanzt:

„Er führet die Freude durchs offene Tor,
Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor,
Da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor,
Wir klingen und singen: bibamus!"

„Vater, du, dich hätt' ich als Student sehen mögen!"

„Glaub's! War nicht der schlechteste."

„Und der sanfteste auch nicht!"

„Der sanfteste? Na ja, ein bißchen wild hab' ich's schon getrieben."

„Und zechen mußt du gekonnt haben!"

„Kann ich auch heute noch. Gute Schule, Herr Ritter, anders als heute! Zechen mit Begeisterung, für die Ideale: Vaterland, Burschentum, Liebe! Nicht für den sozialen Brei, der den jungen Leuten von heute im Hirn schwimmt. Wir, wir halten die Jugend! Prost!"

„Ich erkenn' meinen Vater nicht wieder. Man hat mir meinen Vater ausgetauscht!"

„Die Mutter hätt' bei mir bleiben sollen. In der Einsamkeit hatte ich nichts als mich. Da hab' ich an mir herumgewetzt und herumgeputzt wie an einer Klinge. Blank wurde sie und scharf auch, vielleicht zu scharf, aber alle die Inschriften, die sie mir einst so wertvoll machten, gingen verloren."

„Nimm meine dafür, Vater."

„Das wäre nicht übel," meinte sinnend der alte Herr. „Oder liegt das an den hellen Sommernächten — —."

„Auch in Marburg waren sie hell, und du hast nicht lange gegrübelt: woher und weshalb? Du hast sie genossen mit dem unangekränkelten echten Empfinden der Jugend. Vaterland, Burschentum, Liebe — was ist das für ein wonniger Dreiklang. Und die Marburger Mädchen? Was sagten die dazu?"

„Ja, mein Jung'," lachte der alte Pfarrherr, „dazu ließen wir sie gar nicht kommen."

„Du gibst mir da schlechtes Beispiel, Vater."

„Ach was, wenn man jung ist! Das lange Scharwenzeln und der moderne ästhetische Flirt waren damals nicht Mode. Ein Küßlein in Ehren! Ja, wenn

man das immer langer Hand hätte vorbereiten wollen, dann wär ja die Jugend vorübergebraust, und wir hätten uns hinterher den Mund wischen können."

„Das nenne ich ehrlich!"

„Ehrlich?" rief der alte Herr, und seine Augen glänzten. „Schön war's! Wunderbar war's! Du, als ich deine Mutter zuerst sah! Ich hatte ein kleines Vermögen, und sie hatte nichts als ihre jungfräuliche Schönheit und ihre Lustigkeit. Ja, glaubst du, da hätte ich erst Reihe herum gefragt, ob's erlaubt sei? Die oder keine! Damit war für mich alles erledigt. Und riesenstark fühlt man sich dabei. Gegen eine ganze Welt springt man auf. Diese oder keine!"

„Und dein Vater? War er einverstanden?"

„Mein Vater Superintendent? Na, mein Sohn, so ein Gesicht zu sehen, wünsch' ich dir nicht, wenn du eines Tages mit deiner Allerliebsten angezogen kommst. Erst hat er mich beiseite genommen und auf mich eingeredet, dann hat er gewettert, daß es nur so eine Art hatte. Aber das verschlug mir nichts. Ich will sie ja heiraten, ich, ich, ich! hab' ich ihm zugerufen. Wie könnt denn ihr wissen, was ich als Glück empfinde, was mein Glück ist? Und mein Schatz hat mich angelacht, und ich hab' sie in die Arme genommen, und trotz aller Vorstellungen und allen Zeterns hab' ich sie zu meinem Weibe gemacht. Herrgott, ich danke dir. Das hab' ich nie bereut."

Er fuhr sich über die Stirn, schaute ins Weite und trank langsam sein Glas leer, als tränke er einem lieben Schatten zu.

„Vater, jetzt darf ich nicht mehr zurückhalten. Hörst du mir zu?"

„Jung', laß es was Schönes sein. Füll die Gläser wieder. Mir ist, als säße ich irgendwo in einer Laube mit meinem Leibfuchs, und wir hätten, wie es dazumal des öfteren geschah, die Theologie für den Abend beiseite gelegt und schwärmten von den geliebten Mädchen.

O du Entriss'ne mir und meinem Kusse,
Sei mir gegrüßt, sei mir geküßt . . ."

summte er und schaute in das flüssige Gold des Weines. „Wie der Wein warm macht. Ja, ja, der stammt noch aus der Zeit deiner seligen Mutter. Da war noch Wärme."

„Ich hab' mich auch nach der Wärme gesehnt, Vater. Ich bin in den letzten Jahren so einsam wie du gewesen."

„Einsam? Du? Und mitten in der Welt? Weshalb denn das?"

„Weil ich jemand lieb hatte, Vater."

„Und — hast dich nicht getraut? O je, dich hätten wir in Marburg haben müssen."

„Da hätte ich gelernt, gegen alle Welt anzukämpfen, glaubst du?"

„Das hättest du. Wenn man mit der rechten Begeisterung liebt, gibt es keine Verhältnisse, die nicht zu besiegen sind."

„Vater, das ist die Stimme des Blutes. Ich liebe Helga Nuntius, und sie soll und muß meine Frau werden."

Da setzte der alte Herr sein Glas nieder und erhob sich.

Und Richard Marschall erhob sich ebenfalls und zuckte nicht mit der Wimper.

„Die Frau läßt sich scheiden, Richard?"

„Sie hat ihren Anspruch an das Glück, wie wir alle."

„Sie hätte es in ihrer ersten Ehe suchen sollen. Wer sucht, der findet. Aber vielen ist das unbequem."

„Sie hat das Allergeringste verlangt, und hat es trotz fünfjährigen Suchens nicht gefunden."

„Was kann das sein?"

„Die Heimat. Ein Plätzchen zum Ausruhen. Sie hat eine traurige Kindheit gehabt und eine kalte Ehe. Was sie für sich wünscht, ist nicht viel."

„Du schätzest dich nicht hoch ein, mein Sohn."

„Ich schätze mich so hoch ein, daß ich weiß, ich werde ihr die Heimat schaffen. Und dieser Heimatboden soll fruchtbar sein, für neue Wünsche und immer neue Erfüllungen."

„Du willst mich wohl auf die Probe stellen, Richard. Aber du irrst dich, wenn du meinst, du könntest mich von den Überzeugungen abbringen, denen ich ein ganzes Menschenalter geopfert habe."

„Und die ursprünglichen Empfindungen deiner Jugend? Wiegen die nicht zehnmal mehr als die aus tausend Schriften zusammenstudierten Überzeugungen? Wer war es denn, der, als er jung war, sich in seiner angefeindeten Liebe so riesenstark fühlte? Es war mein Vater. Wer war es, der nicht erst Reihe herum fragte, ob's erlaubt sei, und

gegen alle Welt aufsprang und rief: Die oder keine? Wieder mein Vater. Und wer war es, der gegen alle Vorstellungen des eigenen Vaters die Liebste in die Arme nahm als sein Weib und nur die eine Antwort hatte, für die er soeben noch seinem Herrgott dankte und die er nie bereut hat: Wie könnt denn ihr wissen, was ich als Glück empfinde und was mein Glück ist? Zum dritten Male: mein Vater! Weißt du, daß ich ihn dafür mit heißester Liebe liebe, meinen Vater?"

„Richard, Richard, du sprichst doch von einer geschiedenen Frau!"

„Vater, wenn du Mutter kennen gelernt hättest, als sie müde und zerbrochen aus einer glücklosen Ehe gekommen wäre, wenn du gefühlt hättest, daß du, du allein im stande seiest, ihr das Glück des Lebens zu erschließen, weil deine Liebe zu ihr so schrankenlos groß und rein sei — würdest du an ihr vorübergegangen sein einer äußeren Form wegen?"

„Ich?"

„Hättest du den Kopf eingezogen und wärst vor dir selber davongelaufen?"

„Junge — ich?"

„Hättest du sie hinter dich her blicken lassen mit der Verzweiflung an Gott und den Menschen? Nur, weil die Orthodoxie nun einmal kein tolerantes Menschentum zuläßt? Oder hättest du dir gesagt, was dir jetzt oft in den merkwürdig hellen Sommernächten durch den Sinn geht: — beides zu seiner Zeit? Und hier bin ich Mensch und hier will ich es

sein, so wahr Gott mich als einen solchen geschaffen hat, bevor ich die Buchstaben in seinen Büchern verglich?"

„Jung', Jung'," sagte der Alte, „hast du das von deiner Mutter oder deinem Vater — —?"

„Ich hab' es von meinen Eltern, denen ich für mein Leben danke, so wie es ist!"

Da ging der alte Herr mit gebogenem Rücken zum Tisch und griff nach seinem Glas. Und als er sich umwandte, hatte er den Rücken gestreckt, und in seinen Augen schwamm ein sonderbarer Glanz.

„Komm mal her, mein Junge, jetzt sollst du mir aber Bescheid tun."

„Worauf, Vater?"

„Worauf? Auf meine Schwiegertochter! Prosit, Richard!"

Da lag der Kopf des Jungen an der breiten Brust des Alten. So eine Umarmung hatte der Pfarrherr lange nicht verspürt. Und er strich hin und her über das Haar des Sohnes und sagte nur immer: „Jung', mein Jung'. Ich werd' doch nicht meinen Jung' im Stich lassen."

Und dann drückte er ihn auf einen Sitz nieder und setzte sich ihm gegenüber und bestimmte: „Jetzt aber kein Wort mehr darüber. Spar sie dir für deine Helga, wenn du dir das Jawort holst. Junge, du hast mich zum Wein verführt und die alten Zeiten heraufbeschworen. Bin ich so lange Mensch gewesen, kann ich's auch noch ein paar Stunden länger sein. Stoß an, Marburg soll leben!"

Er wollte keine Weichheit zeigen, der alte Herr.

Aber in seinem Innern war ein Damm durchbrochen, und brausende Frühlingsgewässer drangen hindurch und überfluteten seine Brust. Und unaufgefordert begann er zu erzählen von Fahrten und Träumen und wie jung, wie jung er selber einmal gewesen sei.

Es ging auf die zweite Morgenstunde.

„Eine neue Flasche, Vater?"

Aber der alte Herr erhob sich und reckte lachend seine mächtigen Glieder.

„Da sprach der Scheich zum Emir:
Jetzt san mir full, jetzt gehn mir."

„Voll von Begeisterung, Vater. Nur dem Leben die Brust bieten, wenn es einem Geliebte werden soll."

„Junge, Junge, du hattest eine wunderbare Mutter," sagte der alte Pfarrherr und ging leise hinaus . . .

Und Richard Marschall stand noch lange vor dem verblaßten Bilde, das an der Wand hing.

„Ja, Mutter, nun muß ich dir für meine Sinnenfreude noch einen besonderen Dank sagen. Weil ich durch dein Erbteil die Welt und das Leben so schön finde . . .! Helga und ich, wir werden's weiter vererben. Wenn ich sie nur erst hätte, die Helga. — — Gute Nacht, Mutter. Dein Erbteil ist in besten Händen."

Der wilde Rosenstrauch, der die Fenster umrankte, zitterte dem Frühwind entgegen. Da strömte ein Duften aus der Nacht in den Morgen. — —

Sechstes Kapitel

Der alte Pfarrherr hatte am Nachmittag seinen Sohn zum Eppsteiner Bahnhof hinausbegleitet.

„Ich bin so rüstig wie du. Zwei Stunden Marsch machen mir nicht das Geringste aus. Wenn man vierzig Jahre Landpfarrer gewesen ist, läuft man in den Sielen, ohne daß man es weiß."

„Vater, ich hab' da über etwas nachgedacht —"

„Ja, mein Junge, mir geht seit dieser Nacht auch immer etwas im Kopf herum. Ich möcht' es dir schon sagen."

„Du hast den Vortritt."

„Na, dann ohne Umschweife. Was meinst du, wenn ich mich zu Ostern pensionieren ließe?"

„Bravo! Ganz meine Ansicht. Du nimmst mir das Wort vom Mund."

„So? Das freut mich. Dann wird es mir einigermaßen leichter, mit meinen leichtfertigen Plänen herauszurücken. Denn — erschrick nicht — ich möchte die paar Jahre, die ich bestenfalls noch vor mir habe, gern in der Stadt zubringen, wo das Leben etwas stärker pulst. Sieh mal," fuhr er fort, als der Sohn ihn unterbrechen wollte, „unser Herrgott kann da

nichts wider haben. Nachdem ich die langen Jahre nichts als sein streitbarer Hirte gewesen bin, wird er mir wohl verstatten, die kurze Spanne mit euch Mensch zu sein, im Sinne der Welt. Ich denke, meine Antezedentien werden zu einem Ausgleich schon reichen."

„Versteh' ich recht, Vater? Du willst übersiedeln?"

„Ich möchte, bevor ich sterbe, gern etwas von der Lebensaufgabe meines Sohnes sehen. Nicht aus Pflichtgefühl — du tust deine Pflicht allein — sondern, nun ja: aus der Blutsverwandtschaft heraus. Ich möchte in eure Welt hineingucken, mich darin herumführen lassen und — mit ein bißchen Eitelkeit auf meine Kinder sehen, die dort mit hellen Augen auf ihrem Posten stehen. Und, um mich nicht besser zu machen als ich bin, ich möchte auch gern einmal wieder etwas von eurer Oper und euren Konzerten hören. Ich hab' die ganze Nacht hindurch eine wahre Kindersehnsucht nach dem Leben gehabt."

Der alte breitschultrige Herr blickte verlegen von der Seite auf den Sohn.

„Richard, würd' es dir keine Unbequemlichkeiten verursachen, wenn ich — sagen wir: in derselben Straße mit dir wohnte?"

„Mit mir in demselben Haus. Sonst tu' ich's nicht."

„Schön. Eine Etage höher oder tiefer als du. Meine Wohnung muß ich für mich allein haben."

„Das sollst du. Und nun laß dir mal recht herzlich danken. Siehst du, wenn wir auch verschiedene

Wege gegangen sind und oft verschiedener Meinung gewesen sind — daß wir im Grunde die Wanderungen doch immer miteinander gemacht haben, das verspür' ich heute wieder."

Und der Alte erwiderte: „Wenn du selbst einmal ein Kind hast, und es nimmt ganz andere Bahnen als du, wirst du das noch stärker spüren. Der Vater läuft im geheimen doch immer hinterher."

Auf dem Bahnhof umarmten sie sich kräftig.

„Daß du mir nicht ohne die Schwiegertochter heimkommst!"

„Wenn sie nun gar nicht an mich denkt?"

„Was? Das seid ihr mir jetzt schuldig."

Dann eilte der Zug gen Frankfurt. — — Johanna Grube erwartete den Freund in der Bahnhofshalle, und Richard Marschall blickte sich um, als vermißte er etwas.

„Sie wollte nicht mitkommen," sagte Johanna Grube, „sie hatte den absonderlichen Einfall, spazieren zu gehen."

„Wissen Sie, wohin sie gegangen ist, Johanna?"

„Hinauf zu dem alten Park am Öderweg."

„Und — und sie hat mir nichts bestellen lassen?"

„Doch. Das gerade sollte ich Ihnen sagen."

„Es ist jetzt sechs Uhr. Wenn wir pünktlich bei Bettermanns sein sollen —"

„Ich war schon drüben und habe mitgeteilt, daß Sie nicht vor neun Uhr dort sein könnten. War das recht so?"

„Johanna, das sind drei Stunden. In drei

Stunden kann man kein Haus aufbauen, aber zur soliden Grundsteinlegung langt's."

„Es wäre schön," meinte sie lächelnd, „wenn wir heute abend eine doppelte Feier begehen könnten. Meister Bettermann würde es für ein gutes Omen halten, wenn sich an seine Hauseinweihung gleich eine Grundsteinlegung knüpfte."

„Ach, Johanna, was tät' ich nicht alles Meister Bettermann zuliebe!"

„Jetzt werde ich Sie allein lassen," sagte Johanna Grube, als sie die Haltestelle der Straßenbahn erreicht hatten. „Dort kommt der Wagen zum Oderweg. Schnell, springen Sie auf. Gott befohlen!"

Dann ging sie, ihm nachwinkend, elastischen Schrittes ihrer Wohnung zu, und alles war hell und frei in ihr, und ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit dem Glück der beiden Menschen, auf die sie ihre Liebe verteilt hatte, um ihre Liebe nicht zu verlieren.

Helga Nuntius stand an der Parkmauer, als Richard Marschall von der Lersnerstraße herüberkam. Aber sie schaute nicht in den Garten, sie schaute ihm entgegen.

„Richard — —!"

Er griff nach ihren Händen und hielt sie fest, bis sich ihr fliegender Puls beruhigt hatte.

„Frau Helga . . ."

„Da geb' ich Ihnen ein Stelldichein," und ihr Blick irrte scheu an ihm vorüber in den Park. Der lag in harrender Sommerstille.

„Wie lieb mir dieser Platz ist," antwortete er, „wie eine heimliche Wiege des Lebens."

Jetzt muß ich sprechen, dachte sie, und nun finde ich nicht ein einziges Wort.

Da kam er ihr zur Hilfe.

„Wollen wir ein Stück in die Felder gehen? Die Straße ist heute so laut."

„Ich möchte es gern. Aber — wir werden erwartet?"

„Die Feldeinsamkeit wartet nicht minder."

Wortlos gingen sie vorwärts und bogen in die Feldmarken ein. Der rote Mohn brannte in dem gelben Getreide. Da hatten sie beide dasselbe Bild, und ihre Blicke begegneten sich.

„Entsinnen Sie sich, wie wir zu Ihrem Vater kamen? Ich hatte Haar und Kleid mit rotem Mohn besteckt und war ganz erschrocken, als ich seinen großen Blick auf mir fühlte. Er hat sehr strenge Ansichten, Ihr Vater, nicht wahr, Richard?"

Da dachte Richard Marschall an die letzte Nacht und weiter an den Weg zum Eppsteiner Bahnhof.

„Die Ansichten meines Vaters sind jetzt auch die meinen."

„O — —," machte sie fassungslos.

Er blickte sie überrascht an. Und dann sagte er lachend: „Oder besser: mein Vater denkt jetzt wie ich. So oder so! Es bleibt in der Familie."

„Gott sei Dank!" kam es unwillkürlich über ihre Lippen.

„Weshalb denn das — —?"

„Weil ich mich sonst — gefürchtet hätte, Sie — etwas — zu fragen, Richard."

„Also fragen Sie, Frau Helga."

„Nein, nein, jetzt nicht, später." Und sie ging schnell vorauf auf dem engen Feldrain.

„Sie tragen ein weißes Kleid wie damals, als wir durch den Taunus wanderten," sagte er nach einer Pause, und sein Auge umfaßte die geliebte, mädchenhaft schlanke Gestalt.

„Das muß ein Zufall sein," erwiderte sie schnell.

„O, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen."

„Nein, ich entschuldige mich auch nicht."

„Also ist es kein Zufall?"

„Nein."

Da begann er, allen Mohn zu pflücken, der seinen Händen erreichbar war, und sie mußte anhalten und sich Kleid und Haar damit bestecken.

„Ich will Sie haben, wie Sie damals waren, Frau Helga," und er bog eine widerspenstige Blume in ihrem Haar zurecht. „Dann ist mir, als läge zwischen dem Damals und dem Heut gar kein Zwischenraum von sechs Jahren, sondern wir nähmen das Leben wieder auf, wo wir es damals verlassen haben."

Heiß stieg es ihr unter seinen Händen in die Wangen. Sie bewegte die Lippen, aber die Worte wollten nicht. Und Richard Marschall tat, als merkte er nicht ihr Bemühen.

„Richard!"

„Frau Helga?"

„Hat — hat Ihr Herr Vater sich meiner erinnert?"

„O, wie eitel!" lachte er belustigt.

„Es ist keine Eitelkeit," sagte sie, und ihre Augen blickten nach innen, „aber ich möchte es wissen."

„Er hat mehr von Ihnen gesprochen als von mir. In dieser Nacht trank er Ihr Wohl, und noch auf dem Bahnhof trug er mir Grüße auf."

„Und das — das mit der Scheidung — weiß er?"

„Er trug mir seine Grüße auf," wiederholte Richard Marschall.

„Und trank mein Wohl —," meinte sie leise und schloß eine Sekunde die Augen. „Ich glaube, das war das Schönste."

Sie schritt wieder vorauf, bis der Feldrain sich verbreiterte und ihnen beiden Platz ließ.

„Richard —"

„Frau Helga?"

„Das Urteil —"

„Das Urteil ist erfolgt?"

„Ja, nun ist es erfolgt. Seit vorgestern bin ich frei!"

Dann wurde es ganz still zwischen ihnen.

Kommt er mir nicht zu Hilfe? dachte sie, und ihr Herz schlug so laut, daß sie glaubte, der andere müsse es hören. Da ging sie nur umso schneller.

Ist das alles, was sie mir zu sagen hat? dachte er erblassend und hielt Schritt. Weshalb spricht sie nicht weiter? Weshalb ist es hier so still? Aber auch ihm kam kein Wort, und er quälte sich an ihrer blassen, mohngeschmückten Schönheit.

Sie erreichten das Dorf Eschersheim, abgespannt von der inneren Unruhe.

„Lassen Sie uns ein paar Minuten rasten," bat sie.

Er kannte das Wirtshaus am Ende der Dorfgasse, und sie suchten es auf. Nur um eine Limonade zu trinken. Aber sie kühlte nicht.

„In anderthalb Stunden müssen wir zurück sein." Das klang in seinem Mund wie Selbstverspottung.

Da rang sich alles in ihr los. Diesen bitteren Mund jetzt küssen, mit ganz heißen Lippen, ganz wild und ganz demütig.

„O Sie blinder, blinder Mann."

„Machen Sie mich sehend!"

„Ich weiß nicht, was mir ist. Aber daß ich jetzt unaussprechlich fröhlich bin, das weiß ich. So fröhlich, daß, wenn wir nicht schnell die Wirtsstube verlassen, ich irgend eine unerhörte Dummheit mache."

„Frau Helga! Eine Dummheit? Eine richtige junge Dummheit? Das ist das erste vernünftige Wort!"

Dann standen sie draußen und sahen sich mit blitzenden Augen an.

„Laufen möcht' ich. Wie damals die Halden hinab im Taunus. Bitte, Richard!"

Da rannten sie zusammen durch die dämmerige Dorfstraße.

Und im Laufen schoß es Helga durch den Sinn: Bevor wir dort hinten das letzte einsame Gehöft erreicht haben, muß ich es ihm sagen.

Da hielt sie ein. Ein wilder, nie gekannter Übermut war über sie gekommen.

„Ich kann nicht mehr. Ich bin todmüde. Wenn Sie mich heimbringen wollen, müssen Sie mich tragen."

Sie sprang auf einen Feldstein und streckte die Arme nach ihm aus.

Da nahm er sie.

„Kommen Sie her, Sie liebes, müdes Kindchen."

Sie legte ihm die Arme um den Hals und lag ganz still an seiner Brust.

„Ich bin aber gar nicht müde," sagte sie nach einer Weile.

„Was sind Sie nicht?"

„Ich bin gar nicht müde. Ich habe gelogen."

„Das ist doch mal eine angenehme Lüge. Für den Betroffenen wenigstens. Aber nun auf der Stelle heraus mit dem Grund!"

„Ich wollte mich von Ihnen tragen lassen."

„Stellen Sie sich das so schön vor?"

„Richard, Richard! Ja, ja! Wunderbar schön!"

Das schwang sich wie ein Lachen über die abendliche Flur.

Wie angewurzelt stand der Mann, und er schaute schweratmend zu der Frau empor.

Da hob sich Helga Nuntius rasch auf seinem Arm, daß ihre Augen leuchtend über den seinen standen. Und dann legte sie ihre Lippen fest auf seinen Mund.

Wie ein Staunen kam es über sie beide ...

Und als Helga Nuntius den Kopf wieder hob,

war sie blaß bis unter das dunkle Haar. Aber das Leuchten in ihren Augen war geblieben.

„Richard — —"

„Sprich weiter oder küß' mich. Nur daß ich weiß: das ist kein Scherz!"

Da glitt sie zu Boden und nahm schnell seinen Kopf zwischen ihre Hände.

„Nein, nein, das war kein Scherz! Du, du! Das überkam mich, daß ich es tun mußte! Mußte! Mußte! Damit du sahst: mir ist alles gleich, wenn du mich in die Arme nimmst."

Da schlang er den Arm um sie. — — Und sie maßen sich verwundert, als seien sie gewachsen.

„Komm, Helga!"

Sie strich ihm über die Augen.

„Ob du mich willst, sag mir!"

„Seit ich dich kenne! Das sind sieben lange Jahre."

„Deshalb, deshalb, weil es so lange geworden ist! Die Helga, die du liebtest, existiert ja gar nicht mehr."

Er hatte ihren Arm in den seinen gezogen und schritt mit ihr quer über das Wiesenland.

„So liebe ich dich doppelt! Die Helga Nuntius und — die Helga Marschall."

„Die Helga Marschall — —" wiederholte sie, als wäre das Wort eine ganz feine Melodie.

Und sie wanderten weiter, bis zu einer leichten Anhöhe, auf der sich der Weg schied, und sie wandten sich um und blickten auf Frankfurt, dessen Lichter

aus dem Dämmer tauchten und die Konturen der Türme und Warten zeichneten.

Links und rechts wogte das Getreide, und ein süßer, schwerer Duft stieg aus den reifenden Halmen.

„Das ist ein gesunder Duft," sagte Richard Marschall.

„Ach, du, du! Das ist so schön, gesund zu sein."

„Nun liegt dein Leben in meiner Hand," erwiderte er, „und ich will es vor Krankheit hüten."

„Richard, ich hab' das Leben so lieb gewonnen, weil du für mich das Leben wurdest."

„Und ich? Alles, was ich für die Kunst schuf, waren heimliche Lieder an dich. Ich hab' ja nur immer an das Leben gedacht, an das Leben mit dir."

„Im Frühjahr ..." sagte sie.

„Bis dahin bauen wir uns unser Heim. Ein kleines weißes Haus in einem großen Garten. Du mußt mitkommen und bauen helfen."

„Ich lass' dich nicht mehr allein. Nun teile ich Arbeit und Muße mit dir."

Sie saßen auf dem Feldrain und blickten noch immer auf die Stadt. Aus dem duftschweren, zitternden Korn um sie her leuchtete der rote Mohn.

Da legte Richard Marschall den Kopf in ihren Schoß und lag ganz still.

„Du — —!" sagte sie mit seltsam bebender Stimme. Und nach einer Weile beugte sie sich über ihn und sah ihm ins Gesicht und streichelte unablässig seine Stirn und sein Haar.

Er hörte ihren tiefgehenden Atem.

„Was ist dir, du Liebste?"

„Was mir ist? Frag' mich doch, wo ich bin? Du, du — nun bin ich zu Haus."

Da hob er die Arme und zog ihren Kopf zu sich herab, und ihre Lippen suchten sich unter reifendem Korn und fanden sich unter brennendem Mohn.

Und aus dem Korn läuteten tiefe Lebensstimmen, und die Blumen sangen die helle, schmückende Melodie. Das waren Akkorde voll Kraft und Schönheit.

„Kennst du das Lied?" fragte Richard Marschall und horchte.

Und sie horchte mit und vernahm es wie er, und sie sagte: „Du hast es mich gelehrt. Da bin ich froh und stark geworden, denn es sagt uns, weshalb wir leben."

Schulter an Schulter gingen sie über die Felder, aus denen das Lied stieg, und sie hörten es in den Straßen der Stadt und unter den Menschen, die sie erwarteten.

Wenn sie sich anblickten, hörten sie es, und wenn sie sich mit der Hand berührten.

„Es ist unsterblich," sagte Richard Marschall, „und wir sind es auch, wenn wir daran glauben."

„Ich glaube daran, Liebster."

Und fern am Horizont stieg es vor ihnen auf wie ein Park, in dem ein ständiges Blühen war und ein ständiger Gesang.

„Tritt ein," sagte Richard Marschall, „wir sind daheim." — —

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ldrbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Die wunderbare Brücke und andere Geschichten	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Das verlorene Wort. Roman	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 4. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 6. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Wolken und Sunnschein. 5. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorcks Offiziere. Roman von 1812/13. 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Auerbach, Berthold, Barfüßele. 43. Aufl.	Geh. M. 2.50 Lnbd. M. 3.50
—„— Sämtliche Schwarzwälder Dorfgesch. 4 Bände	Geh. Bd. 1: M. 1.80; Bd. 2: M. 1.80; Bd. 3: M. 2.—; Bd. 4: M. 1.80 Lnbd. Bd. 1: M. 2.50; Bd. 2: M. 2.50; Bd. 3: M. 2.70; Bd. 4: M. 2.50
—„— Auf der Höhe. Roman. 2 Bände	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Spinoza. Ein Denkerleben	Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 1.70
—„— Drei einzige Töchter. Novellen. 4. Aufl.	Lnbd. M. 3.—
—„— Deutsche Illustrierte Volksbücher. 2 Bände	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.60
—„— Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte	Geh. M. 1.40, Lnbd. M. 2.10
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen 17. Tsd.	Lnbd. M. 3.—, Ldrbd. M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tsd.	Lnbd. M. 3.80, Ldrbd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 9. Tsd.	Lnbd. M. 6.20, Ldrbd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 8. Tsd.	Lnbd. M. 4.—, Ldrbd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 40. u. 41. Tsd.	Lnbd. M. 4.20, Ldrbd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben 2. u. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 11. Aufl.	Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Böhlau, Helene, Salin Kaliske. Novellen. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die fäende Hand. Roman. 4. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein königlicher Kaufmann. Hanseatischer Roman 13.—15. Aufl.	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Nur wer die Sehnsucht kennt... Rom. 6. u. 7. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman	Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Federspiel. Westl. u. östl. Geschichten	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Schüler von Polajewo. 2. völlig veränderte Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Im polnischen Wind. Ostmärk. Geschichten. 2. Aufl.	Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl.	Geh. M. 7.—, Lnbd. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Die erste Beichte Miniatur-Ausgabe. 2. Aufl. Mit Porträt	Lnbd. M. 2.—
—„— Božena. Erzählung. 9.—11. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 6. Aufl.	Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 7. Aufl.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis — Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch.	Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Aufl.	Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

El-Correï, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Engel, Eduard, Paraskevúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 9. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bde. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. 3. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 8.—
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte
Roman. 2 Bände. 3. Aufl. Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Harbou, Thea v., Die nach uns kommen. Roman
2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. Ein moderner Totentanz. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Joggeli. Geschichte e. Jugend. 16. u. 17. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 61.—65. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 37.—41. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Da träumen sie von Lieb' und Glück!
Drei Schweizer Novellen. 21.—23. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Felix Notvest. Roman. 17.—20. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman
Mit Porträt. 31.—35. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 7.—10. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Burgkinder. Roman 1.—30. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman
14.—18. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Es gibt ein Glück ... Novellen. 26.—30. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hanseaten. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das Lebenslied. Roman. 43.—47. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 36.—40. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähl. 10.—12. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 76.—80. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman. 50. Aufl. Mit Porträt Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 7. u. 8. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 12. Aufl. Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen a. e. Alltagsleben – Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Geburt der Venus. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Heyse, Paul, Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Haus „Zum ungläubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman. 2 Bde. 26.—28. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Kelldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Himmlische u. irdische Liebe u. a. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 7.50, Lnbd. M. 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Meraner Novellen. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Neue Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 2 Bde. 14. u. 15. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Crone Stäudlin. Roman. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Aufl. Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 3.50
—„— Ostseemärchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Köst und Kinnerbeer — Und sowat mehr Zwei Erzählungen Lnbd. M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes, s. Kügelgen
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman 3 Bände. 61.—70. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Martin Salander. Roman. 39.—43. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 69.—73. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Züricher Novellen. 63.—67. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen — Sieben Legenden 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Original-Ausg. 26. u. 27. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Italienische Erzählungen Lnbd. M. 5.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Phantasieen und Märchen Eleg. kart. M. 3.—
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lilienfein, Heinrich, Ideale des Teufels Eine boshafte Kulturfahrt. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman 2 Bände. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Arme Mädchen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit Fabeln und Gedichte in Prosa 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirath und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Johs., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 10.—
Redwitz, O. v., Hymen. Ein Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen Gesamt-Ausgabe. 8. Aufl. (41.—45. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (3. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Seidel, Heinrich, Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamt-Ausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben Gesamt-Ausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 9. Tsd. — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tsd. — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlasse herausg. v. H. W. Seidel. 2. Tsd. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Straß, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 11. u. 12. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 6. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Für Dich. Roman. 16.—20. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Herzblut. Roman. 16.—18. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman. 6. u. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebestrank. Roman. 16.—20. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 6.—8. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der weiße Tod. Roman. 16.—18. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman 47.—49. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung 31.—33. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg Roman. 81.—85. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Hohe Lied. Roman. 51.—55. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Die indische Lilie. Sieben Novellen. 16.—20. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—, Hlbfrzbd. M. 4.50
—„— Frau Sorge. Roman. 126.—135. Aufl. Mit Jugendbildnis — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Frau Sorge. Roman. 100. Aufl. Mit Porträt Buchschmuck von J. V. Cissarz — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten 35. u. 36. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Telmann, Konrad, Trinacria — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Voß, Richard, Alpentragödie. Roman. 5. u. 6. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Römische Dorfgeschichten. 5. verm. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben 2. u. 3. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Richards Junge. (Der Schönheitssucher) Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Widmann, J. V., Touristennovellen — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Adonis u. andere Geschichten. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Dämonen u. andere Geschichten. 3. u. 4. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Wilbrandt, Adolf, Erika — Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Fesseln. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Franz. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Irma. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Opus 23 und andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Osterinsel. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Familie Roland. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 8. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman 18. u. 19. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Du bist mein. Zeitroman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. E., Tante Eulalia's Romfahrt Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—